42. Jahrg. / Juni 1928 / 10. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Rm.



Inhalt des Juniheftes:

BOHN

KRITISCHE KÄUFER

kommen nach scharfer Prüfung aller Angebote immer wieder auf den «Wanderer»-Wagen zu. Dieses Fahrzeug leistet, wie die Erfahrung lehrt, ganz Außerordentliches. Selbst nach einigen hunderttausend Kilometern stärkster Beanspruchung ist der «Wanderer» noch kaum nennenswert abgenützt, sodaß sich Reparaturen auf ein Mindestmaß beschränken. Die Überlegenheit des «Wanderer» wird noch größer, wenn man die Geschmeidigkeit seines Motors, seine weiche Federung und behagliche Innenausstattung, seine künstlerische Durchbildung in Form und Farbe und seinen äußerst geringen Brennstoffverbrauch in Betracht zieht. Es ist daher nur folgerichtig, daß der kritische, wählerische und anspruchsvolle Käufer dem «Wanderer»-Wagen den Vorzug gibt.

WANDERER
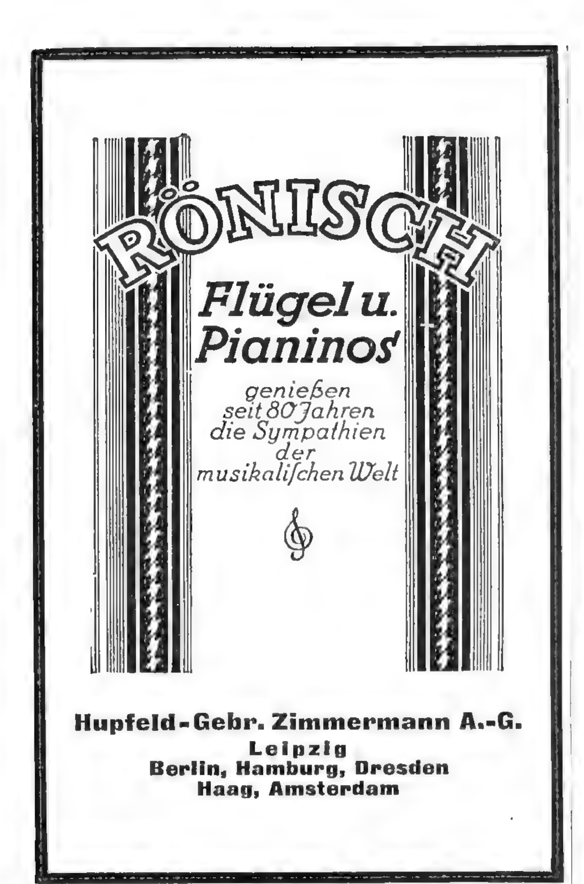




DAIMLER-BENZ A.-G.


OPEL
OPEL
OPEL
OPEL
OPEL
OPEL
OPEL
OPEL DER GROSSE WURF
MODELL EUROPA
OPEL SECHSZYLINDER
VIERSITZER 4600.— RM • LIMOUSINE 4900.— RM • LUXUS-LIMOUSINE 5400.— RM
Mit einer Sieghaftigkeit ohne gleichen hat Opels neuer Sechszylinder seine Bahn genommen. Ganz besonders im Ausland — wo auch immer er erschien: auf den Ausstellungen von Amsterdam, Kopenhagen, Wien, Genf — überall hat er solche Fülle der Bestellungen auf sich gezogen, daß das Werk Mühe hat, nachzukommen. Daß Genialität des deutschen Konstrukteurs, Sorgfalt des deutschen Arbeiters, Geschmack des deutschen Künstlers wirksam waren, ist selbstverständlich. Was aber mehr bedeutet: Glück hat hier die unendlichen Beziehungen der Pläne und Ausführungen zu einer Einheit und Vollendung gebracht, wie sie nur selten sich ergeben. Der Opel 2 Liter Sechszylinder ist der
WAGEN EUROPAS
geworden, der Wagen, der die Eigenart europäischer Verhältnisse wie kein anderer getroffen hat. Gebrauchswagen, der höchste Leistungen mit höchster Wirtschaft verbindet, und Luxusfahrzeug zugleich, das im Gegensatz zum Massenfabrikat jedem persönlichen Wunsche schmeichelt: diese besondere Mischung — im Opel Sechszylinder ist sie Tat geworden. Er hat daher den Namen „Europa" erhalten.

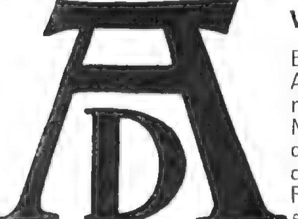

SIEGM.


RÖNISCH
Flügel u. Pianinos
genießen seit 80 Jahren die Sympathien der musikalischen Welt
Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.-G.
Leipzig
Berlin, Hamburg, Dresden
Haag, Amsterdam


Gütermanns
Nähseide

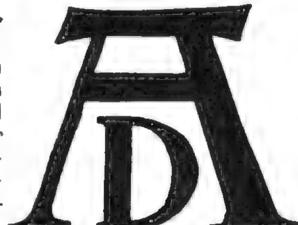
Reise- u. Kuraufenthalt

DAS DÜRER-JAHR 1928 IN NÜRNBERG



vom 6. April bis Mitte September

Einzigartige Ausstellung von Originalwerken Albrecht Dürers aus dem In- und Ausland in nie gesehener Zahl. Werke seiner Lehrer und Meisterschüler. — Große Ausstellung moderner deutscher Kunst (Malerei, Graphik, Plastik). — Bedeutende Ausstellungen in Archiv und Bibliothek. — Festspiele im Stadttheater, besonders der „Meistersinger von Nürnberg“. — Mittelalterliche Spiele.



Auskünfte jeder Art durch Fremdenverkehrsverein, Hauptbahnhof.

Besucht die drei ehemals freien Reichsstädte

die Kleinode deutscher Vergangenheit

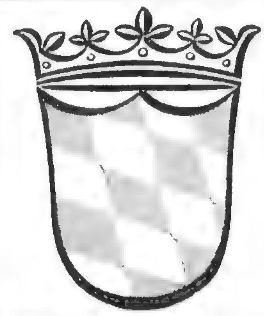
Rothenburg o. T. mit seinen historischen Veranstaltungen: Festspiel „Der Meistertrunk“, „Hans Sachs-Spiele“, dem „Historischen Schäfertanz“.

Dinkelsbühl **Tausendjahrfeier 18./20. Aug. 1928** m. seinem uralt. Heimatfest: „Die Kinderzeche“, dem althistor. „Schwertertanz“ u. einem histor. Festspiel (15./16. Juli).

Nördlingen mit seinen historischen Veranstaltungen: „Anno 1634“, historisches Schauspiel über die Schlacht bei Nördlingen. Ferner „Altdeutsche Tänze“.

An der alten Heerstraße durch Franken und Schwaben gelegen, bieten diese drei völlig mittelalterlichen Städte, jede mit besonderer Eigenart, durch landschaftliche Schönheiten, Kunstschätze und Baudenkmale unvergleichliche Reize. Wer die eine gesehen hat, kennt die andere noch nicht!

Auskunft, Werbeschriften, Wohnungsnachweis usw. kostenlos durch:
Verkehrsbüro Rothenburg o. T., Verkehrsausschuß Dinkelsbühl und den Verein Alt-Nördlingen.



MÜNCHNER FESTSPIELE

26. JULI MIT 31. AUG. 1928

RICHARD WAGNER

IM PRINZREGENTENTHEATER

W. A. MOZART

IM RESIDENZTHEATER

KARTEN UND ALLE AUSKÜNFTE DURCH DAS AMTLICHE BAYERISCHE REISEBÜRO, MÜNCHEN, PROMENADEPLATZ 16

BAD TÖLZ

in den Bayer. Alpen
Deutschlands größtes Jod-Bad
bei Arterienverkalkg., Nerven-, Stoffwechsel- und Frauenleiden. — Auskunft Verkehrsbüro.

Heilbad Hoheneck · Ludwigsburg (Wrttbg.)

Heilt Gicht, Rheuma, Herz, Nerven, Luftwege, Leber und Galle. Prospekt und Auskunft durch die Badeverwaltung.

Gelnhausen

(1 Bahnstunde von Frankfurt a. M.)

Hotel und Pension KURHAUS.
Billiger Kuraufenthalt. Solsprudelbad.
Prospekt durch MAGISTRAT.

BAD-NAUHEIM

45 Minuten von Frankfurt a. M.
Weltberühmte kohlensäurereiche **Kochsalzthermen** (30,5—34,4° C.)

Unerreicht bei **Herzkrankheiten, beginn. Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatism., Gicht, Bronchitis, Rückenmarks-, Frauen- u. Nervenl. Badekur, Trinkkur, Inhalatorium, Pneum. Kammern. Erholungsaufenthalt / Unterhaltungen / Sport. Badesalz-, Mineralwasser- und Pastillenvertrieb. Vorzügliche Unterkunft bei angemess. Preisen.**
Auskunftsschrift J. 2
durch Bad- u. Kurverwaltung und in Reisebüros.

= Reise- u. Kuraufenthalt =



Velhagen & Klasings

Taschenatlas für Eisenbahnreisende

mit erläuterndem Text u. einem Ortsverzeichnis herausgegeben von

Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzler

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis 7 Mk. in biegsamem Ganzleinenband

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

BAD bei Eisenach Thüringer Wald

Spezialkuren bei Herz- und Nervenleiden, Blutarmut, Bleichsucht, Frauenleiden, Rheumatismus und Gicht.
Stärkste kohlens. Eisen-Mangan-Arsen-Quelle Deutschlands. Starker kohlens. Kochsalzsprudel. Prospekt K u. Wohnungs-Nachweis durch d. Badedirektion.

LIEBENSTEIN

Stahl-, Sole- und Moorbäder — Trinkkuren — Luftkurort

Erholt Euch im schönen **Thüringen**

ARNSTADT altertüml. Stadt, Ruhesitz und Erholungsort **Bad Frankenhausen** Das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser	**Bad Blankenburg** im Schwarzatal. Herrl. Wälder, Berge, Täler. Sport. — Mittelstandspreise. Gross. Prosp. S durch d. Kurverwaltung	**EISENACH und die WARTBURG** D. ideale Erholungsort, Kurbad. Gratisprosp. S	**Finsterbergen** „... ist somit Gesundbrunnen für Erholungsbedürftige, Eldorado f. Naturfreunde!“ (Ein 25 jähr. Jubiläumsgast)	**Friedrichroda** Der Kurort d. Thüringer Waldes für Erholung und Sommerfreude
OBERHOF 800–1000 m. Kur, Sport. Sommer, Winter. Schnell erreichbar	**BAD SALZUNGEN** Sol- und Moorbad mit grossem Inhalatorium	**Schwarzburg** „Die Perle Thüringens“ Auskunft durch die Kurverwaltung	**TABARZ** a. Fusse d. 920 m hohen Inselberges. — Grosses Schwimmbad. Postauto von Station Fröttstädt zu allen Hauptzügen	**Bad Liebenstein** das Heilbad für Herz und Nerven **MASSERBERG** Rennsteig Höhenluftkurort 830 m

Kostenlose Prospekte durch die örtlichen Verkehrsvereine, Kur- u. Stadtverwaltungen

---

Eisenach u. die Wartburg

Der ideale Fremdenplatz, Kurbad und Luftkurort
Kostenfreie Prosp. vom Verkehrsverein.

• **Hotel DER RAUTENKRANZ** / **Erstes Haus am Platze** / **Autohallen** / **Fernruf 1532, 1533** •

Augen- Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

BERLIN-SÜDENDE ⋆ Asthmakurhaus
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

BAD MEINBERG
(Teutoburgerwald)
Station: Horn – Bad Meinberg

Altberühmtes Schwefelschlamm- und radioaktives Kohlensaures-Gasbad. — Hervorragende Erfolge bei Gicht, Rheumatismus, Herz-, Nerven-, Leber- und Gallenleiden, Arteriosklerose, Blutstockungen (Thrombose) und Frauenkrankheiten.

15. April bis 15. Oktober

Preiswerte Unterkunft. / Badeschrift durch die Kurverwaltung.

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Frühjahrs- und Sommer-Kurorte in der Schweiz





Basel Rathaus

Bern-Loetschberg-Bahn

Jungfrau von Interlaken

SOMMER IN DER SCHWEIZ

Zahlreiche Höhenkurorte, wundervolle Ausflüge und Spaziergänge, Hochtouren, Radsport, Automobilsport usw.

Für Auskünfte jeder Art über Reisen, Fahrkarten, Kurorte, Heilbäder und Sanatorien sportliche und künstlerische Veranstaltungen, sowie öffentliche und private Erziehungsanstalten, Sehenswürdigkeiten usw. wende man sich an die **Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich und Lausanne, Schweizer Verkehrsbureau, Berlin NW 7,** Unter den Linden 57/58 und alle **Reiseagenturen,** sowie alle **Verkehrsbureaux** der untenstehenden Kurorte.

In den SCHWEIZER STÄDTEN

Basel
die typische Schweizerstadt am Rhein. Berühmte Kunstschätze (Böcklin, Holbein). Ausgangspunkt für alle Schweizerreisen.

Genf
Sitz des Völkerbundes. „Ein reizender Aufenthaltsort, für den ich in keinem andern Land der Welt einen ebenbürtigen gefunden habe." J. J. Rousseau.

Zürich
die bedeutendste Schweizerstadt. Neue Tagesschnellzüge Berlin-Stuttgart-Zürich 15 Std. Köln-Schwarzwald-Zürich 11 Std. Fluglinie Berlin-Zürich 5 Std.

Lausanne-Ouchy
Genfersee. Idealer Aufenthaltsort zu jeder Jahreszeit. Erziehgs.- u. Bildungszentrum. Golf, Tennis, Wassersport, Strandbad.

In GRAUBÜNDEN

dem Alpenland der 150 Täler.
Vorzügliche klimatische Verhältnisse. Saison Mai-September. Weltbekannte Luftkurorte, Mineralquellen u. Bäder. — Alle Sommersporte. Besteingeführte Hotels u. Pensionen.

Im BERNER OBERLAND

Eine Fahrt mit der **Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn,** der hochinteressanten, internationalen Nord-Süd-Transitlinie mit vorzüglichen Verbindungen und direkten Wagen, ist ein seltener Hochgenuss. **Adelboden,** 1356 m. Bestbekannter, hochalpiner Kur- und Sportplatz I. Ranges. Hotels für alle Ansprüche. **Interlaken,** das gesellschaftliche Zentrum des Berner Oberlandes, ist das Ziel aller Besucher der Schweiz. Pensionspreise von Fr. 8.— an. Kursaal, Unterhaltungsspiele. Sport etc. Zu Füssen der Gletscher liegen **Grindelwald, Kl. Scheidegg, Lauterbrunnen, Mürren, Wengen.** Das **Jungfraugebiet** (800—3457 m) ist einer der schönsten Flecke der Schweiz. Elektrische Bahnen nach den luftigen Höhen: **Schynige Platte, Mürren, Allmendhubel, Kl. Scheidegg** und dem Wunder in Eis und Schnee, dem **Jungfraujoch,** Europas höchster Bahnstation.

Im WALLIS

Zermatt, 1620 m. Idealstes Feriengebiet a. Matterhorn inmitten der höchsten Schweizeralpen mit der weltberühmten **Gornergrat-Bahn,** 3136 m. **Furka-Oberalp-Bahn,** die unvergleichliche Alpenbahn von der Rhone zum Rhein. Die elektrische **Martigny-Chamonix-Bahn** verbindet die Simplonlinie mit dem Mont-Blanc-Gebiet, mitten durch wunderbare Schluchten hindurch.

In der ROMANISCHEN SCHWEIZ

Hohen Genuss bietet eine Reise von **Montreux** nach **Interlaken** mit der **Montreux-Berner-Oberland-Bahn. Villars-Chesieres-Arveyes,** 1300 m. Ideale Bergstationen. Sportzentrum, Golf.

Bürgenstock bei Luzern ⋆ Luft-Kurort 870 m ü. M.

PALACE HOTEL / GRAND HOTEL / PARK-HOTEL

GOLF — TENNIS — WALD-STRANDBAD — GARAGE / KURARZT / SAISON: MAI-OKTOBER

ANDERMATT **am St. Gotthard.** 2 Autostunden von Luzern-Interlaken-Lugano-Engadin-Zürich. Schneesicherster Wintersportplatz. **Danioth's Grand Hotel.** Erstklassig in Komfort und Verpflegung zu mässigen Preisen. — Orchester / Tennis / Kinderspielplatz / Garage. — Rendez-vous für Abendunterhaltung.

PONTRESINA ⋆ **Parkhotel** 130 Betten. Sonnig und ruhig gelegen. Von Familien bevorzugt. Sommer u. Wintersport.

Engadin 1803 m **Schweiz**

Zweighaus: **Schlosshotel Enderlin, Pontresina. Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).**

= Reise- u. Kuraufenthalt =

Frühjahrs- und Sommer-Kurorte in der Schweiz

Empfohlene Hotels und Pensionen

BASEL ★ **Hotel Victoria u. National.** Gegenüber Bundesbahnhof. Von Deutschen von jeher gern besuchtes Familienhotel. Haus I. Rgs. mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Zwei Personen-Aufzüge. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Privat-Bäder. Drei grosse Garagen in nächster Nähe. Mässige Preise. **Paul Otto**, Besitzer.

Andermatt · **Bellevue-Palace I. Ranges** i. schönster Kurlage. Park, Tennis. Idealer Höhenkurort. Orchester. Fliess. Wasser i. d. Z. Garage. Pension ab Frs. 17.—. Prospekte. **A. Müller**, Bes.

Arosa **Hotel Arosa Kulm.** Erstkl. Famil.- u. Sport-Hotel. Höchste, sonnigste Lage inmitt. schönst. Alpenmatten. 2 Tennis. Garage. **Modernst. Komf.** Orch., Dancing. Sais.: Juni-Sept. Dir. **F. Helbling.** *Schweiz. 1850 m ü. M.*

Basel ★ **Park-Hotel Bernerhof** Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. **G. Maizet-Hertenstein**, Bes.

Berchtesgaden · **Haus Geiger.** Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. **Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.** Pension v. M. 8 — bis M. 9.50. Prospekt durch Dir. **F. Freylinger.**

Brannenburg · **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m) am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Braunlage (Oberharz) · **Pension Bremer.** Vornehmes, ruhiges Haus in bester Höhenlage. Eigene, grosse Liegewiese. — Zimmer einschl. guter Verpflegung 7—8 Mark.

Kurhaus und Erholungsheim
BURGFLUH
ob Kerns, Brünigroute, bei Luzern und Vierwaldstättersee. Luftkurort I. Ra ges. Physikal-diät. Kneipp- u. Dr. Bircher-Methoden. Einzig schöne Lage mit grossem Naturpark. Kurarzt Dr. med. Wüscher Prospekte verlangen.

Cortina d'Ampezzo / Italien (die Perle der Dolomiten). **Miramonti-Majestic-Hotel.** Prachtvolle, ruhige, staubfreie Lage am Walde. 300 Betten. Fliessendes Wasser. Appartements mit Bädern. Hausorchester. Tennis. Bes. **Romeo Manaigo.**

Dresden ★ **Hotel Bellevue**
Generaldirektor R. Ronnefeld.
Weltbekannt, sehr vornehm. Unvergleichliche Lage.
Mit allen zeitgemässen Einrichtungen.

Flims-Waldhaus **Park-Hotel Waldhaus.** Führendes Haus in domin. Lage. 340 Betten. Pension v. Frs. 18.—, Juni u. Sept. v. Frs. 17.— an. Zweighäuser: H. Segnes u. Bellavista v. Fr. 12.50 an.

Friedrichroda in Thüringen — **Hotel Herzog Ernst**

Bad Harzburg **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohl. Haus Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. = Bes.: **Gebr. Bode.** = Fernsprecher 28

Bad Harzburg · **Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere).** Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sol- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer 10—13 M. **Otto Südekum.**

Luzern **Hotel St. Gotthard-Terminus.** Altbek., bestrenomm. Haus I. R. in bester Lage a. See, nächst Bahn u. Schiff. Sämtl. Zimmer mit fliess. Wasser. App. mit Bad. Kulante Preise. **W. Doepfner**, Bes. u. Leiter.

Luzern **Hotel Monopol u. Metropole.** Gegenüber Bahnhof u. Schiffstation. Von Deutschen bevorzugtes Haus. Zimmer mit fliessendem Wasser. Appartem. mit Bad. Gr. Restaur. Dir. **Eug. Wagner.**

Montreux ★ Grd. Hot. **EDEN.** Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard**, Besitzer.

Oberhof / Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Bad Oeynhausen ★ **Badehotel Königshof** Bes. Otto Bartels. — I. Haus am Platze. 50 Thermalbäder im Hause. Sämtliche Zimmer mit fliess. Kalt- und Warmwasser.

PARIS **HOTEL VIOLET.** **Passage Violet.** Im Geschäftszentrum. Mit modernstem Komfort eingerichtet. Erstklass. Restauration. Bestempfohlenes Haus bei mässigem Preis. — Telegramm-Adresse: Telviolet Paris.

Partenkirchen ★ **Hotel „Der Kurhof"** Schönstgeleg., vornehmes Familienhaus. — Näheres Prospekte.

Pontresina (Engadin) 1830 m ü. M. **Hotel Pontresina** Haus ersten Ranges in sonniger, freier Lage. Garten. — Garage. — Pension von 17 Frs. an.

Pontresina ★ Hotel Schweizerhof. Sonnigste Lage. — Pensionspreis Sommer von 15 Frs. an. Winter von 17 Frs. an. Direktion **Walther.**

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

Bad Sooden-Werra ★ das schönste Solbad in Bergluft, Wiesen- und Waldesduft. **Kurhotel Gundlach** Altbekanntes Familienhaus in bevorzugter Lage. Zimmer u. beste Verpflegung ab 7 Mark.

St. Blasien **Villa Gertrud** ★ **Südl. Schwarzwald.** 800 m ü. M. — Pension M. 6 - bis M. 7.—. Für Erholungsbedürftige. Infektiöse ausgeschlossen. Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Karersee – Carezza al Lago ★ Höhenstation I. Ranges (1670 m) an d. **Dolomitenstrasse.** **Karersee-Hotel** Modern gediegen. — 460 Betten. Ideal für Ruhe und Erholung, für Bergsport, Autotouren, Golf und Tennis. Auskünfte durch **E. Rohr**, Dir., Karersee-Hotel, Prov. Bolzano, Italien.

MALOJA
Der hochalpine Kur- und Sportplatz i. herrlicher, wald- und seereicher Gebirgslandschaft. — Golf, Tennis, alle Berg- und Wassersporte.
Engadin, 1 Stunde von St. Moritz

Hotels mit eig. Garagen:

Palace	300 B.	Pens. v. 18 fr. an
Maloja Kulm	50 B.	„ „ 12 „ an
Schweizerhaus	30 B.	„ „ 12 „ an

Prospekte auf Verlangen

PONTRESINA ★ **PALACE HOTEL** Engadin 1800 m ü. M. Schweiz. Inmitten einer Hoch-Alpenwelt von unvergleichlicher Pracht. Freie, sonnige Lage. — Unzählige Spazierwege. — Hochtouren in nächster Nähe des Hotels. — Tennis, Golf. Direktor **C. F. Eicher.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Hotels und Pensionen

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock.**
Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 280 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 11.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Bes.: **Theodor Schäfer.**

Weggis *Vierwaldst. See.* ⋆ **Park-Hotel** Erstes Haus am Platze. Fliess.Wass. i.d. Zimmern. Appartem. m. Bad. Gross. Park am See. Strandbad. Tennis. Pens. von Frs. 12.50 an.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C1.



Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.



Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden - Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Sanatorium Ebenhausen 700 m ü. M. **bei München**
f. innere Kranke sowie Nervöse u. Erholungsbedürftige. Aerztl. Leitung: Prof. Dr. Edens, im Winter zus. m. Dr. E. Schlagintweit.

San.-Rat **Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof Friedrichroda in Thür.,** gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerl. Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / **Dr. Landerer Söhne.**
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Luftkurort Görbersdorf in Schlesien, 561 m.
Heilanstalt am Buchberg für Lungenkranke des Mittelstandes.
Leit. Arzt: **Dr. med. Schnurrer.** — Kurschriften d. d. Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Goslar a. Harz · Sanatorium Theresienhof
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hahnenklee Oberharz Fernspr. 44 **Sanatorium Hahnenklee**
(600 m ü. d. M.) für Innere- und Nervenkranke, für Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. **Dr. Schulz.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun u. Dr. **G. W. Unna.**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. **Höchstgelegene deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen · Sanatorium für lungenkranke Frauen.
(Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Jlten" b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. **Grosse, eig. Landwirtschaft** mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 4 Aerzte. Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover Nrd. 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt** für Nerven- und Gemütskranke. Psychotherapeutische Behandlungen u. Entziehungskuren. Prospekt. Teleph. Esslingen 197. Besitzer u. leit. Arzt: San.-Rat **Dr. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

KURHAUS BAD NASSAU
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Kuranstalt Neufriedenheim / München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. Für Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.-R. **Dr. K. Ranke.**

PARTENKIRCHEN Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**
Sanator. f. Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige. 4 klin. langj. vorgeb. Aerzte.
Unter ders. Leitg. das vornehme Familienhotel **„Der Kurhof",** Pensionspreis ab Mk. 9.— aufwärts.
Beide Häuser ganzjährig geöffnet. Übergangszeit Ermässigung. Näh. u. Prosp. durch den Besitzer Geh. Hofrat **Dr. Fl. Wigger.**

Sanitätsrat **Dr. Wiedeburgs Waldsanatorium Schwarzeck**
in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Neuigkeiten vom Büchertisch

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Romane und Novellen

Gunn, Äneas. **Wir aus dem Niemals.** Roman aus dem australischen Busch. Aus dem Englischen. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis Mk. 5.50. (Sieben Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin-Zehlendorf.)

Hebel, Johann Peter. **Gedichte, Geschichten, Briefe.** Herausgegeben von Philipp Wittop. (Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br.)

Luhmann, Heinrich. **Die Heiligen in Holzschuhen und andere Geschichten.** Mit Holzschnitten von Rudolf Wirth. (Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.)

Neuburger, Otto. **Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur.** Ein Lesebuch. (Bücher der Bildung.) Preis Mk. 3.—. (Albert Langen, München.) — 50 Beiträge aus Berufsromanen.

Österreichs Dichterbuch. Festgabe österreichischer Dichter an den Deutschen Schulverein Südmark. Preis Mk. 4.50. (Verlag der Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz.) — Diese Sammlung erweist, daß auf Österreichs Boden auch heute noch ein gesundes, bodenständiges deutsches Schrifttum gedeiht.

Oldfield, Peter. **Der gestohlene Geheimvertrag.** Ein Völkerbundroman. Aus dem Englischen. Preis Mk. 5.—. (August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW.)

Unsere deutschen Erzähler. (Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt, Berlin SW 61.) — Eine von Walter Hamberger herausgegebene „Reihe deutscher Dichtergaben unserer Zeit"; jeder Band gebunden Mk. 2.50. — Uns liegen Bändchen vor von Frieda H. Kraze, Auguste Supper, Hans Christoph Kaergel.

Literaturgeschichte

Borchardt, Rudolf. **Handlungen und Abhandlungen.** (Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.)

Beyer, Harald. **Norwegische Literatur.** (Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abt.: Literaturgeschichte. Herausgegeben von Paul Merker.) Preis Mk. 3.50. (Ferdinand Hirt, Breslau.)

(Fortsetzung S. 28.)





═ Deutsche Bücher ═

REINHOLD CONRAD MUSCHLER



Von dem erfolgreichen „Bianca Maria“-Dichter
ist soeben erschienen

Basil Brunin

Ein Roman der Anderen

Das herb-schöne Zell, das blütenflammende Capri und Ägypten mit seinen Wundern sind neben dem Schaffenszentrum des Helden, Berlin, die Schauplätze einer dramatisch bewegten Handlung voller Spannung, die in furiosen Rhythmen gestrafft ist. Der Gelehrte und Forscher Basil Brunin, von den „Anderen“ getrennt, äußerlich durch sein Gebrechen, noch weltenweiter jedoch innerlich durch die Übermacht seiner technischen Planungen und Schöpfungen, die die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Welt einschneidend ändern, kämpft gegen Neid und Haß um sein Werk und Menschentum. Sein Weg führt ihn in tiefste Einsamkeit. Um ihn herum sind Gestalten geballt, deren soziale oder ethische Veranlagungen sie wiederum zu „Anderen“ stempeln. Gauner, Hochstapler und vom Schicksal zertrümmerte Männer kreisen um Frauen, die in ihrem Bekennen zum Eros an den Gesetzen der starren Moral der Gesellschaftsform ihr eigenes Ich zugrunde richten. Aus dem Wirbel dieser Verlorenen ragt das reine Weibsein der Tochter Basil Brunins als Fanal des Menschlich-Guten auf. Eine Welt der realen Tatsachen in einem Buche, das mit Leben geladen ist.

Dieser neue Roman Muschlers zeigt erneut eine starke Gestaltungskraft und wird dem Leser zum unvergeßlichen Erlebnis.

In der Original Unger-Fraktur auf rein holzfreiem Papier gedruckt. Sorgfaltigste Ausstattung. Einbände mit Goldpragung. Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Geheftet M. 5.—; in Ganzleinen geb. M. 8.—; in Halbleder geb. M. 12.—; einmalige Vorzugsausgabe von 50 Exempl. in Ganzleder geb. M. 18.—, numeriert und vom Verfasser handsigniert.

KARL GRAF ZU EULENBURG



Nach den „Brunnen der großen Tiefe“ erschien
soeben der Roman

Die Schicksalslosen

Das Werk jagt zwischen den Höhen und Tiefen des Daseins dahin, eine Gigantomachie der Stimmungen. Uralte Adelskultur und lachendes Bohemientum mischen sich mit der Gegensätzlichkeit von Weib und Dirne. Okkulte Erscheinungen lösen gespenstigen Spuk ab. Das Buch schildert in ergreifender Weise den Kampf der irdischen mit der himmlischen Liebe.

Eine wertvolle, nach ihrem geistigen und stilistischen Gehalt bedeutsame Bereicherung der neuen Literatur.

Original Unger-Fraktur. Holzfreies Papier. Geheftet M. 5.—; in Leinen geb. M. 8.—; in Halbleder geb. M. 12.—; in Ganzleder geb. (numeriert und handsigniert) M. 18.—. Einbände mit Goldprägung. Prospekt kostenlos.

Fr. Wilh. Grunow · Verlag · Leipzig

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 26).

Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Moriz v. Schwind. Mit 6 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 13 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. 2., um 4 Briefe vermehrte Auflage. Preis Mk. 4.50. (Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Endgültige und vollständige Form des berühmten Briefwechsels.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mit 25 bisher unveröffentlichten Bildnissen und 17 weiteren Beigaben. Herausgegeben von Hanns Wolfgang Rath. Preis Mk. 4.50. (Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Die seit langem verschollene Ausgabe Jakob Baechtolds zeigt sich hier um 17 wichtige Briefe bereichert.

Gran, Gerhard. **Henrik Ibsen.** Der Mann und sein Werk. Preis Mk. 11. — (F. A. Brockhaus, Leipzig.) — Reich an Tatsachen, auch die Anekdote findet ihren Platz. Tief leuchtend in das Seelenleben des Dichters. Hauptvorzug: Gründlichkeit.

Havenstein, Martin. **Thomas Mann.** Der Dichter und Schriftsteller. (Wiegandt & Grieben, Berlin.)

Köhler, Willibald. **Hermann Stehr,** die Geschichte eines Lebens und seines Werkes in 5 Kapiteln. (Die schlesischen Bücher. Herausgegeben von Willibald Köhler, Band 8.) (L. Heege, Schweidnitz.) — Ein ernster Führer zu dem großen Erzähler, dessen Kunst sich nicht jedem leicht erschließt.

Meridies, Wilhelm. **Hermann Bahr als epischer Gestalter und Kritiker der Gegenwart.** Preis Mk. 1.50. (Franz Borgmeyer, Hildesheim.)

Die weite Welt

Becker, C., **Im Stromtal des Brahmaputra.** Mit 172 Bildern, 3 Karten und 2 Kartenskizzen. 2. Auflage. Preis Mk. 11.—.(Aachener Missionsdruckerei A.-G., Aachen.)

Behrendt, Walter Curt. **Die holländische Stadt.** Mit 126 Abb. Preis Mk. 12.— (Bruno Cassirer, Berlin.) — Eine einzigartige Anschauung dieses Landes, wie sie der Reisende sonst nicht findet.

Bilderhefte des Deutschen Ostens. Herausgegeben von Heinrich Wolff. Heft III: Das ostpreußische Pferd. Mit einer Einführung von Fritz Schilke. Preis Mk. 1.50. (Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.)

Brunner, Karl H.. **Weisungen der Vogelschau.**

(Fortsetzung S. 30.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 28).

Flugbilder aus Deutschland und Österreich und ihre Lehren für Kultur, Siedlung und Städtebau. Mit 170 Abbildungen. Preis Mk. 13.50. (Georg D. W. Callwey, München.)

Ferne Zonen. (Neufeld & Henius, Verlag.) Preis jedes Bandes Mk. 2.45. — Eine Sammlung von illustrierten Abenteuerbüchern, gut ausgestattet, zum größten Teil — leider — aus fremden Sprachen übersetzt. Von deutschen Autoren finden wir u. a. Joseph Delmont, Dr. A. Berger, H. E. Fischer.

Friedemann, Traugott. **Handel und Wandel am Weserstrom.** Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen herausgegeben. (Verlag für Architektur-, Industrie und Stadt-Werke, Düsseldorf.)

Landenberger, E. **Abenteuer im wilden Westen.** (E. Landenberger, Stuttgart-Cannstatt.) Preis Mk. 5.—. — Der Verfasser ist viel herumgekommen, bei Arbeitern, Apachen, Grenzreitern und Soldaten, und versteht flott und spannend zu berichten.

Mader, Friedrich Wilhelm. **Vom Pangani zum Rowuma.** Kämpfe und Jagdabenteuer in Deutsch-Ostafrika. (Die Helden von Ostafrika, 2. Teil.) Mit einem farbigen Titelbild und 8 Tondruckbildern von Karl Mühlmeister, sowie 5 Kartenskizzen. Preis Mk. 6.80. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.)

Maeterlinck, Maurice. **Das Leben der Termiten.** Mit 5 Abbildungen und 13 photographischen Aufnahmen. Übersetzung. Preis Mk. 7.—. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Neff, Curt Paul. **König der Bunten Wüste.** Erlebnisse eines Indianerfreundes. Mit 14 Illustrationen. (Verlag Deutsche Buchwerkstätten, G. m. b. H., Leipzig.) — Ein sehnsüchtiger Blick in die Romantik des Abenteuers, in die Freiheit, die mit dem „Roten Mann" der Zivilisation zum Opfer gefallen sind.

Scheurmann, Erich. **Die Lichtbringer.** Die Geschichte vom Niedergang eines Naturvolkes. Leben u. Dichtung in 19 Bildern. Preis Mk. 6.50 (Maien Verlag, Oberhof/Thür.) Die Inseln der Seligen, Ozeanien, sind der Schauplatz dieses Buches, dieser Tragödie.

Smithanders, Ernst. **Land und Leute in Nord-**

(Fortsetzung S. 32.)



amerika. 4., völlig neue Bearbeitung. Mit drei farbigen Karten von den Vereinigten Staaten von Amerika, Neuyork und Neuyork mit Umgebung. (Langenscheidts Handbücher für Auslandkunde.) (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg.)

Uebe, Rudolf. **Westfalen.** Mit 239 Bildern. (Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Reichskunstwart Edwin Redslob, Band IX.) Preis Mk. 8.50. (Delphin-Verlag, München.) — Das letzte Werk des ausgezeichneten Forschers u. Sammlers, von seiner Witwe Frau John Uebe vollendet.

Von deutschen Bergen und Seen. Die Schönheit der Bergwelt, gesehen mit Maleraugen. 24 Gemälde moderner Meister, wiedergegeben im farbigen Kupfertiefdruck (Hausidruck). Mit einem Begleitwort vom Herausgeber Alexander Heilmeyer. (Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft, Pick & Co., A.-G., München.)

Wolff, Hans Felix. **Das Gesicht des Rif.** Mit 21 Abbildungen nach Originalaufnahmen und 1 Karte. Preis Mk. 12.—. (Reimar Hobbing, Berlin SW 61.)

Technik und Gewerbe

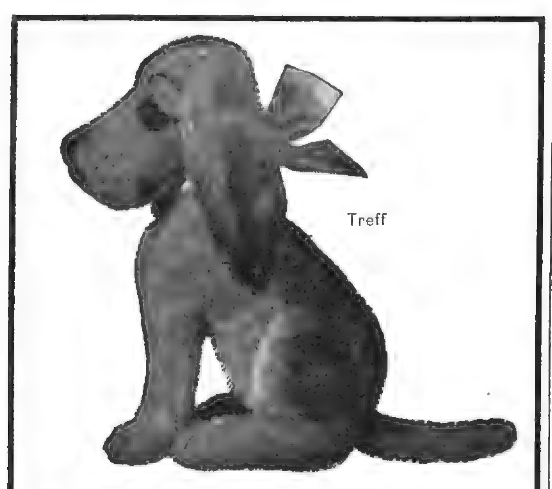
Chronik des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Gründung: Grundsteinlegung und Eröffnung 1903—1925. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis Mk. 3.—. (Selbstverlag des Deutschen Museums, München.) — Eine herrlich ausgestattete Chronik der denkwürdigen Jugendgeschichte des Museums.

Günther, Hanns. **Das Buch von der Eisenbahn.** (Franckh, Stuttgart.) — Auf etwa 300 Seiten und mit etwa 300 Bildern macht die geschickte Darstellung dem Volk und der Jugend Werden und Wesen der Eisenbahn klar.

Ostwald, Hans. **Kaufmanns Abenteuer.** Mit 41 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Preis Mk. 6.—. (Sieben Stäbe-Verlags- und Druckerei-Ges. m. b. H., Berlin-Zehlendorf.) — Persönliche Schilderungen von Kaufmannsschicksalen, durch zeitgenössische Bilder lebhaft veranschaulicht. Es fehlt ein Inhalts- und Quellenverzeichnis. Auch begreift man nicht, warum die Abbildungen keine Unterschriften tragen.

(Fortsetzung S. 34.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.



Täglich neue Freuden

mit den weichgestopften Edelspieltieren Marke

STEIFF / KNOPF IM OHR

Schenken Sie zu jeder Gelegenheit die guten, formschönen Steifftiere und Sie werden nie fehlgreifen.

Ueberall zu haben. Reichillustrierte Prospekte auf Wunsch.

MARGARETE STEIFF G·M·B·H
GIENGEN a. Brenz 17 (Württ.)



ALBERT ROSENHAIN

Leipziger Str. 72-74 **BERLIN** Kurfürstendamm 232



Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 32).

Lübke, Anton. **Technik u. Mensch im Jahre 2000.** Mit zahlreichen Abbildungen. Preis Mk. 11.—. (Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.)

Allerlei Ernstes und Heiteres

Buchhorn, Josef. **Abgeordneter Meyer.** Eine Tragikomödie in dreizehn Kapiteln. (Der Deutschenspiegel, Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 35.)

Dreiturmbücherei. (R. Oldenbourg, München und Berlin.) — Unter den neuen Bänden der nützlichen Sammlung heben wir hervor: eine Auswahl aus Lukrez, dem alten Materialisten; eine Einführung in politische Geographie an Hand von Aufsätzen Ratzels, Haushofers, Kjelléns u. a.; eine Zusammenstellung grundsätzlicher Äußerungen deutscher Denker u. Dichter über das Tragische u. die Tragödie.

Duhamel, Georges. **Briefe nach Patagonien.** Aus dem Französischen. Preis Mk. 6.30. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) — Der Volksredner, der Theaterdichter, der Gelehrte, der Büchersammler — das sind einige satirisch erfaßte Gegenwartstypen dieser feingeschliffenen Briefe.

Günther, Albrecht Erich. **Totem.** Tier und Mensch im Lebenszusammenhang. Mit 16 Bildtafeln. Preis Mk. 6.50. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36.) — Die Lehre vom Seelentier rückt das Verhältnis von Mensch und Tier in ein manchem neues Licht. Das leicht verständliche Buch wird insbesondere jedem Tierfreund viel zu erzählen haben.

Kemmerich, Max. **Die Brücke zum Jenseits.** Erweiterte Neubearbeitung von „Gespenster und Spuk". Preis Mk. 16.—. (Albert Langen, München.) — Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Materialismus abgewirtschaftet habe, so würde ihn dieses Buch erbringen.

Peng. Scheibenschießen. Zielübungen eines Zeitgenossen. Preis Mk. 2.—. (Verlag Carolus-Druckerei, Frankfurt am Main.)

Schwers, Paul, u. Martin **Friedland. Das Konzertbuch.** Ein praktisches Handbuch für den Konzertbesucher. Preis Mk. 6.—. (Muth'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) — Wertvolle Einführungen zu allen heute als sicherer Besitz unsrer Orchesterliteratur geltenden und regelmäßig aufgeführten Tonwerken.

*



Wieviel an

Sorgen, Ärger und Verdruß

macht der Hausfrau die Aufbewahrung der Lebensmittel in den heißen Sommermonaten, weil ausgerechnet bei der größten Hitze wieder nicht genügend Eis zu erhalten ist, weil die Speisen ein unscheinbares Aussehen bekommen haben oder weil ihr Geschmack durch die feuchte, muffige Luft im Eisschrank gelitten hat. All das

bleibt ihr erspart,

wenn sie sich den Fortschritt der Technik zunutze macht und den wirtschaftlichen vollautomatischen

ME-Elektro-Kühlschrank

zur Kühlung und Frischhaltung der Speisen und Getränke, zur Würfel- und Speiseeis-Erzeugung wählt. Dieser Kühlschrank kann an jede vorhandene Wasserleitung und elektrische Lichtleitung angeschlossen werden. Er zeichnet sich aus durch geringen Strom- und Kühlwasser-Verbrauch. Er hält die Schrankluft kühl, rein und trokken, braucht kein Eis, keine Bedienung und keine Wartung. Die Temperatur im Schrank wird vollständig selbsttätig, ohne jeden äußeren Eingriff auf der gewünschten Höhe gehalten. Die einzige Arbeit, die der Hausfrau übrig bleibt, ist die Einstellung eines Zeigers auf die Temperatur, die für die gerade aufbewahrten Lebensmittel am zweckmäßigsten ist. Der Schrank besitzt keine beweglichen Maschinenteile, arbeitet also vollständig geräuschlos. Undichtigkeiten, die ein Ausströmen des Kältemittels zur Folge haben könnten, sind ausgeschlossen. Über weitere Einzelheiten unterrichtet die Drucksache E 5, die kostenlos zur Verfügung gestellt wird durch die

Maschinenfabrik Esslingen

Esslingen a. N.

Das Holzhaus als ideales Eigenheim



Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für



in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Bettücher

mit verstärkter Mitte, besonders geeignet für Anstalten, Hotels usw.
Meterpreis 2.60—3.95 M.
Ferner **Wäschestoffe, Damast, Betten, Steppdecken, Tischzeug, Handtücher, Küchentücher, Leibwäsche, Trikotunterwäsche usw.**
Muster bereitwillig.

Wäschefabrik
Heinrich Eggemann,
Bielefeld 4, Schließfach.
Seit 76 Jahren Erzeuger von Leinen- u. Wäscheaussteuern.



Studenten-
Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S 1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

FAMILIEN-WAPPEN

Jede bess. bürgerl. Familie führte früher ein Wappen. / Auskunft nach historisch. Quellen M 1.—
Dresdner Heraldisches und Genealogisches Institut
C. Schüssler Nachf.
Dresden A 104, Sachsenplatz 2



Ihre Hose

gleicht einem Ofenrohr, wenn diese keine **Bügelfalte** hat, die so leicht garant. über Nacht erreicht wird mit **Fewaco Hosenpresse**, umlegb. Für d. Reise. Ersparnis. **Ideal-Herrengeschenk.** Dankschr. Pr. 6,90 Rchn.
J. Rothe, Dresden 326,
Zinzendorfstraße 39.

Die gute Uhr – Ihr bester Freund

Welch' wohltuende Ruhe und Sicherheit verleiht doch die genau gehende Uhr! Warum sich länger mit einer unzuverlässigen quälen, wenn schon zu erschwinglichem Preis eine gute Uhr zu haben ist.

Die **Alpina** Uhr

ist das, was Sie brauchen: Eine gute Uhr, vieltausendfach bewährt, für mäßigen Preis. *Alpina*-Uhren sind ausschließlich in den *Alpina*-Uhren-Geschäften, kenntlich an dem roten *Alpina*-Dreieck, zu haben.

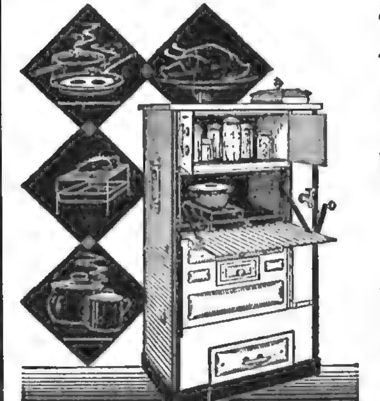
Alpina

DAS KENNWORT GUTER UHREN

ALPINA DAS KENNWORT GUTER UHREN

Der moderne Grudeherd

ist die vollkommenste Feuerstelle für die Küche



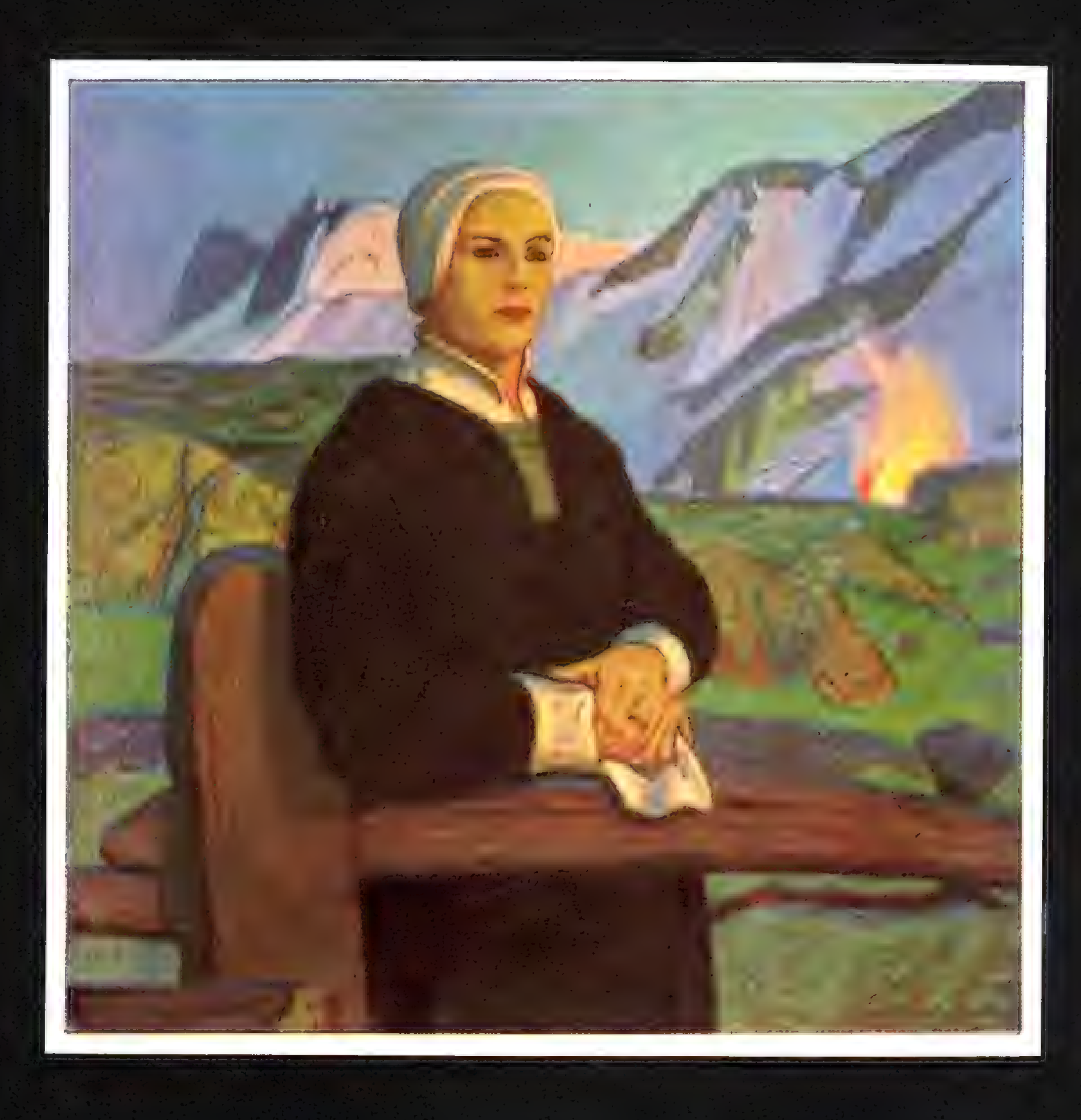
Tag und Nacht in Betrieb / Geringe Wartung / Grösste Wirtschaftlichkeit / Kein Anbrennen der Speisen

Sauber, rasch, billig

Niedrige Preise. Zahlungserleichterung

Grudefeuerung G.m.b.H.
Nordplatz 12a ***Leipzig*** *Nordplatz 12a*

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Sonntag. Gemälde von Prof. Erich Erler
(Kunstausstellung Brakl, München)



Reif sein ist alles

Roman von Bernhard Gunther

Thora Dobinger wartete am Frühstückstisch mit einiger Ungeduld auf ihren Mann. Daß er sich beim Ankleiden verspätete, wäre ihr an und für sich belanglos gewesen, wenn sich nicht eine gewisse Reizbarkeit in ihrem Gemüte vorgefunden hätte, vom vorigen Abend her. Franz nämlich war in später Stunde unerwartet erschienen, nachdem sie mindestens zwei Tage lang auf eine Nachricht gewartet hatte. Wenn ihre Nächsten zurückkamen, liebte sie es, an der Bahn zu sein, wie sie es liebte, von ihnen empfangen zu werden. Das war in ihrer eigenen Familie von jeher Sitte gewesen. Franz gab an, er habe am Morgen in München depeschieren wollen, nur keine Minute Zeit gehabt, aber es schade ja nicht soviel, man solle das nicht tragisch nehmen. Er hätte das nicht so leichthin sagen sollen. Wenigstens hätte nachher eine doppelt eindringliche Liebenswürdigkeit den verfehlten Empfang ausgleichen müssen; er jedoch war zerstreut, umarmte sie flüchtig, schlug seinem Sohne, der im Bette gelesen hatte und im Nachthemd an seine Tür kam, derb auf die Schulter, verlangte eine Tasse Tee und ging, weil er sich müde fühle, sofort schlafen. Aber er schlief nicht ein und sie auch nicht. Das war einer der Unterschiede zwischen ihnen: er konnte eine Verstimmung, eine Trübsal tagelang in sich herumtragen ohne das Bedürfnis, sich zu äußern, während aus ihr alles herausdrängte. Waren nicht Gespräche die Zeiger, die allein die verborgene Wesensuhr lesbar machten? Und wenn sie fehlten, stand man nicht vor einem unheimlich leeren Zifferblatt?

Thora wartete immer verstimmter vor der Kaffeekanne, als zum Glück das Hausmädchen einen Brief hereinbrachte. Sie sah die Handschrift und wurde heller. Als Franz erschien, hatte sie noch nicht fertig gelesen, rief ihm aber zu: „Onkel Kersten! Er drängt, daß wir kommen."

„Was ist denn geschehen?"

„Ich soll mit Albrecht nach Klein-Halstedt." Sie las unter dem Sprechen zu Ende. „Das schrieb ich dir ja vor zehn, zwölf Tagen nach Razendorf — im Geburtstagbrief. Hast du ihn denn nicht gelesen?"

„Doch, doch — indessen — — —"

„Geantwortet hast du darauf nicht. Mir seitdem nur ein paar Bilderkarten geschickt."

„Ich war in diesen letzten Tagen bei dem schönen Wetter immer draußen."

„Ich glaubte immer, wenigstens für deinen Sohn und seine Zukunft sei dein Interesse groß."

„Zukunft! Du wirst das Gut nicht für ihn bekommen."

„Du täuschst dich vielleicht. Grade der heutige Brief ist sehr andeutungsreich."

„Ich habe den Jungen zum Studium bestimmt!"

„Soll er Amtsrichter werden und Gemüsefrauen judizieren? — Da ist er!"

Albrecht stand am Tisch und schüttelte seinen Eltern mit freudiger Wucht die Hände. Er und sein Vater sahen sich in die Augen, und Franz Dobinger sagte mit übertriebener Lustigkeit: „Kerl, du bist in den vier Wochen wieder ein Stück gewachsen!"

„Ach, Vater, ich glaube, du hast überhaupt vergessen, wie groß ich war."

„Warum? Du sprichst ja beinahe sentimental."

„Vater, du bist ein Rabenvater. Wir werden dich nicht mehr allein reisen lassen.

Hattest du mir nicht versprochen, daß ich dir bis Weimar entgegenfahren dürfte?“

„Ja, wie nett von mir, das zu versprechen. Du hast dich einen vollen Monat freuen können. Übrigens war es kein einklagbares Versprechen, nur ein für uns beide schöner Gedanke. Die Sache ist, ich traf in der letzten Woche dort oben einen sehr alten Freund — —“

„Wen? Ich kenne ihn gewiß.“

„Nein, Thora, er lag vor deiner Zeit. Auf der Universität! Er ist natürlich Professor, wozu ich es nicht brachte.“

Obwohl wenig erfahren im Lügen, wurde Dobinger damit ganz gut fertig; er machte an sich die Beobachtung, daß es bei weitem nicht so schwierig sei, wie erzählt wurde. Hätte Thora Namen und Verdienste des plötzlich auftauchenden Professors erfahren wollen, so würde er auch diese beschafft haben. Aber Albrechts Ankunft lenkte die Gedanken auf ihn ab und hob die Stimmung am Tische. Beide Eltern waren sehr stolz auf ihn, doch sie suchten, es ihn nicht merken zu lassen. Deshalb sprach Franz mit ihm, besonders wenn die Mutter zugegen war, noch immer in einer nicht ganz echten, burschikosen Manier, die scherzhaft rauh klang und sich aus Albrechts Sekundanerzeit herschrieb. Sie wurde auch darum bewahrt, weil sie nach einer schweigenden Verständigung wohltätig auf die häusliche Atmosphäre wirkte. Denn wenn sich in einer Familie von vielen Köpfen, wo es immerfort Gegensätze geben muß, schließlich unter Schlagen und Vertragen ein öffentlicher Verkehrston herausbildet, bei dem man bestehen kann, so werden im Zusammenleben von zweien oder dreien die Dissonanzen nicht so vom Lärm verschlungen und haben Platz, sich recht hübsch auszuschwingen. Häßliche Zwistigkeiten gab es im Dobingerschen Hause nie, aber Albrecht mit seiner vom Vater geerbten Nervenscharfsicht hatte zeitig gelernt, auf dem Gefühlsbarometer im Zimmer zu lesen. Er hielt zwar innerlich mehr zu Franz, doch gab sein Instinkt ihm ein, wenn Grollen im Raume war, scheinbar der Muttersohn zu sein; dann wurde es leichter, und die üblichen Neckereien zwischen ihm und seinem Vater leiteten die Elektrizität der Luft unschädlich in den Boden hinein.

Albrecht fühlte beim Eintreten ganz gut, daß eine gewisse Schwüle vorhanden sei, und übte bei der Revue der kleinen Vorfälle, die sich im näheren Kreise zugetragen hatten, seine erlernte Fertigkeit als lustiger Rat. Die spitzigen Untertöne schwanden denn auch allmählich, aber er konnte nicht den ganzen Morgen als Schutzengel bei seinen Erzeugern bleiben, denn sein Freund Iversen, der mitten in den Ferien aus Hamburg auf ein paar Tage gekommen war, erwartete ihn um zehn im Lustgarten. Als er fort war, sagte Franz: „Ist dies mit dem Iversen echt? Oder trifft er etwa die Kleine von Stippe? Du schriebst davon.“

„Nein, lügen tut der Junge nicht, das ist wirklich Iversen. Aber es ist gut, daß du auf seinen Flirt zu sprechen kommst. Ich habe Befürchtungen, er ist zu ernst in allem. Du wirst wohl mit ihm reden müssen.“

„Ich tue es herzlich ungern.“

„Ja, lieber Franz, eingreifen ist nicht gerade deine Sache.“

„Wie alt ist denn eigentlich dieses Käthchen Stippe?“

„Bald achtzehn. Das Gefährliche ist, sie ist so schrecklich gefühlvoll.“

„Für ihn gefährlich?“

„Was denn sonst? In diesem Fall sind alle Männer dumm, hat jemand Berühmtes geschrieben. Bist du denn sicher, selbst du, daß du nicht den Kopf verlöreſt, wenn sich dir etwas Weibliches daran würfe?“

„Schön gesagt, aber — —“

„Hattest du Reiseerlebnisse, mein Freund?“

„Ja, ich habe meine Zahnbürste verloren. Die neue kostet zwei Mark.“

„Ach! Mit Damen!“

„Großmütig von dir, meine graugewordenen Schläfen nicht zu sehen.“

„Ich finde, du siehst jünger aus als vorher, blickst frischer, hältst dich sogar gerader.“

„Darum geht man in die Ferien. Um auf unsere Hämmel zurückzukommen: wenigstens hat der gute Albrecht keinen ganz schlechten Geschmack. Häßlich ist die kleine Stippin nicht.“

„Nicht meine Linie, typisches sweet girl! Möchtest du dein Leben mit einem solchen himmelnden Äffchen zubringen?“

„Ich! Habe ich nicht bewiesen, daß ich das heroische Weib vorziehe?“

„Du wußtest überhaupt nie, was Liebe ist.“

„Woher weißt du es, wenn ich fragen darf?“

Thora besann sich und wich zurück. Sie schwieg und fing dann wieder an: „Eigentlich wäre es Klara Stippes Sache, auf ihre Tochter achtzugeben. Aber sie ist selbst nicht ganz taktfest und hält vielleicht eine intensive Liebelei für unentbehrlich in der heutigen Mädchenerziehung. Dann müssen also wir unseren Jüngling am Jackenzipfel zurückziehen.“

„Es wäre nett von dir, wenn du selber es täteſt. Schließlich auch für ihn delikater."

„Gut, ich übernehme es. Aber nicht hier. Die passende Gelegenheit kommt in Klein-Halstedt."

„Im Ernst? Du willst mit ihm hinfahren?"

„Aber Kersten erwartet uns mit Ungeduld. Ich denke, wir werden in acht Tagen reisen können. Ich habe mir einen Haufen neue Kunstbücher geliehen und werde mein Wissen dort gründlich auffrischen."

„Du unternimmst eine große Sache und hast mich nicht einmal gefragt."

„Unternommen ist noch nichts. Ich gehe einfach auf das Gut, auf dem ich als Mädchen soviel war. Ich kann gar nicht nein sagen, ohne Onkel Kersten zu kränken, und das wirst auch du nicht wollen. Wir können's uns auch nicht leisten. Er ist der einzige Erblasser in meiner Familie, und in deiner sind meines Wissens gar keine."

„Ich höre da immer von Erbschaften. Willst du deinen Onkel zu etwas überreden?"

„Du traust mir wohl nicht im Ernste eine Hinterlist zu!"

„Was bezweckt er selber denn?"

„Er will mich sehen. Wir sind Jugendfreunde, er ist ja nur ein Dutzend Jahre älter. Außerdem will er sich allerdings, das glaube ich, Albrecht ansehen. Kersten ist nun sechzig, bis vor ein paar Jahren spielte er immer noch mit Ehegedanken, das ist vorbei; er scheint sich alt zu fühlen. Versetze dich in seine Lage. Das Gut ist länger als hundert Jahre in unserer Familie. Soll ihm der Gedanke willkommen sein, daß es an fremde Menschen verkauft und das tote Geld verteilt wird? Axels Söhne in Köln wären die männliche Linie und der alte Name, ich glaube aber, er will sie nicht hinhaben."

„Wir dürfen aber nicht in ein schiefes Verhältnis zu deinem Bruder Axel geraten."

„Das laß meine Sorge sein."

Franz murmelte etwas von einem einzigen Sohne, der in seiner Spur nachfolgen sollte.

„Warum pathetisch werden? Halstedt liegt nicht in Afrika. Er wird deine Spur da nicht verlieren. Was für eine Spur meinst du übrigens? Du wolltest ihn ja nicht ins Ministerium bringen."

„Mein Vater war ein Künstler, der steckenblieb. Mir ist es nicht so leicht gemacht worden wie Albrecht. Schließlich habe ich etwas erreicht, auf dem er weiterbauen könnte. Dir war ich freilich niemals genug."

„Mein lieber Mann, jetzt verstehe ich dich wirklich nicht. Wenn dich also schon der Gedanke der Reise auf das Gut so erregt, so verfüge über deinen Sohn. Gegen deinen Willen soll er seine Laufbahn nicht verändern. Nur hattest du bis heut mir nicht gesagt, wie wertvoll dir deine eigene erscheint."

„Albrecht würde sicherer vorwärtsgehen. Ich hatte Hindernisse in mir."

„Was schadet das? Du bist ja, der du bist, alle schätzen dich."

„Ach! Eine Position, die befriedigen könnte, habe ich nicht."

„Das liegt an dir, und du hast es eben selbst gesagt. Verzeih mir, aber du machst aus dir nicht, was du könntest."

„Was soll man tun, Thora?"

„Du kannst so vieles, bist ein glänzender Jurist, und doch fehlt dir — wie sage ich? — der Griff nach dem Tatsächlichen. Ich habe den mehr, darum laß mir nur etwas Einfluß auf unser Schicksal."

„Griff nach dem Tatsächlichen — du hast ihn — Stippe auch!"

„Diese Nachbarschaft verbitte ich mir! Der Streber und Stümper wird dich bald eingeholt haben!"

„Überholen wird er mich nächstens, darauf verlaß dich, Thora!"

Er erhob sich und ging in sein Arbeitszimmer, wo ein Stapel Postsachen auf dem Schreibtisch lag. Thora kam mehrmals herein, um dies und das zu erzählen, und es wurde noch ein ganz behaglicher Vormittag. Kurz vor der Mahlzeit war Albrecht wieder da, und nun stieg die Stimmung so sehr, daß beschlossen wurde, am Abend zu dritt ins Theater zu gehen und nachher in ein Restaurant. Nach dem Kaffee trieb Thora die beiden Männer hinaus, damit sie frisch zu den festlichen Handlungen kämen. Sie wanderten nach Charlottenburg zum Schloßpark. Unter sich ließen sie bald die für den Familiengebrauch erfundene lustige Manier fallen; sie paßte nicht zu ihrer Stimmung. Dobinger fand seinen Sohn männlicher vor, als er ihn verlassen hatte. Er gewahrte in ihm etwas Klares und Festes, das er in sich selbst nicht wußte; eine solche Natur wäre er als Junger gern gewesen. Albrecht aber bewunderte von jeher seinen Vater über die Maßen, es ward ihm wohl, wenn er an ihn dachte. Als sie in den Park eintraten, schilderte er gerade in seiner lebhaften Art, die Thoras Art war, eine politische Versammlung von Studenten. Ein bekannter Nationaler hatte zu ihnen von der geistigen Not des Vaterlandes gesprochen. Innere Reinigung forderte er. Sie sollten den

Lügengeist von sich austreiben, der eine Schande für unser Volkstum sei. Dies beschäftigte Albrecht ernstlich, und die Entscheidung wurde ihm nicht leicht, während seine Kameraden fast alle ohne weiteres Besinnen die Lehre annahmen.

„Ich sehe allerdings ein," sagte er, „daß wir viel mit der Lüge, die unter uns umgeht, zu tun haben. Und die Lüge müssen wir doch aus unserem Boden reißen, nicht wahr, Vater?"

„Ja, das werden wir wohl müssen. Wo würdest du aber anfangen?"

„Im täglichen Leben! Die nächsten menschlichen Beziehungen müssen wieder auf den Boden der Wahrheit gestellt werden —"

„Das ist Zeitungsdeutsch, Albrecht. Und Allgemeinheiten, die gar nichts sagen. Was für Beziehungen meinst du in concreto?"

„Nun also — Mann und Weib — die Jugend denkt darüber nach. So wie jetzt kann es unmöglich bleiben. Vielleicht ahnst du nicht, was für unwürdige Zustände herrschen."

„Ich ahne es. Es war auch früher so. Und wie ändert ihr es?"

„Durch Befreiung des Lebens von der Lüge. Wir — ein kleiner Bund von Freunden — wir haben uns gelobt, weder uns selbst, noch die Frau herabzuwürdigen. Du wirst mich verstehen, Vater. Die meisten kennen ein Mädchen, dem sie für das Leben angehören wollen, vorher soll uns das Weib fremd bleiben. Natürlich erfordern Natur und Sitte die frühe Heirat wie bei den Vorfahren. Weißt du, warum Iversen hergekommen ist? Er hat sich gestern verlobt. Wenn er den Referendar gemacht hat, heiratet er."

„Wer ist das Mädchen?"

„Ihr Vater ist Kellermeister in einer Brauerei. Seiner ist ja ein Hamburger Reeder, und es gibt natürlich großen Krach, aber das ist ihm gleichgültig. Ich finde das prachtvoll."

„Ich nicht. Glaubst du nicht, die Meinung seines Vaters könnte für ihn wertvoll sein? Ich meine nicht die bloße Autorität oder derartiges, aber der Vater ist um ein ganzes Leben älter, und die Kultur ist nichts anderes als das Verwerten der Erfahrung früherer Generationen, die Quintessenz ihres Daseins in unsere kurze Zeitspanne hereingenommen. Ohne das würden wir noch in Höhlen leben."

„Es gibt aber neue Anforderungen, und die Verhältnisse sind unerträglich geworden."

„Iversens Weg führt nicht heraus. Entweder sein Vater söhnt sich mit der Ehe aus und gibt ihm das nötige Geld, dann ist da einfach ein reicher, junger Mensch, der die Laune hatte, sehr früh zu heiraten. Das kam immer vor. Oder der Vater bleibt auf seinem Standpunkt, dann hat dein Iversen die beste Aussicht, Vater einer Proletarierfamilie zu werden. Beseitigt das die Lüge im Leben?"

„Soll er denn aber ein freies Verhältnis mit seiner Braut haben?"

„Hat er es vielleicht schon bisher?"

„Ich — das kann ich nicht wissen. Angenommen aber, es wäre so, ist es dann nicht sittlicher, das Mädchen zu heiraten?"

„Es ist seine Sache, Albrecht, das zu entscheiden. Im Sittlichen können wir nur sehr schwer einer dem anderen Weisungen geben. Ich glaube an eigene Verantwortung und persönliches Gewissen."

„Verzeih, Vater, aber das ist eben der moralische Relativismus, aus dem wir herausmüssen. Für uns Germanen muß etwas anderes gelten. Feste Werte, an die der Mann sich bindet, ob ihn das Leben dann niederwirft oder nicht. Wir wollen nicht klügeln, sondern unser Schicksal erleben."

„Ach — Worte! Ihr Kinder, die ihr mit euerm und anderer Leben spielt — Schicksal spielen wollt! Rate dem Iversen, noch einmal tief, aber sehr tief nachzudenken, bevor er Unwiderrufliches tut."

„Das kann ich nicht, denn ich habe ihm heute aus vollem Herzen Glück gewünscht und ich fühle, daß er das Richtige tut. Ich will dir sagen, Vater, was mich selbst betrifft —"

„Lassen wir es jetzt. Es ist hohe Zeit, die Mutter müßte sonst warten. Komm zurück!"

Sie sprachen auf dem Heimwege nicht viel.

*

In ein paar rheinländischen Bürgerhäusern hängen noch Gemälde eines Nikolaus Dobinger, der in den sechziger Jahren in Düsseldorf ansässig war. In der Kunstgeschichte ist der Name verschollen. Dobinger, ein gebürtiger Schwabe, hatte bei Kaspar Scheuren gelernt und besaß ein Talent für romantische Szenerie. Mit einigen genrehaften Landschaften hatte er leidliches Glück und fing darauf an, große Entwürfe zu komponieren, wobei er in die Öde geriet.

Er heiratete die Tochter eines Fabrikanten, hielt mit der Mitgift einige Jahre Haus und verließ dann mit Frau und Kindern die Stadt, die ihm verleidet war. In unsteten Verhältnissen kam ihm die Fähig-

keit, zu produzieren, abhanden. In Berlin, wohin er zog, als sein Leben schon verwirtschaftet war, verschafften ihm alte Freunde die Stelle des Zeichenlehrers an einem Gymnasium. Zwar hatte sich Dobinger, je mehr seine Leistungskraft abnahm, in großspurige Phantasien versponnen, er war aber doch gewitzt genug, nach dem Stücke Brot zu greifen, wenngleich mit der Miene eines, der sich in einer kunstfeindlichen Welt den Seinigen opfert. Bis zum Ende spielte er mit Projekten und erschreckte seine müde Frau ab und zu mit der Drohung, nächstens den Kram hinzuwerfen und allein in die Welt zu ziehen, am liebsten nach Paris, wo er in seiner guten Zeit zwei Monate verbracht hatte. Solche Tiraden waren ungefährlich und dienten bloß einem unterdrückten Selbstbewußtsein als Surrogatstärkungen; der Mann fürchtete das Elend zu sehr, um es entschlossen auf sich zu nehmen. Das Glas Kulmbacher Bier, das er sich manchmal gönnte, hatte Wirklichkeit, die Kunst war bloßer Wortschwall geworden.

Die untergeordnete Rolle, die er als Zeichenlehrer einnahm, drückte ihn, noch mehr aber seinen jüngsten Sohn, der an derselben Schule eine Freistelle bekommen hatte. Schon als Quartaner nahm Franz mit überwacher Empfindlichkeit jede Blöße wahr, die sich der Vater gab, jedes respektlose Zucken im Gesichte eines Mitschülers tat ihm weh, und wenn es Geschrei setzte oder sonst eine Lächerlichkeit, so kam er um vor Scham. Von beiden Eltern wurde die Seele des Knaben frühzeitig verletzt. Am Vater mißfiel ihm das unbeherrschte Gebaren und der Kontrast zwischen den Ansprüchen und dem Lebensrange; die Mutter, deren verständige, kühle Natur das brüchige Hauswesen zusammenhielt, war zwar seine Zuflucht, sie redeten offen über die Launen und Schrullen des Vaters, aber zuweilen verdachte er ihr doch das Abweisende, das unter den Bedrängnissen stärker geworden war, und auch einen gewissen Hochmut auf ihre eigene Familie. Zwei ihrer Brüder lebten in Berlin. In den behäbigen Häusern seiner Onkel wurde ihm nicht wohl; er haßte die Blicke der gutgenährten Tanten und ihrer hübsch angezogenen, anspruchsvollen Kinder. Von dem ältesten Bruder der Mutter, einem großen Manne mit eiskaltem Gesichte, in dem immer die Zigarre steckte, wurde er kaum jemals einer Ansprache gewürdigt. Viel lieber war ihm der Bankdirektor, der kleine Onkel Ferdinand, hinter dessen straffem, kurzem Wesen schon das Kind ein milderes Herz merkte. Wenn der Junge in dieses Haus kam, so wurde er mit einem etwas barschen Wohlwollen nach den Fortschritten gefragt, und als an ihm die Begabung sichtbar wurde, fühlte er auch eine gewisse Achtung heraus. Sehr bittere Erinnerungen blieben einige Gänge zum Onkel Ferdinand auf die Bank, wenn die Eltern die Miete nicht auftreiben konnten. Erst sprachen sie tagelang davon und zankten sich, bis die Mutter nach heftigem Sträuben den Brief an ihren Bruder schrieb, den der jüngste Sohn hinbringen mußte. Noch nach Jahrzehnten sah Franz den hochnäsigen Portier vor Augen, der ihm mit schnöden Blicken erlaubte, die rotbelegte Treppe hinaufzugehen. Er sah sich selbst, wie er den Brief hineintrug und kaum die Stimme fand, guten Tag zu sagen. Der Bankdirektor wurde beim Lesen rot vor Verdruß, wollte etwas hervorstoßen, dann sah er an dem zu kurzen Paletot hinunter, der für Franz aus einem abgetragenen seines ältesten Bruders herausgeschnitten war. Schweigend ging der Onkel zu seinem kleinen Privatgeldschrank und nahm die Scheine heraus, doch war er auch wieder nicht so überfeinert, daß er sie in einen Umschlag getan und verschlossen hingegeben hätte, sondern er mußte als Geschäftsmann sicher gehen und vorzählen. Aber ehe er Franz entließ, sprach er noch ein Wort mit ihm. Dann setzte er sich schnell wieder an den großen Schreibtisch.

Nikolaus Dobinger starb, als Franz schon sechzehn war. Die älteren Söhne hatten damals schon ein kleines Auskommen in Geschäftshäusern, und mit der Pension, die der Witwe aus besonderer Rücksicht gewährt wurde, konnten sie zusammen gerade leben. Nun aber kam die erste Krise für Franz, denn er setzte es sich in den Kopf, Bildhauer zu werden. Gut gezeichnet hatte er von klein auf, und eine starke Liebe zur Kunst wurde seine erste Neigung, für seinen zusammensinkenden Vater noch ein später Sonnenblick. Sie schlossen sich im letzten Jahre enger aneinander und brachten oft viele Stunden in den Museen zu. Vielleicht hatte Nikolaus, Phantast, der er doch einmal blieb, zuviel aus dem keimenden Gestaltertrieb seines Sohnes gemacht, jedenfalls wollte Franz nun Künstler sein. Sein Freund Franz Maurer war ein begeisterter Anhänger der Idee. Maurer war zwei Jahre älter, weil er aber mehrmals sitzenblieb, kamen sie in der Sekunda auf dieselbe Schulbank. Dünn aufgeschossen, unendlich lange Arme und Beine, fahles, blondes Haar, das sehr unordentlich herumhing — das war Maurer. Er war Poet und ein guter Klassizist, aber die Mathematik bildete sein Verhängnis, und als in den

Oberklassen auch noch die Physik auftrat, war er verloren. Der erste Mathematiklehrer, den man den Cosinus nannte, betrachtete diesen Schüler schon seit Jahren mit Mißbilligung. „Maua, Maua — Se wean's wieda nich schaffen" — dieses vom Cosinus aufgeprägte Stigma brannte den unglücklichen Dichter seine ganze gymnasiale Laufbahn hindurch.

Und Franz Maurer schaffte es nicht, und der um vier Halbklassen jüngere Franz Dobinger holte ihn ein. Sie wurden große Freunde; beide standen unter den anderen ziemlich vereinsamt da. Zuerst nannten sie sich mit ihrem gemeinschaftlichen Vornamen, indessen dies fand Maurer bald zu weichlich. Er hatte sich gerade in den Horaz vertieft, wo er am römischsten ist. „Justum et tenacem propositi virum", das mußte Leitstern des Lebens werden. Der schlaffen heutigen Welt, namentlich aber der verluderten Literatur war nur durch den männlichen Anhauch der Antike zu helfen. Goethe hatte das schon ganz gut begriffen, aber bei seinem Servilismus fehlte ihm die Kraft, und seitdem torkeln wir den Irrwischen der Romantik nach, immer tiefer in den Sumpf der Pöbelei. So war Maurers damalige Kulturphilosophie, und wie nun Dobinger kam und Plastiker sein wollte, war seine Freude unbändig. „Dobinger, Mensch, wie gerne liefe ich mit dir aus diesem Hammelstall und von dem Cosinus weg, aber für meinen Alten wäre ich ohne Abitur einfach defekt, und er würde mich gnadenlos zum Seidenwarenjüngling machen. Wenn ich aber hier fertig bin, fängt das richtige Leben an. Inzwischen bist du schon ein Stück durch die Akademie, und wenn ich noch ein paar Semester studiert habe, gehen wir beide nach Rom. Ich will dir was sagen, Dobinger, wir werden zusammen Unerhörtes leisten. Ein ganz großes Werk schwebt mir vor. Du übernimmst das Malerische und Zeichnerische, ich schreibe. Man muß das Altertum überhaupt erst entdecken. Wir werden etwas ganz Neues geben. Natürlich bleiben wir Jahre in Griechenland!"

Das war schön, aber Franz mußte auch mit dem Bankdirektor sprechen, der jetzt sein Vormund war. Er erwartete einen Zornesausbruch, und der kam wirklich, von der ersten Qualität. Der Onkel hatte gegen die Dobingers vieles auf dem Herzen, nun packte er einmal aus und machte dem Neffen, den er bisher immer noch mit Nachsicht behandelt hatte, endlich die Unzulänglichkeit der ganzen Dobingerschen Lebensauffassung klar. Gewissermaßen wurde Franz damit zum gereiften Menschen erklärt und mit der männlichen Toga ausgestattet; man konnte ihn jetzt genau so schlecht behandeln wie andere erwachsene Leute. Aber gerade dieses Schelten und die Hinweise auf die verfehlte Existenz seines Vaters machten den Jungen erst recht rebellisch und hartnäckig. Er zog sich mürrisch in sich hinein, und es kam eine unerquickliche Zeit. Zuletzt sprach nochmals die Mutter mit ihrem Bruder, und Onkel Ferdinand wurde weicher. Ja, er war schließlich bereit, zu den Kosten des Kunststudiums etwas beizutragen. So hatte sich also Franz durchgesetzt, und man war vor seinem festen Willen zurückgewichen. Doch nun geschah das Merkwürdige. Als alle nachgegeben hatten, geriet er selbst in Zweifel. Es lebte in Berlin auch ein Vaterbruder, ein Junggeselle und Gelehrter, den die Verwandten selten sahen. Manchmal bekam man ihn ein halbes Jahr und länger nicht zu Gesicht, dann saß er in westfälischen oder luxemburgischen Klöstern über alten Urkunden, denn er gehörte zu dem Forscherstabe der Monumenta Germaniae. Zu diesem Onkel Theodor ging nun Franz, um sich vor der letzten Entscheidung Rats zu erfragen.

Er fand ihn zwischen ganzen Bergen von Büchern bei seiner Arbeit. Enorme Folianten aus der Reihe der Monumenta lagen am Boden, auf ihnen Stöße anderer Bände. Es war ein schöner Vorsommertag, und die Sonne schien auf die Scharteckengebirge und die unzähligen Notizenzettel. Wie kann er nur sein ganzes Leben damit zubringen, dachte Franz. Ja, aber es war doch einmal sein Ideal, verbesserte er sich gleich darauf. Während er seine Sache nicht ohne Stokkungen berichtete, betrachtete er den Oheim, der gesenkten Blickes zuhörte, kaum daß man den grauen Bart seinen Winkel zu dem Bogen Papier auf dem Schreibtische um ein weniges verändern sah. Als nachher Theodor Dobinger zu reden anfing, begriff Franz nicht schnell, was er meinte. Ein solcher Stubengelehrter konnte ja wohl auch nicht alles so deutlich heraussagen wie der Onkel Ferdinand, der Meister des Lebens. Inzwischen wurde der Sinn der Sätze allmählich denn doch klarer und ein kühler Verstand bemerklich. Ohne Sentimentalitäten, aber ganz unverblümt war von den oft so furchtbaren Entbehrungen die Rede, die in der Kunst und der Wissenschaft einem wirklich reinen Willen abgefordert würden. Daran gehen schon viele zugrunde, noch schlimmer ist es aber, hinterher feige und morsch zu werden, um ein Stück Brot zu erhandeln. Die Sache sei eigentlich so, sagte Theodor Dobinger, daß der Jünger eines idealisti-

schen Berufes von Anfang an viel mehr an Verlieren als Gewinnen denken sollte. Solche Verzichter seien die alten Mönche gewesen, die großen Gelehrten und Maler und Steinhauer, die jedoch niemals goldene Medaillen bekamen oder Professoren wurden, sondern in braunen Kutten gingen und auf Pritschen schliefen wie der unwissendste Bruder neben ihnen. Man müsse sich eben selber kennen und sehen, wie man sei. Franz komme nun bald in die Jahre, wo die Menschen nach den roheren Genüssen verlangten. Sein armer Vater habe beides nicht erlangt, weder Zufriedenheit durch die Kunst, noch behagliches Leben. Er schloß mit den Worten: „Daß du mich überhaupt fragst, der ich ja kein Fachmann bin, ist ein Zeichen, daß du dich nicht sicher fühlst. Willst du es dann nicht lieber lassen? Werde Jurist, wie dein Vormund will! Der andere Weg ist sehr dornig und ungewiß."

Franz wurde irre und verlebte eine schwere Woche. Jedes Wort Theodors war ihm gegenwärtig, sogar den Tonfall wußte er. Dieser in Bibliotheken ergraute, vergilbte Mann sprach also von „roheren Genüssen". Wie kam er dazu, sie überhaupt zu erwähnen? War er enttäuscht? Erst jetzt stellte sich Franz auch seinen Vater wieder so vor, wie er wirklich gewesen war, und nicht als romantischen Märtyrer. Er sah dieses zerquetschte Hilfslehrerdasein, er hörte die Stimme, die die Mutter anschrie: „Ich schmeiße alles hin und geh' nach Paris." An die häuslichen Ängste vor der Mietezahlung dachte er, und ihm graute. So wollte er nicht gern leben. Groß war dann die Überraschung, als er damit herauskam, daß er auf der Schule bleiben wolle. Seine Mutter war froh, verstand ihn aber nicht, Onkel Ferdinand, an sich sehr zufrieden, erblickte in dem Umschwung einen neuen Beweis Dobingerscher Unberechenbarkeit, Maurer war tief empört und sprach dem Renegaten seine Verachtung aus. Aber nach kurzer Zeit wurden sie doch wieder Freunde.

Die Abgangsprüfung bestand Franz mit allem magern Glanz, den das Gymnasium verleihen kann, und ein Halbjahr früher als Maurer, denn der blieb in den Schlingen des Cosinus noch einmal hängen. Auf der Universität war die erste Zeit wie für jeden Begabten köstlich. Man sitzt endlich als freier Mann am mächtig rauschenden Borne aller Erkenntnis und trinkt, was die Kehle nur halten kann; erst später stellt sich ja die Wahrnehmung ein, daß auch dieses Wasser schließlich Wasser ist. Von der berühmten Burschenherrlichkeit kam auf sein Teil nicht viel. Onkel Ferdinand blieb wohlgesinnt, aber die Last seiner kostspieligen Familie wurde ihm immer schwerer, und die Zuschüsse, die er gab, waren schmal. Franz erteilte Nachhilfestunden und brachte es sogar fertig, für ein Sommersemester nach Heidelberg zu gehen, wo er sich einer bescheidenen und farbenlosen Vereinigung anschloß, sich in Scheffelscher Feuchtfröhlichkeit erging und einen Abend in jeder Woche zuviel Bier trank. Im folgenden Winter in Berlin fiel das wieder von ihm ab. Das erste Examen kam näher; er setzte sich zu den Büchern und gewann jetzt Geschmack an seiner Wissenschaft. Hinter den Paragraphen und Kommentaren ahnte er etwas von der Architektur der Rechtssysteme, die der Geist der Gemeinschaft nach großen Ideen emporsteigen läßt. Für Jahre war Franz nun mit Hingebung Jurist. Die Professoren wurden aufmerksam, und man sprach mit ihm, ob er es möglich machen könne, Dozent zu werden. Da gab einem seiner Lehrer ein befreundeter hoher Beamter einmal den Wunsch kund, für die wissenschaftliche Vorarbeit zu einem großen Gesetz, mit dem sein Ministerium beschäftigt war, einen geschulten jungen Adepten zur Hand zu haben. Der Referendar Dobinger wurde warm empfohlen und ausgewählt. Seine Vorgesetzten würdigten ihn, und er wuchs rasch in den Kreis der Beamtenschaft hinein. Eine Familie hatte er nicht mehr, die Mutter war schon gestorben, und mit den auswärts lebenden Brüdern war er kaum verbunden. Als die letzte Prüfung bestanden war und er seinen Beruf wählen mußte, hielt man ihn im Ministerium fest, obwohl er nicht zu der privilegierten Kaste der Regierungsreferendare gehört hatte. In seinem Leben wurden diese ersten vier, fünf Jahre der neuen Laufbahn die zufriedensten. Noch jung, gehörte er nun zu der Schicht, die den Staat regierte, womit sein Bedürfnis nach Geltung, das von Kindheit an Mangel gelitten hatte, endlich befriedigt wurde.

Maurer war seinem Gesichtskreise schon in den allerersten Semestern entschwunden und blieb es. Er ging nicht nach Rom, sondern nach München, in dessen literarischen Strudeln er untertauchte. Nach etlichen Jahren erhielt Dobinger ein Drama zugesandt, das er wüst und gräßlich fand. Aus Pflichtgefühl schrieb er dem Jugendfreunde seine Meinung und wurde von da an durch verachtungsvolles Schweigen bestraft.

*

Sehr ungern erinnerte Dobinger sich seiner ersten Erfahrungen mit Frauen. Sie waren so, wie in großen Städten alle

sie machen, und noch in reifen Jahren schämte er sich, an die Sibyllen zu denken, die in schmutzigen Winkeln das Geheimnis der Schöpfung offenbaren. Ein Verhältnis anzuknüpfen, fiel Franz lange Zeit nicht so leicht wie anderen. Schon wenn er mit einem jungen Mädchen sprach, merkte er, wie sich der Ton seiner Stimme anders färbte. Er fühlte eine hemmende, hohe Schwelle und dahinter stand ein großes Mysterium: das Weib. Er übersprang die Schwelle, er hatte ein Verhältnis und dann mehrere. Anfangs war die sinnliche Täuschung stark, aber sie hielt, er wußte nicht warum, gewöhnlich nicht lange vor. Nicht alle Mädchen waren ungebildet und banal, nur blieben sie immer Ida oder Else oder Thea, und sie sollten „das Weib“ sein, die Synthesis aller gärend-brünstigen Urkräfte, Helena, die der ekstatische Faust aus dem Tartarus seiner Einbildungen heraufholt, die in Feuerdunst aufgehen soll. Endlich, Franz war schon am Ende der Zwanziger, traf er eine Gefährtin für sich. Ihre Natur war von einer feinen Herbheit, und es lag in ihrer Seele etwas Ungezähmtes und Schweifendes, das ihn verwandt anblickte wie eine Antilope hinter dem Gitter. Der Bund mit ihr veränderte ihn, er wurde freier und kühner, sogar im Amte sprach man, wie dieser zurückgedämmte Mensch erst förmlich durchbreche. Aber nach zwei Jahren wurde seine Freundin von einer Lungenentzündung rasch fortgerafft. Als der Schlag ihn traf, meinte Franz, sein Leben müsse sich nun ganz auflösen und zerfasern.

Er dachte in jener Zeit viel über eine Zwiespältigkeit nach, die er in sich wahrnahm und die ihn mit Angst erfüllte. Was war es nur? Die zwei Seelen, die Faust in sich weiß, eine irdisch-sinnlich, eine zum Äther aufstrebend, sind am Ende in jedem nicht gerade gemeinen Menschen anzutreffen. Um diese durchaus nicht beunruhigende Doppelheit handelte es sich nicht. Er bemerkte in seinem Innern vielmehr eine Fehlerhaftigkeit oder vielleicht Seelenträgheit; darüber ins klare zu kommen, war ungemein schwer. Er erlebte doch die Dinge mit ganz ungetrübtem Bewußtsein und nachher war es, als seien sie nicht mehr völlig wirklich, nicht so eigentlich. Seine Geliebte war gestorben; er hatte erst geglaubt, den Verstand zu verlieren. Dann überlegte er und überlegte — er konnte sich das Ereignis nicht recht wahrmachen. Er konnte es nicht anpacken. Und er war bei klarer Vernunft und zweifelte keinen Augenblick an dem Geschehenen, nur sein Gefühl davon war so unwirklich. Die Seele hatte die Tatsache, diese schreckliche Erfahrung, wie eine schwere Last in ihr Erlebnismagazin geschleppt und ließ sie da hinfallen, wie sie nun eben lag. Was wird aber weiter daraus? Damals war er in einer sehr kritischen, zerstörenden Stimmung gegen sich selbst. Ja, er zerstörte sich fast.

Monate saß er und brütete. Das Jahr, das ihm die Freundin geraubt hatte, war fast vorüber, nur noch eine Woche hatte es bis zu seinem Ende. Da steckte am Morgen vor Weihnachten der Regierungsassessor Axel Grootebuur, mit dem Franz näheren Verkehr hielt, den Kopf ins Zimmer und rief: „Dobinger, Sie Trauerweide, was machen Sie heut am heiligen Abend? Kommen Sie mit nach Magdeburg! Eigentlich wollte ich nicht nach Hause fahren, fahre plötzlich aber doch. Begleiten Sie mich, hier in Berlin sind Feiertage für einen solchen Einödbauer wie Sie eine Qual, und uns machen Sie eine große Freude. Ich zeige Ihnen unsere Elblandschaft. Es ist eine bezaubernde Gegend, besonders allerdings für Mathematiker, denn man kann durch einen Punkt in der Fläche nach allen Richtungen grade Linien ziehen. Außerdem ist mein alter Herr da, der das Preußische Landrecht sowohl von vorn wie von hinten aufsagen kann. Divertissement in Menge! Natürlich wohnen Sie bei uns.“

Sie reisten und waren kurz vor dem Baumanzünden in Magdeburg. Der Landgerichtsdirektor Grootebuur und seine Tochter Thora, die dem verwitweten Vater das Haus führte, nahmen Dobinger mit Herzlichkeit auf. Am Weihnachtsmorgen fuhren alle ein paar Stationen rechtselbisch auf der Eisenbahn und dann eine Stunde im Schlitten durch dicken Schnee nach dem angestammten Gute Klein-Halstedt, wo Christian Grootebuur saß, ein jüngerer Bruder des alten Herrn. Christian wurde Kersten gerufen, denn die Grootebuurs waren nicht nur stolz auf ihre zwei o und zwei u, sie duldeten auch bloß niederdeutsche und nordische Vornamen in der Familie. Es kamen noch Vettern und sonstige Versippte hin, manche mit Frauen, zusammen wohl fünfzehn Personen, die in dem altmodischen, aber bequemen Hause leicht untergebracht wurden. Alle standen miteinander vortrefflich, obgleich keine Gefühlswallungen vorkamen; die behagliche Stimmung äußerte sich mehr in einem trockenen norddeutschen Schrauben und Necken, das man gegenseitig übte. Thora war im Kreise mühelos die erste. Sie übernahm, da es in Klein-Halstedt keine Hausfrau gab, sogleich das Regiment, und Onkel Kersten, ihr alter Ver-



Unterhaltung. Gemälde von Hans Best

ehrer und Anhänger, fühlte sich glücklich. Alle hörten ihr zu, und ihre Vorschläge erhielten meistens ohne weiteres Gesetzeskraft. Sie sprach rasch und sicher, und es klang in einigen Augenblicken wie Kommando, aber dann lachte sie gleich selbst das zu Scharfe ihres Tones wieder fort, und man hatte kaum Zeit, kopfscheu zu werden. Dabei war die Gewohnheit, sich als schon gealterte Dame zu geben, eine gute Maske ihres Führerdranges, auch eine kleidsame Maske, denn als Oberhofmeisterin, die am Treiben der späteren Generation fröhlich Anteil nahm, aber sich eigentlich zur Partei der reiferen Herrschaften zählte, wirkte sie selber jugendlich. Franz bewunderte ihre Selbstgewißheit und schlagfertige, gute Laune, doch fand sie am ersten Festtage nicht viel Muße für ihn. Am folgenden jedoch machte er sich bei einer allgemeinen Auflehnung ihrer Untertanen höchlich verdient. Man bewegte sich nach einem stundenlangen Spaziergang, da bis zum Mittagessen noch Zeit war, vor dem Hause in der Sonne umher, als einige mit Schneebällen zu werfen anfingen und es sich auf Betreiben der jungen Herren ergab, daß man in zwei abgezählten Gruppen zur Schlacht antrat. Aber aus Übermut kam man zu keiner regelrechten Beschießung, und Thora, die in allem Tun gegen nutzlose Kraftverschwendung war, ließ klingend den Ruf zur Ordnung und Energie ergehen. Dies war das Signal zu einer großen Meuterei, die bei den Damen anfing. Nicht bloß die feindliche Hälfte richtete gegen sie allein ein konzentrisches Feuer, sondern ihre eigene Partei fiel in offenem Verrat über sie her, und sie stand in einem Schneeballenhagel. Nur Franz Dobinger bewies dabei eine herrliche Treue und versuchte, an ihrer Seite ausharrend, gegen den Massensturm eine kaum mögliche Abwehr. Schließlich kam der lange Axel Grootebuur ganz nahe zu ihm hin, faßte in beiden Händen dicke weiße Fladen und warf sie ihm gegen die Brust. Fast bis zu den Knien war Franz eingeschneit, als von drinnen der Paukenschlag ertönte und sich in ungeheurem Jubel alles löste, um vor der Tafel die Kleidung zu wechseln.

Am spätern Nachmittage fuhr man ins benachbarte Dorf Halstedt, um sich den Einwohnern im Gasthof beim Beginn des Festballes zu zeigen. Thora walzte einmal mit Onkel Kersten durch den Saal und saß dann, auf den Tanz verzichtend, bis zur Rückkehr ins Gutshaus bei ihrem Schneekampfritter. Auch am nächsten Morgen, wo alles aufbrach, waren sie bis zur Station im Schlitten zusammen. Franz sah, daß sie mit eigenem Nachdenken über die Welt urteilte. Sie hatte vieles gelesen, in der Kunstgeschichte hatte sie ernsthafte Studien getrieben und war ihm darin überlegen. Ein Buch, von dem die Rede war, sandte er von Berlin und schrieb dazu. Sie antwortete, und monatelang gingen die Briefe hin und her. Er fand sich gegenüber eine helle und feste Klugheit; so muß man sein Leben zimmern, dachte er nach jedem ihrer Briefe. Unwillkürlich nahm er sich zusammen, wenn er ihr schrieb, und fühlte, daß ihm das gut tat. In ihrer Atmosphäre konnte weder Halbheit noch Zweiheit der Seele bestehen.

Zu Ostern fuhr er nach Magdeburg und fragte, ob sie ihn heiraten wolle. Thora sagte ja.

*

Geheimrat Dobinger fuhr am Montag nach seiner Rückkehr gegen zehn ins Amt und bemerkte im überfüllten Wagen der Untergrundbahn Tschirnhaus, der einige Schritte entfernt stand. Er blickte nach der anderen Seite, aber das Gedächtnis fixierte sofort den weißhaarigen starken Hinterkopf über dem mageren Halse. Dobinger zwängte sich durch das Gedränge und berührte seine Schulter. „Guten Morgen und grollen Sie mir nicht mehr! Neulich in Raxendorf ließ ich Sie umsonst warten und habe mich nicht einmal entschuldigt. Hatte mich im Walde verlaufen, fand Sie nicht mehr, wollte andern Tags zu Ihnen kommen und hab' es, Gott sei's geklagt, vertrödelt."

Der andere sah einen Augenblick verwundert den Grüßenden an, gleich aber reichte er ihm freundlich die Hand. „Fast hätt' ich Sie nicht erkannt. Sie sehen sehr erfrischt aus. Zu entschuldigen ist nichts. Verabredungen in der Sommerfrische zählen kaum; man versäumt nichts."

Der Zug fuhr unter dem Potsdamer Platz ein. „Steigen wir aus," sagte Dobinger, „gehen wir ein Stück? Hier im Gewühl kann man nicht reden."

„Ich habe mir angewöhnt, dieses Fortrollen in der Menge wie eine Lehrstunde anzusehen. Wenn man über Kunst schreiben soll und bloß in der Nähe genau sieht, bietet sich unten eine vorzügliche Gelegenheit, die Originale der Bilder zu betrachten. Wahrscheinlich waren alle großen Idealisten stark kurzsichtige Leute, sie wären sonst erschrocken. Wenn ich unter der Erde eingeklemmt in dem Haufen stehe, sehe ich, wie wir sind. Es ist wie ein Wassertropfen unterm Mikroskop, Infusorien, die einander fressen wollen."

„Häßlich, der Schlag, wie?“

„Unglücklich. Darum sind sie so häßlich. Man erkennt sie, wenn sie da in dicken Schwärmen beisammenstehen, jeder aber isoliert durch eigene Gedanken. Die Sprechmaske ist auf einen Moment gelüftet, sie sind alle inkognito, bis sie wieder Mitmenschen sein müssen. — Wohin gehen Sie?“ Die Ecke war die der Wilhelmstraße.

„Hier hinein in die Sackgasse der Weltgeschichte. Aber wie in Raxendorf darf ich Sie nicht wieder verlieren. Kommen Sie doch bitte morgen abend zu uns!“

„Ich lebe so einsiedlerisch,“ sagte Tschirnhaus zögernd. „Esse im Wirtshaus, betrete seit Jahren kaum die Wohnung gebildeter Leute. Geben Sie eine Gesellschaft? Ich würde —“

„Nichts weniger als das. Wir sind allein, höchstens ist noch ein alter Freund da, keinerlei Etikette. Kommen Sie!“ Tschirnhaus versprach.

Im Ministerium die Haupttreppe sehr rasch hinaufsteigend, stieß Dobinger gegen Stippe, den er zuletzt an dem Sonntag mit Agathe gesehen hatte. Das Gesicht des andern strahlte vor Vergnügen und seine Arme hoben sich zur Gebärde des An-die-Brust-Ziehens.

„Dobinger, Mann, Sie sind nicht zu erkennen! Straff kommen Sie daher wie sechsundzwanzig Jahre. In Raxendorf sind Sie mir völlig abhanden gekommen. Einmal, Sie Schwerenöter, sah ich Sie flüchtig mit einer hübschen Frau. Nun kommen Sie zunächst in mein Zimmer, ich muß Sie ins Bild setzen. Hier geht allerlei Unschönes vor.“

Seine Fenster schloß Stippe sorgfältig, ehe er begann. Sie sahen auf einen innern Hof des massigen Komplexes, den man hinter der Straßenfront, einem alten Bau von einigem architektonischen Verdienst, nicht vermutete. Dieser ursprüngliche Kern langte bei weitem nicht mehr aus, und es waren hinten ganz nüchterne Quer- und Verbindungshäuser von fünf Stockwerken darangestellt worden. Dobinger blickte durch die breiten Scheiben. Jeden Zoll in diesem grauen Fabrikhof kannte er. Fenster und Fenster neben- und übereinander, hinter jedem ein Rat oder Assessor oder wenigstens ein Sekretär. Neben ihnen stand ein Fenster offen, man hörte eine pedantische Stimme, die diktierte, und eine tickende Schreibmaschine. Er spürte einen unklaren Widerwillen, als wäre er in einem Keller mit Moder- und Chlorgeruch; doch das eindringliche Sprechen Stippes rief ihn zum Bewußtsein. Der Kollege war seit drei Tagen vom Urlaub zurück und gut unterrichtet. Es blieb also dabei, ihr alter Chef war reif zum Abgehen. Man hatte sich an ihn, der seit so vielen Jahren auf diesem Stuhle saß, bisher nicht herangewagt, jetzt waren auch die Parteien von der Rechten gegen ihn erkaltet; denn die überjährige Exzellenz benahm sich gegen die Parlamentarier, mochten sie rechts oder links stehen, sehr spröde und erwies wenig Gefälligkeiten. Warum ihn also ohne Nutzen länger stützen, da doch sein Posten eine ausgezeichnete Tauschgröße war? Wurde der endlich frei und einer Gruppe zugeschlagen, dann ergaben sich Gegengeschäfte. Stippe erklärte es außerdem für eine Tatsache, daß der Minister selbst seinen Rücktritt wünsche. Nachfolger könne natürlich nur Eibler sein, ein Freund des Beamtentums, ein kräftiger Politiker und sicherlich ein bequemer Vorgesetzter wie meistens die Sozialisten, weil sie nichts vom Dienst verstehen. Das wisse Eibler auch ganz gut und werde seinen Staatssekretär machen lassen, was für das Ressort das beste sei. Und so befinde sich alles bereits in Ordnung und nach Beginn der neuen Session, so gegen den November, werde das Amt den Chef zu wechseln haben.

Außerdem war aber noch eine andere, peinliche, höchst unerwünschte Neuigkeit zu berichten. Da sei dieser Fall Chasanitsch, Dobinger kenne ihn. Jefrem Chasanitsch, russischer Jude, hatte in den wilden Jahren der völligen Zerrüttung des Geldes ein ungeheures Unternehmen erbaut. Er spekulierte in Kupfer, Eisenerz, Getreide und Kohle, war Großreeder und Zechenbesitzer in fast allen Staaten Mitteleuropas. Der Umkreis seines Tuns war für alle unübersehlich, bis er in Konflikt mit der Justiz geriet und in Haft genommen wurde. Man behandelte ihn sofort sehr hart und viele Zeitungen nahmen gegen ihn gehässig Partei. Da ergab es sich bei der vom öffentlichen Lärm erzwungenen genauen Durchforschung seiner Operationen, daß Chasanitsch eng mit einflußreichen Männern verbunden war. Angesehene Parlamentsleute, hohe Beamte hatten sehr unangenehme Verhöre durchzumachen, indessen bei dem Wirrwarr in diesen komplizierten Geschäften wußte man noch durchaus nicht, wer wirklich dem Finanzmann zu eigenem Vorteil mit amtlichen Kenntnissen geholfen habe, aber mehr als einer war in Verdacht. Der Angeklagte selbst benahm sich nicht bloß geschickt, sondern eigentlich vornehm; er versteckte sich nicht etwa hinter seinen hochgestellten Bekannten, sondern deckte

und entschuldigte sie nach Kräften, die Beziehungen als harmlos gesellige darstellend. In Berlin sagte man, in der ganzen Schar der Kompromittierten sei Jefrem Chasanitsch aus Pinsk der einzige Gentleman. Nun war, Stippe erzählte es mit bekümmerten Augen und leiserer Stimme, vor einer Woche zutage gekommen, daß einer der Gänge des Chasanitsch in ihre unmittelbare Nähe, in dieses Ministerium selbst führte. Ihr Kollege Wanne stand leider in einem gewissen Verdachte, dem Spekulanten allerlei Auskünfte erteilt zu haben. Der Regierungsrat Wanne, den der Minister selbst zu sich gerufen hatte, bestritt freilich hartnäckig auch die fernste Verschuldung, und nachgewiesen war gar nichts, indessen der alte Herr wollte die genaueste Aufklärung haben. Darum habe er eine interne Untersuchung gegen Wanne angeordnet, und Dobinger werde damit beauftragt werden.

„Mich haben Sie dafür ausgesucht?"

„Ich doch nicht! Er selbst nannte sofort Sie. Was wollen Sie? Positive Verletzungen der Amtspflicht hat Wanne kaum begangen, aber es handelt sich um Grenzgebiete, um sehr feine Bestimmungen dessen, was über die Pflicht hinaus die Standesehre fordert und was sie nicht unbedingt verlangt. Sie gelten mit Recht als unser bester Mann für so feine Dinge. Die Aufgabe ist schwierig, aber die Auszeichnung groß."

„Es ist eher eine Aufgabe für einen schon pensionierten Geheimrat als für einen noch lebendigen."

„Verehrter Herr Kollege, ich verstehe Sie wieder einmal gar nicht!"

„Ob ich den Wanne heraushaue oder hineinlege, falsch mache ich es in jedem Falle. Mich wundert, daß Sie das Gegenteil denken, lieber Stippe."

„Wenn Sie durchaus nicht wollen, so ersinnen Sie einen Vorwand, um abzulehnen. Dann habe ich Sie getreulich gewarnt, denn er wird Sie gleich rufen lassen."

„Nein, wenn er mir den Auftrag gibt, führe ich ihn aus. Sonst wird er schließlich noch Sie dazu nehmen, und das wäre von mir nicht getreulich an Ihnen getan. Nun, schönen Dank und guten Morgen!"

An der Tür seines eigenen Zimmers wurde Dobinger von den Dienern Pott und Schilski mit tiefer Verbeugung empfangen. Pott trug trotz den sehr veränderten Zeiten immer noch den Frack, der der Würde der Behörde angemessen war. Er ging vornübergeneigt, und sein Schnurrbart war weiß. Schilski, jünger und stämmiger, hatte braunen Vollbart mit ausrasiertem Kinn, mehrere Verdienstmedaillen glänzten auf seiner Brust. Schilski öffnete mit weiter Armbewegung die Tür, Dobinger trat ein, Pott ging dem Geheimrat mit dienstlichen Schritten nach und nahm den Hut in Empfang. Er schloß hierauf die Fenster, brachte vom Ständer mehrere rote Mappen auf den Schreibtisch, stellte sich, die Absätze zusammenschließend, in die Mitte des Zimmers und sagte mit respektvoll verhaltener Stimme: „Wenn Herr Geheimrat möchten so gut sein und möchten bemerken, Exzellenz Herr Minister ließen nämlich sagen, wenn sich möchten bereit halten um elf, jedoch unbestimmt, falls möglicherweise Exzellenz Exzellenz Herrn Staatsminister Köhler sollten müssen empfangen, in dem Falle würden bitten, morgen, wenn Herr Geheimrat wollen bemerken."

Diesen Jargon der unteren Ministerialbeamten nannte Dobinger die Sprache der wattierten Plurale. Sie wurde mit Meisterschaft von Herrn Pott gehandhabt, während Schilski, ein früherer Unteroffizier, der hier erst sechs Jahre Dienst tat, betitelte Visitenkarten in die Zimmer trug und Aktendeckel heftete, auf deren Vorderseite der Faszikelinhalt in Kanzleirundschrift angegeben war, noch nicht lange genug Umgang mit jenen Bildungsmitteln hatte, um den Stil so fertig zu beherrschen. Der Insasse des Zimmers hörte seit ungefähr einem Vierteljahrhundert jeden Tag diese Redeweise, aber noch niemals war ihm das Gesäusel so lächerlich vorgekommen. Wieder spürte er einen faden Kellergeruch; er riß das Fenster auf, trotz dem alten Pott.

Warum empfangen sie mich eigentlich immer mit solcher Ehrfurcht, dachte er. Dieser Pott gerät in Wallung, wenn er „Herr Geheimrat" sagt und meinen Rock nimmt. Bloß „Herr Dobinger" zu sagen, würde seinen Berufsstolz nicht befriedigen. Könnte man aus solchen Schatten Menschen machen? Vor allem, kann ich selbst noch ein Mensch werden? Es ist ein Scheinleben in diesen Wänden, in Gesellschaft dieser roten Mappen. Mich trägt es nicht mehr. Wer sich zum Baustein macht aus Pflichtgefühl, der muß wirklich Stein werden können und das Leben vergessen. Ich hingegen will anderes. Was also? Zuerst diese Frau. Das Weib!

Er dachte an ihre erste Hingabe, an einen Blick. Plötzlich durchfuhr es ihn: wenn sie ein Kind trüge? Werde ich mich dann fürchten? Keineswegs! Zwar, Franz Dobinger, mache dir klar, was du getan

hast! Tat? Nein, Ereignis! Ich wollte sie, aber ich mußte sie wollen. O, ich darf diese starke Empfindung nicht von schwächenden Nachgedanken antasten lassen, nicht aushöhlen lassen. Ich klammere mich an dieses starke Gefühl und schwinge mich auf eine neue Höhe über dem dürren Flachlande, wo alles in kleine Teilchen zerbröckelt. Wann durfte ich denn etwas Ganzes hinstellen, wie ich es geplant hätte? Der Mensch wird göttlich, wenn er Dinge machen kann, nach seinem innern Bilde. Ich muß hier fort. Ich bin Jurist, Verwaltungsmann. Ich kann an die Spitze großer Werke treten, großer Unternehmungen. Wenn ich keine großen finde, so werde ich kleinere leiten. Man braucht jetzt Persönlichkeiten. Das Schicksal gibt mir einen Wink, auszubrechen, das Schicksal in dieser Frau. Eine solche Entzündung meiner Phantasie ist ein Schicksal, ich erlebte das noch nicht, es war mir aufgehoben.

Diese Untersuchung gegen Wanne! Klar ist, daß Stippe mir das zuschob, um mich mit unliebsamen Geschichten zu beschäftigen, während er nach oben strebt. Soll ich mich weigern? Halt, vielleicht könnte ich ihn enttäuschen! Man kann diesen peinlichen Auftrag stilvoll abwickeln — in großem Stile — auf Biegen oder Brechen! Keine Rücksichten und Konzessionen hier! Es könnte mein Übergang zum neuen Leben werden —

Die Tür bewegte sich, er blieb stehen, und seine Hand fiel herunter. In der Öffnung erschien Schilskis brauner Vollbart.

„Exzellenz lassen bitten."

*

Pünktlich um acht kam Tschirnhaus, und mit ihm langte auch der Geheimrat erst zu Hause an; Doktor Nothmann, der ebenfalls gebeten war, saß schon seit einer halben Stunde bei Thora. Nothmann hatte für seine Freunde immer Zeit, und er hatte viele Freunde. Denen war es ein Rätsel, in welcher Gesellschaftsklasse seine Praxis ihre Wurzel habe. Er schien seine Patienten eher auf zufällige Art zu bekommen, manchmal auch gar keine zu haben, aber die Stimmung des hohen Vierzigers blieb immer heiter. Er sagte selbst, die Kategorie Ärzte, wie er einer sei, verschwinde in den großen Städten mehr und mehr, weil es bei dem jetzigen Tempo jedem zum Verkehr mit dem Doktor an Lust und Zeit fehle, außer wenn er krank sei, und dann wiederum sei er, Nothmann, nicht ganz in seinem Element. Dobingers hatten ihn in den ersten Jahren ihrer Ehe einmal in der Nacht herbeiholen müssen, als ihr Kind von heftigem Husten befallen wurde. Seitdem kam er manchmal noch ins Haus. Franz, der ihn genau kannte, mochte ihn eigentlich nicht leiden, doch hörte Thora dem sehr unterhaltsamen Herrn gern zu, so wenig sie in ihrem eigenen Bezirke Dilettantismus vertrug. Selmar Nothmanns Sprechfreudigkeit war nicht zu erschöpfen, und wenn Stimmung und Essen gut waren, dann flogen ihm die kleinen Witze vom Munde. Er hatte einen schöngeistigen Zug und wußte immer über die neueste Literatur Bescheid. Natürlich las er die Bücher nicht, blätterte sie aber in den Läden an und kannte die Feuilletons darüber. In ganz reiche Häuser, wo man die Leute mit Geld, Titeln und Ruhm hat, gelangte er nicht; er erfuhr aber, was dort vorging. Er hatte in jedem Lager Bekannte, denn die Politik war ihm sehr gleichgültig, obwohl er viel darüber sprach; eine bissige Bemerkung über den früheren Kaiser störte ihn so wenig wie das Schimpfen alter Offiziere auf den Judenstaat. Manchmal glaubte er, von seiner Natur eigentlich für die aristokratischen Meinungen bestimmt zu sein, wie denn immer Nietzsche sein Philosoph blieb.

Als die zwei anderen Herren eintraten, mußte Nothmann den begonnenen Bericht über den peinlichen Vorfall im Hause des Großindustriellen Roneck unterbrechen. Tschirnhaus wurde vorgestellt, und man ging sogleich zu Tische. Dem zerstreuten Arzte legte die Hausfrau auf seinen Teller vor; sie sagte, sie betrachte Junggesellen überhaupt wie Kinder. Freilich wisse sie nicht, wie sie mit Herrn Tschirnhaus daran sei.

„Ich lebe seit einigen Tagen mit zwei Katzen — —"

„Das ist so gut wie eine Frau," meinte Nothmann.

„Was wissen Sie von Frauen und vom Ehestande!"

„Als Arzt, gnädige Frau, ist man dicht hinter der Schlachtlinie und hört aus erster Hand die Berichte der Kämpfenden."

„Aber meine beiden Katzen sind miteinander verheiratet," konnte Tschirnhaus nun fortfahren.

„Hoffentlich ein Liebesbund?"

„Ich bezweifle es nicht, denn sie sind noch recht jung und haben niemals andere Katzen gekannt, weil ich sie sorgfältig eingesperrt halte."

„Ist das die Bedingung einer glücklichen Häuslichkeit?"

„Als alter Orientale denke ich's fast. Im noch unverfälschten Morgenlande näm-

lich verläßt man sich auf undurchsichtige Schleier und unzerbrechliche Schlösser."

„Diese Morgenländer sind just nicht galant."

„Damit machst du auf Herrn Tschirnhaus keinen Eindruck. Die Galanterie gehört in die westliche Zivilisation, die er verabscheut."

„Und Sie vergessen die Polygamie, gnädige Frau! Wo einer so viele Frauen hat und sich leicht irren kann abends beim Nachzählen, braucht er eine sichere Haustüre."

„Ach, Doktor Nothmann, daß Ihnen gleich die Vielweiberei einfällt; Ihnen war ja schon eine zuviel."

„War? In der Blüte des Lebens stehend, fange ich eben an, mich ernstlich umzusehen."

„Wenn das nur gut tut! Ein Mann, der solange ans Alleinsein gewöhnt ist —"

„Ich bin niemals allein! Außer in meiner Sprechstunde!"

„Über den Orient, Herr Tschirnhaus, möchte ich wohl Belehrung von Ihnen. Eigentlich kommt doch daher die gesamte Kultur und sogar wir selbst."

„Ich bin begierig, Thora, wie du das beweisen willst."

„Nun, ich dachte an die Bibel, an den Erzvater Noah mit den drei Söhnen, von denen wir alle abstammen sollen. Wie hießen sie doch? Sem, Ham — und — der dritte?"

„Antisem!" rief Nothmann strahlend.

„Japhet, meine Liebe!"

„Richtig! Und so leicht zu merken. Wie das Wäschegeschäft am Kurfürstendamm."

Albrecht kam ins Speisezimmer, um die Gäste zu begrüßen, bleiben konnte er aber nicht, denn Iversen, der zu seinen Eltern zurückreisen mußte, versammelte am Abend seine Freunde um sich. Während die anderen mit dem jungen Menschen sprachen, betrachtete ihn sein Vater. Erschien nicht in dem offenen, glatten Gesichte, das ihm immer so kindlich vorgekommen war, jetzt im Lampenlicht plötzlich ein neuer, harter Zug? Fast war es auch, als ob Albrecht die Augen seines Vaters vermeide; nachher beim Abschied, als sie sich die Hand gaben, maßen sie sich mit einem schweren Blick. Das einfache Mahl war schon zu Ende, und die anderen gingen in Thoras Salon zurück. Bei der Zigarre sagte dann Nothmann ganz befriedigt: „Sie mögen mich einen Kurpfuscher nennen, aber wem verdanken Sie heute diesen prächtigen Studenten als meiner klinischen Leistung vor fünfzehn, sechzehn Jahren? Wenn etwas mich mit dem Familienleben aussöhnen könnte, dann ein junger Recke wie Ihrer da. Kleine Kinder mag ich nicht."

„Hier muß ich doch widersprechen, und wären Sie wie ich Vater so eines langen Mitmenschen, vielleicht redeten Sie anders. Erwachsen ist Entwachsen. Nur das Kind ist unser Kind."

„Ich bin auf Doktor Nothmanns Seite, Franz. Die Lust am Kinde ist doch wohl mehr animalisch, wenn ich mich etwas derb ausdrücken darf. Herrlich ist es, die Entfaltung des Charakters mitzuerleben. Sagten Sie, diese Frau Roneck habe schon große Kinder?"

„Zwei, von dreizehn bis fünfzehn."

„Welch unerträglich niedrige Frau! Kannst du dir denken, Franz, daß eine Dame in glänzenden Verhältnissen, dabei keineswegs jung, die Kinder fast groß, aus ihrem Hause wegläuft, einem fremden Manne nach?"

„Warum soll ich mir das nicht vorstellen können? Ähnliches kommt beinahe jeden Tag vor." Seine Stimme hatte einen schwach verdrossenen Klang, den Thora hörte und nicht mochte.

„Vielleicht im Proletariat. In der Gesellschaft ist es unverantwortlich und abscheulich. Warum du das heute nur bestreitest?"

„Ich habe es nicht bestritten. Nenne es unverantwortlich und abscheulich — geschieht es darum nicht? Wer einen solchen Schritt tut, verzichtet auf deine — auf unsere Zustimmung."

„Eine Frau reifen Alters verzichtet nicht auf ihren Ruf. Sie mag ihn in den Schmutz treten, gleichgültig dagegen kann sie nie sein. Darum muß sie unglücklich werden."

Nothmann fand es am Platze, etwas dazwischen zu sagen; in dem Sprechen der beiden lag ein Nachdruck, der seine Behaglichkeit beeinträchtigte. „Die Sache kam vor ein paar Wochen heraus, als Roneck unerwartet von einer Reise wiederkam. Er fand sie nicht zu Hause — spät abends — so wurde es entdeckt. Übrigens ist der Bel-ami ein Ingenieur bei der Firma."

„Ist das der Zement-Roneck?"

„Ja — haben Sie von der neuen großen Zementgründung gehört? Kolossal —"

„Vom Sehen kenne ich den Mann. Ein Feister, mit einem öden, unverschämten Gesicht. Vermutlich hatte die Frau recht."

„Du sagst erstaunliche Sachen, Franz! Wenn jede Frau weglaufen wollte, der das Gesicht ihres Mannes nicht mehr zusagt!"

„Du hörtest, sie lief nicht weg, sondern ging erst nach der Entdeckung."

„Das ist viel schlimmer. Tat sie es, hätte sie offen wählen sollen."

„Darin hast du recht — in der Theorie. Die Umstände —"

„Wie? Umstände? An einem gefiel ihr das Geld, am andern sonst was. Verteidigst du auch das?"

„Vielleicht hinderte sie der Gedanke an die Kinder."

„Sich an ihnen zu versündigen?"

„Offen zu sein. Der Mensch, dem das zustößt, wird innerlich hin- und hergezerrt. Sie mag feiner sein, als du denkst, konnte vielleicht den rohen Mann nicht ertragen."

„Wie genau du weißt, daß er roh sein muß! Der Liebhaber ist auch kein Dichter, sondern gleichfalls Ingenieur."

„Meinetwegen — dann gefiel er ihr als Mann."

„Ja eben, das war es. Eine solche Frau folgt ihrem Triebleben, das richtet sie."

„Es richtet sie noch nicht. Um zu verurteilen, müßte man den Fall erst kennen. Auf das innere Bild kommt es an."

„Daß gerade du als Staatsbeamter es so auffassen kannst! Schließlich wurzelt unsere ganze Kultur in ein paar Grundgedanken aus Religion und Moral. Ich bin nicht Frömmlerin, aber wenn alles in Frage gestellt wird, dann stürzt auch alles."

„Möglich. Dann stürzt es."

„Ich finde dich unerhört."

„Immer die pathetischen Worte! Und die Religion ist nicht so eindeutig, wie du denkst."

„Ich spreche nicht von der türkischen Religion. Unsere Religion sagt klipp und klar, was sie verbieten will."

„Ja, das Alte Testament — das dir im Grunde näher liegt. Erinnerst du dich — ich muß das den Herren erklären — ich nannte früher scherzend meine Frau wegen einer kleinen gesetzgeberischen Neigung die Rolle Thora —"

„Lassen wir das! Mein Vorname ist nordisch. Ich bitte sehr!"

„In der Bergpredigt ist das alles nicht so klar. Er führt das alte Gebot an, du sollst nicht ehebrechen, und dann sagt er: schon wer ein Weib bloß anblickt — mit begehrenden Augen — hat in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen."

„Nun — das bestätigt meine Ansicht."

„Er sieht nur auf die Gesinnung. Leider ist es nicht deutlich, woher wir die Gesinnung nehmen sollen. Kann einer für seine begehrlichen Augen?"

„Willst du das deinem Sohne als Erziehung mitgeben?"

„Zum Glück ist er schon erzogen und das von dir. Wenn ich ihm etwas mitgeben könnte, dann sollte er glauben lernen, daß das Gift in der Seele giftiger ist als die Übel, die es draußen anrichtet."

„Demnach hätte man nicht einmal nötig, erst lange gegen die schlechte Regung anzukämpfen?"

„Ja, nun bist du auf die schwache Stelle gestoßen. Wenn die Sünde dieselbe ist, ob man das Weib des andern wirklich anrührt oder nur anrühren möchte — wo ist das Verdienst der Selbstüberwindung? Er denkt nur an das Himmelreich, wie das erworben wird, aber es ist gefährlich, der äußeren Gesetzlichkeit den Wert abzusprechen. Für die Gesellschaft, die uns nicht in die Brust hineinsieht, kommt es nur darauf an, wie wir uns in diesem Kampfe halten. Darin hast du vollständig recht. Und doch sage ich: im allertiefsten hat e r recht. Denn was im Herzen vorgeht, muß schließlich unter den Menschen sichtbar werden. Wenn wir als hochgeachtete Bürger leben und sterben, dabei aber die Seelen von Kupplern und Mördern haben, so wird sich das irgendwann herausstellen, wenn auch erst bei den Enkeln."

„Das ist mir mystisch. Ist diese Frau zu entschuldigen, wenn sie mit solchen Gedanken von ihren Kindern geht?"

„Ja. Besser, als daß sie mit solchen Gedanken ihre Kinder in Unwahrheit erzieht."

„Unfaßbar. Und doch sind diese Dinge einfach und niemals anzutasten. Man verläßt Vater und Mutter und folgt dem Gatten. Vor Jahrtausenden wurde das geschrieben."

„Ganz richtig. Es heißt: der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. Nicht steht da: er wird Frau und Kind verlassen und an einem anderen Weibe hangen. Wir beide sind heute sehr bibelfest!"

Er schnitt mit der Hand durch die Luft, um dies zu beenden. Es war Bier hereingebracht worden, und die Herren tranken. Die Unterhaltung teilte sich jetzt, Franz lauschte Rothmanns bissigen Bemerkungen über den Reichstag, Thora hatte sich zu Tschirnhaus gewendet. Sie zeigte ein Werk mit Abbildungen arabischer und persischer Architektur, und er gab Kommentare, denn fast alle diese Bauten hatte er gesehen. Im Erklären wuchs seine Stimme, und bald hörten ihm, weil Franz bei Rothmanns Suada nicht warm wurde, die beiden anderen zu. Ein gemeinsames Gespräch kam nicht mehr zustande, und nach einer halben Stunde gingen die Gäste weg.

Bis zur zweiten Ecke hatte Rothmann

einen Weg mit Tschirnhaus. Er fragte den älteren Mann, ob er lange im Hause bekannt sei, und redete gleich selbst: „Sind es nicht prachtvolle Menschen? Man kann lange gehen, bis man soviel echte Bildung findet, beide von alter Kultur und dabei den modernen Ideen so offen. Bestes ancien régime ohne Ablehnung des man in the street. Besonders die Frau ist eine eigenartige, starke Natur. Bei ihm —"

„Ein echter Mensch!"

„Das sage ich ja. Sehr anregend, aber gleichzeitig etwas sonderbar. Manchmal verrennt er sich in Ideen, und es fehlt bei ihm ein Gran von durchschlagendem Lebensrealismus, möchte ich es nennen. Verfolgten Sie das Gespräch zwischen ihnen? Als erfahrener Psychologe haben Sie sofort bemerkt, wie er aus Widerspruchsgeist völlig unhaltbare Thesen verfocht."

„Nein, es war seine Überzeugung."

„Die reinsten Schrullen von ihm! Als Psychiater kennt man das. Nicht einen Augenblick denkt der Mann, was er sagte — ein typischer Gradegänger, Beamter und pater familias. Nur das Gedankenspiel lockte ihn auf den Abweg. Besonders weil sie sich ärgerte."

„Von Abwegen ist wohl nicht zu sprechen."

„Ich bin nicht im geringsten Philister, aber wie kann er eine Frau, die durchgeht, rechtfertigen wollen? Man kann sie sehr gut menschlich verstehen, aber doch nicht moralisch rehabilitieren."

„Das Menschliche und das Moralische müssen eben eins werden."

„Hier sage ich als Arzt: Es gibt eine Hygiene der Weltanschauungen. Die alten Maximen haben seit den Urzeiten ihre biologische Brauchbarkeit bewährt."

„Nein, Herr, das haben sie nicht!"

„Es läßt sich dazu natürlich vieles sagen."

„Nicht um die Biologie handelt es sich. Der Streit wurzelt im Metaphysischen."

„Ja, das sind so die letzten und höchsten Sachen. Dort kommt Ihre Straßenbahn. Schlafen Sie wohl!"

*

Heute machte Dobinger den Morgenweg ins Amt zu Fuß. Die beiden Uferalleen des Landwehrkanals standen noch im Laube, das erst anfing, sich zu färben. Das Wetter war kälter und trübe, doch fühlte er sich recht behaglich, fast wie in den Ferien, so als ginge er in einer hübschen Gegend irgendwo in der Welt spazieren. An einer Stelle, wo die großen Bäume ganz dicht aneinander standen und dicke Äste bis ins Wasser hinunterhingen, hatte er eine Empfindung, etwa wie auf der Kanalpromenade einer holländischen Stadt, Arnheim vielleicht oder Utrecht. Es war ihm in der Tat wohl, er wußte nur nicht eigentlich, warum. Daß Thora und Albrecht seit einigen Tagen verreist waren, konnte es nicht sein. Ihre Gegenwart drückte nicht ... Ja, er wußte den Grund dieser inneren Leichtigkeit nun. Besaß er nicht eine Freundin, ihm ganz gehörig, so wie man sich in der Jugend zusammenschließt — und nicht bloß das, würde dieses Schweben über den Wolken nicht weiterdauern ohne Gefahr des Absturzes?

Agathes neuer Brief löste alle vorgestellten Verwicklungen in Nebel auf . . . Nur etwas war merkwürdig: ehe dieser Brief kam, war er sehr mutig gewesen. Er glaubte bestimmt, daß der Gedanke an jene Verwicklungen keine Feigheit hervorgebracht habe. Wohl innere Beschäftigung, auch Sorgen, das war natürlich, aber Feigheit nicht. Im Gegenteil, das Kind seines späten, jedoch echtesten Lebens würde ja erst sein wahrer Nachkomme sein. Voller Entschlossenheit betrat er vor zwei Tagen den Schalterraum, um ihre Nachricht zu empfangen; denn er mußte sich, so lächerlich es war, ihre Briefe postlagernd senden lassen. Bei seiner Behörde konnte einmal ein unachtsamer Sekretär einen öffnen, und an das eigene Haus war natürlich nicht zu denken. Es kam ihm ziemlich unwürdig vor, dieses Warten hinter Stellenbewerbern und Ladenfräuleins, die ihre Liebesbriefe hier abholten, bis man selbst an der Reihe war und der Umschlag herausgereicht wurde. Darin also saß gefaltet und geduckt ein vollwichtiges Schicksal, sogar das Schicksal mehrerer Menschen. Noch beim Aufmachen dachte er: Nun fängt alles von vorn an!

Und als er dann Wort nach Wort las, daß sie in Ruhe sei und es keinen Ruck gebe, war er ehrlich enttäuscht; er erinnerte sich daran sehr deutlich. Indessen mußte er nachträglich doch zugeben, daß sich bald nach der Enttäuschung schon ein gewisses Gefühl der Befreiung eingestellt habe. Es wuchs von vorgestern bis heute. Diese triviale Erleichterung überwand also mehr und mehr jene heroischen Wallungen — die Willensstärke, den Mut, die Lebensfülle, die Mannesherrlichkeit Der.Geheimrat war von den Jahren an die unzähligen Verleugnungen des Vornehmen, Hohen gewöhnt worden. Er wußte, wie oft er selbst verleugnet hatte. Er wußte, daß die Welt, wenn wir an ihrem Tische mitspeisen wollen, uns zur Probe unsrer Magen-

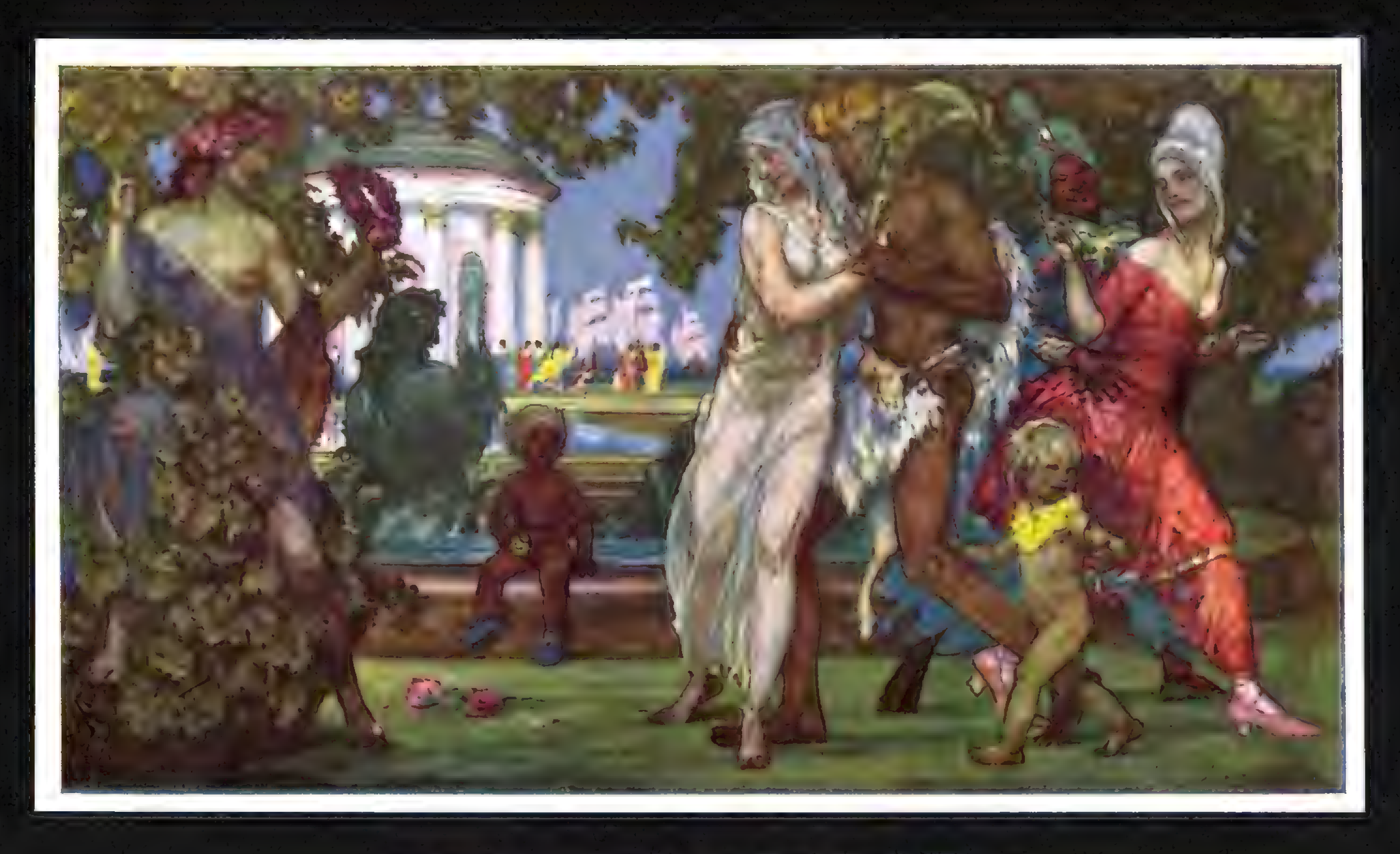
festigkeit hie und da eine Kröte serviert, aber er war auch keiner, der sich vorredete, daß die Kröte auf seinem Teller eine Auster sei. Das befreite Gefühl, das ihn bis unter die Baumallee des Kanals begleitet hatte, wurde ihm peinlich widerwärtig.

Was bin ich eigentlich für einer? Ich dachte, es müsse ein Schicksal für mich kommen, nun bleibt alles sacht im Geleise, und siehe da, es ist mir lieber so! Mithin war, was ich tat, bloß leichtsinnig. Ich genoß, aber ohne den Willen, die Folgen zu wollen, und schlüpfte noch so glücklich durch. Am Ende bin ich kein Mensch für ein Schicksal, sondern auch nur so ein Windhund — ich habe in meinen Handlungen entweder Schwein oder Pech, wie man als Student sagt. Das ist —

Sie sind introspektiv, hatte einmal zu ihm ein Engländer gesagt. Die Erinnerung kam plötzlich wieder. Es war ein Sonnabend, ein sehr heißer August, und seit einer Woche ging er über das glühende Pflaster Londons. Er kam aus einer Galerie, ein zweiter Sonntag hier war unerträglich, so fuhr er mit dem Erholungszuge an die See. Am Ziele rannten alle Leute zuerst in die Gaststätten, keiner dachte ans Meer, das weit hinten zwischen Häusermassen als viereckiger grauer Ausschnitt lag. Franz hingegen konnte nicht warten, lief mit seiner Tasche am Arm sogleich auf die lange Strandpromenade und mußte dann kilometerweit zurück. Zuletzt kam er nur im teuersten Hotel unter und fühlte sich im Straßenanzug unter den geputzten Menschen verloren.

Als nach dem Essen der befrackte und juwelentragende Schwarm in die Halle strömte, um bei Musik zu verdauen, setzte er sich draußen bei den Bosketten der Einfahrt auf eine Bank, wo bereits ein Herr, die kurze Pfeife rauchend, verweilte. Nach einer stummen Viertelstunde sagte der andere halb für sich, halb für Franz, dies sei ein schöner Abend, und so hob ein Gespräch an. Der Mann war in einem hinterindischen Staate Leiter der Wasserbauten, in Europa auf Urlaub. Sie spazierten nachts zwei Stunden am Meere und sprachen auch am Sonntag zusammen, nachher war der Fremde ohne Abschied verschwunden. Was er erzählte, war fesselnd, nur geriet er immerfort in ein sonderbares Philosophieren. Er hatte eine Lieblingsvorstellung, die er „my theory" nannte und höchst wichtig nahm. Soviel Franz daraus klug wurde, war seine Entdeckung, daß die Kultur immer wie die Sonne von Ost nach Westen wandre und anders nicht könne. Wie die Sonne müsse sie aber auch von jeder Stelle wieder fort. Von Indien kam sie nach Griechenland und hierauf nach Westeuropa, überall hat sie die Völker erst groß und dann unglücklich gemacht, denn sie dörrt das Leben aus und es geht am Denken zugrunde wie an einem Sonnenstich. Die Hindus, einst sehr tapfere Leute, gerieten ins Spintisieren, und es gibt für den Menschen keine so erschlaffende Beschäftigung wie das Hinstarren auf sein Inneres. Heut ist Europa so weit, die Sonne hat hier schon zulange geschienen. Über kurz oder lang wird es hier drüben einen furchtbaren Krach geben. Das ist der Kultursonnenstich, und die Leute denken dann, der Imperialismus sei schuld oder der Kapitalismus oder die Ungläubigkeit. Übrigens liegt im Unglauben wirklich die Gefahr, denn eine Sorte Religion ist durchaus notwendig. Ob sie sich wie die bei uns da hinten einen schmierigen Bonzen halten, der auf ein kupfernes Becken schlägt, oder wie hier einen gutgewaschenen Gentleman von Oxford, das ist alles Gewohnheit und Geschmack wie in der Kleidung. Der Mensch muß so etwas haben, wenn er brauchbare Arbeit abliefern soll; es ist eine Idee, die ihn komfortabel macht, und außerdem schützt sie ihn vor dem vielen Nachdenken. Natürlich ist das Gehirn seine stärkste Waffe gegen die anderen Tiere, aber es ist Wahnsinn, dieses Messer gegen sich selbst zu richten. Der Hinterindier hatte in Amerika gelebt; stupide Leute, daher für die Weltherrschaft ausersehen, große Praktiker, höllisch religiös, keinerlei Introspektion. Zu Dobinger sagte er: „Nehmen Sie sich in acht! You are an introspective man."

Der Geheimrat hörte sich selbst die letzten Worte laut wiederholen und war ärgerlich. Seine Lippen hatten sich murmelnd bewegt, er sah sich um. Denn er verfiel leider, wenn sein Gemüt erregt war, leicht in das vom Vater ererbte Laster der Selbstgespräche. Diese Monologe, dachte er, sind dumm, aber mit wem soll ich sprechen als mit mir? Irgendwo muß es hin, und wenn man älter wird, hat man nur noch Zeitgenossen, nicht Lebensgenossen. Wie sagte Agathe am ersten Abend? Die Jugend muß ohne Verstand auskommen und das Alter ohne Gefühl. Das ist wahr und schrecklich. Und warum soll ich ohne Gefühl sein? Wenn man mich sticht, tut es nicht weh, und wenn ich liebe, brennt es nicht im Herzen? Ja eben, für mich soll es kein Herz geben. Meine Schläfen sind grau, also muß ich mich schämen, daß ich empfinde. Nur einige große pathetische Regungen sind



Kostümfest. Wandbild von Prof. Adolf Münzer.

dann noch gestattet, namentlich für das Vaterland und, wenn man katholisch ist, für die Religion. Auch darf ich mich im Konzert und Theater in erhabener Manier etwas anwärmen; nur als Privatmensch soll ich schlechterdings in meinen Jahren keine höhere Temperatur verraten. Das ist für Literaten und Künstler, unsereinem bricht es den Hals. Der Liebe muß man sich als Europäer nach dem vierzigsten Jahre schämen. Der Islam ist darin tolerant, er verbietet Bacchus und gibt Venus frei; hierzulande darf ich mich hingegen betrinken, aber nicht lieben. Wenn man aber doch liebt, so darf wenigstens keine Beteiligung der Seele erkennbar sein. Über das evidente Laster wird allenfalls ein Auge zugedrückt, wenn es wirklich bloß animalisch ist; man sagt dann, der Mann brauche das für die Gesundheit, seine Frau reiche ihm nicht aus. Aber meine Kollegen würden mich verachten, wenn sie von einer Beziehung wüßten, die mir nahegeht. Ein Franzose in meinem Alter dürfte es sich erlauben. Kann überhaupt ein Deutscher, verkrüppelt wie man ist durch Verstand und Ironie, sich als Natur nehmen? Die Natur hatte ich in der Schule und reise in die Schweiz, um sie mir anzusehen. Aber selbst Natursubjekt sein, so ein Blutkörperchen vom großen Pan — wer fühlt es so? Ich fühle es so, seit Agathe da ist. Die Sinnlichkeit geht nicht bloß das Fleisch an. Seitdem ich dies in mir habe, sehe ich eine andere Welt, denn mit der grünlichroten Sinnenflamme leuchtet Eros wie mit einer tiefreichenden Grubenlampe in den Seelenschacht und entdeckt Wesen . . . Neu entdecke ich mich. Das Element in mir will ans Licht. Wann war ich Element? Nichts Urtümliches, Erdiges, gehörte mir. Ich säe nicht, ich jäte nicht, ich baue nicht, ich zerstöre nicht, ich töte nicht und ich begrabe nicht. Viele liebten den Krieg, ohne einen Menschen zu hassen; sie stürzten sich nur in die Barbarei, um sich selber zu fühlen. Durch Agathe spüre ich in der innersten Faser meines Elements, daß auch ich vom Stamme der Urmenschen bin. Ihr Fleisch und mein Fleisch — Halt! Aufpassen!

Er war bis nahe an die Potsdamer Brücke gegangen, anstatt wie sonst vorher abzubiegen. Auf der andern Straßenseite stand ein Bücherwagen und ein Liebhaber dabei, der in den Bänden wühlte. Dobinger sah unter grauem Mantel einen breiten, runden Rücken, der ihm bekannt vorkam, aber es war bereits zu spät, um noch zu entkommen. Denn wenn der literarische Mediziner Rothmann auch an nichts Gedrucktem vorbeigehen konnte, ohne hinzufassen, so tat er wiederum selten etwas mit solcher Versenkung, daß er nicht zu gleicher Zeit nach rechts und links ausgeschaut hätte. Daher wurde Dobinger genau in dem Augenblick, wo er harmlos vor sich blickend vorbeizuwandeln hoffte, von jenem bemerkt. Rothmann ließ schleunig das gerade inspizierte Buch fallen und rief, den schlecht eingerollten Regenschirm wie einen Spieß vor sich streckend, laut über die Straße: „Nehmen Sie mich mit, wertester Geheimrat!“ Dagegen war nichts anzufangen.

⋆

Der September war im letzten Drittel unfreundlich. Windiges Regenwetter herrschte in Klein-Halstedt seit Tagen, und Thora fand den Aufenthalt nicht so angenehm, wie sie es sich erwartet hatte. Sie ging in der Umgebung des Gutshauses, die sie trotz langer Abwesenheit genau wiedererkannte, wohl spazieren, aber der Boden war weich und die Wege durch die Felder kotig. Es war nicht anders, und sie mußte es sich eingestehen: sie selbst war verstädtert; die Natur ihrerseits hatte es als norddeutsches Ackerflachland nicht so leicht, zu sich zu verführen wie im Hochgebirge. Wenn wohlüberlegte Entwürfe nicht nach ihrem Wunsch gerieten, war Thora immer geneigt, das als eine Kränkung anzusehen. Ging sie denn etwa leichtsinnig an eine Sache, studierte sie nicht die Beschaffenheit von Menschen und Dingen, ehe sie sich damit einließ? Zu Hause hatte sie für alles ihre erprobten Lieferanten, war aber die Ware trotz umsichtiger Auswahl minderwertig, erwies sich ein Huhn, das nach allen Kennzeichen jung und frisch sein sollte, als alt und zäh, so war das mehr als ein Unfall, es war eine Unbill, und Reflexe in der Stimmung konnten nicht ausbleiben. So ging es jetzt mit dem Wetter, da doch nach ihrem Plane Albrecht, um den es sich zumeist handelte, Halstedt bei schöner Herbstzeit von der besten Seite kennenlernen sollte. Den Onkel Kersten fand sie ein wenig alt und bequem. Er ging fast nicht aus, sondern saß den Tag durch in der bereits geheizten Schreibstube der Verwaltung. Einen Verkehr mit Gutsnachbarn unterhielt er kaum mehr, aber die Nachrichten über die Umwohnenden lauteten auch nicht ermutigend. Wie vordem lebten die Leute nicht, sie saßen mit Sorgen auf ihrem Boden und einige staken in ganz übeln Verhältnissen. Nur eines schien nach Thoras Willen zu gehen: Kersten Grootebuur hatte an ihrem Sohne offenbar großes Gefallen. Sie war also mit der Haupt-

aktion auf guter Straße, wenn nur Albrecht sich ein wenig bequemen wollte, ihr zu helfen.

In Berlin hatte sie ihm von dem Plane nichts gesagt, um ihn nicht scheu zu machen. Er merkte indessen schon in den ersten Tagen, worauf es abgesehen sei, und nahm sich in acht. Auch anderes hatte er zu denken. Am dritten Tage kam an ihn aus Berlin ein Brief in bläulichem Umschlage. Thora hatte ihn zuerst in der Hand, der Name war mit dünnen, steilen Buchstaben geschrieben. Sie suchte unbeteiligt auszusehen und fragte nebenher, wer das sei, worauf Albrecht einen Männernamen murmelte und sein Zimmer erstieg. Thora verschluckte eine Bemerkung, beschloß aber, den großen Jungen nun in die Hand zu nehmen, und brach schon am nächsten Tage, wie sie in einer regenfreien Stunde draußen gingen, die Frage vom Zaun, ob er wohl für immer hierbleiben möchte. Albrecht war bei aller Offenheit seiner Natur ein bißchen Diplomat, zu Hause zwischen Vater und Mutter war er das geworden. Er hatte die Sache vorher überlegt; es schien unrichtig, gleich anfangs herauszusagen, daß er kein Landwirt sein wolle. Als seine Mutter, wie ihre Art es war, energisch und auch etwas umständlich enthüllte, daß Großonkel Kersten, um das Gut in der Familie zu erhalten, ihn zum Erben einsetzen würde, wenn guter Wille dazu vorhanden sei, zeigte er sich sehr überrascht. Wie konnte das sein? Er studierte ja die Rechte und es würde Jahre dauern, bis er hier hineinwüchse; die landwirtschaftliche Hochschule sei dann auch durchzumachen. Thora fühlte sich schon erleichtert, als sie nichts von einem innern Widerstreben hörte; sie war nicht Psychologin genug, um gerade darüber stutzig zu werden. Seine Bedenken suchte sie für diesmal nur ganz sanft zu zerstreuen und schloß, die Sache werde nicht sofort entschieden, aber er müsse sie jetzt genau überdenken, denn wenn er nicht zugreife, werde wahrscheinlich Kersten das Gut bald verkaufen. Für ihn habe die Sorge und Plage keinen Zweck mehr, wenn nach seinem Tode alles zu Gelde gemacht werden solle. Inzwischen möge sich Albrecht die Dinge ansehen, soviel er davon verstünde.

Am Sonntagmorgen kam wieder ein Brief mit steiler, dünner Schrift. Diesmal nahm Albrecht ihn in der Stube vom Buchhalter in Empfang, er wußte aber nicht, daß seine Mutter schon eine Stunde früher auf dem Felde dem Mann begegnet war, der die Post ins Haus heraufbrachte. Gegen elf konnte Thora es vor Ungeduld und Langweile nicht mehr aushalten, ging zu Albrecht hinauf und fing gleich mit der festen Erwartung an, er werde sich in den Gedanken, auf dem Gute zu bleiben, eingelebt haben. Auf dies erhielt sie ein rundes und unverbrämtes Nein und die Bitte, es dem Onkel Kersten weiterzugeben, mit herzlichem Dank für seine edle, verwandtschaftliche Absicht. Das würde er, Albrecht, gern selbst sagen, nur habe Kersten zu ihm kein Wort geäußert und so wäre es wohl nicht passend, davon anzufangen. In Thoras Gesicht stand geschrieben, wie ungemein stark ihr Unwille war. Noch beherrschte sie sich und fragte, was er denn dagegen habe, Gutsherr auf eigenem Boden zu sein und nicht ein abhängiger, ewig in der Klemme sitzender Justizbeamter.

„Ich habe andere Ideen, Mutter. Es ist gar nicht sicher, daß ich Beamter werde. Laß mich erst das Studium zu Ende bringen, das andere findet sich. Ich habe großes Interesse für die Politik. Lernen muß ich noch viel, wenn ich aber klarer sehe —“

„Das ist auch dringend nötig. Bis jetzt bist du über dich und deine Aussichten sehr unklar. Denkst du, dein Vater besitze ein Vermögen, das dir gestatten wird, ein erwerbsloses Dilettantendasein zu führen? Er besitzt es nicht.“

„Ich weiß das und wünsche auch weder Dilettant noch erwerbslos zu sein. Wir jungen Menschen denken über die Brotfrage mehr nach als die Älteren früher. In meinem Kreise ist es Ehrenpunkt, den Vätern nicht länger auf der Tasche zu liegen, als die Notwendigkeit fordert.“

„Dein Kreis! Das sind wohl lauter reife Geister? Wollen die alle Politiker werden? In den Reichstag kommt ihr doch nicht und bleibt in der Zeitungsschreiberei stecken. Glaubst du, dein Vater werde sich darüber freuen?“

„Soviel ich weiß, hat Vater es auch schwer gehabt.“

„Auch? Wann hattest du es schwer bis jetzt, mein Junge? Dein Vater hatte es wirklich schwer, und er ist nicht einmal so sehr robust, weniger als du. Dafür hast du nicht ein Viertel seiner Anlagen. Glaube mir das, ich kenne meine zwei Männeken.“

„Ich weiß wahrhaftig, daß ich mich mit Vater nicht vergleichen kann. Aber ich glaube eben mehr Robustheit in mir zu spüren, um dein eigenes Wort zu brauchen. Ich kann mir manches zumuten, wovor er, ich will nicht sagen: zurückschrickt —“

„Du analysierst uns ziemlich scharf, mein Sohn.“

„Ach was, ich bin kein Kind. Glaube das nicht! Vielleicht würde Vater mehr aus sich gemacht haben, wenn er Menschen gehabt hätte — ich meine in Verhältnissen lebte —"

„Was für Menschen meinst du eigentlich? Du bist dreister, als ich dachte."

„Du brausest wieder auf, Mutter, wie so oft."

„Brause ich? Hast du dir deine Verhältnisse schon gemacht, wie du sie brauchst? Oder dein Verhältnis? Hältst du mich für so naiv, daß ich den Ursprung dieser blaßblauen Briefe nicht ahnte? Ist Käthchen Stippe gegen die Landwirtschaft?"

„Ich muß dich dringend ersuchen —"

„Ich ersuche dich, mich reden zu lassen. Denn du bist sogar unreifer als deine Jahre und doch noch nicht mal zwanzig. Wenn dir dieses schöne Gut durchaus nicht gefällt, so kann ich deine Torheit nicht heilen. Ich nehme aber an, daß das letzte Wort nicht gesprochen ist, wir bleiben noch diese Woche. Was das andere betrifft, bitte ich dich, auch im Namen deines Vater, diesen Wahn zu beendigen. In deiner Lage hast du kein Recht, ein so junges Mädchen aus guter Familie in falsche Vorstellungen zu versetzen. Bevor wir abreisen, gibst du mir dein Wort, daß die alberne Geschichte aus ist. Sie wird ja deine Briefe bekommen; auf welchem Postamt holt sie ab? Wenn du dein Wort nicht geben kannst, so halte ich mich für verpflichtet, in Berlin ihre Mutter zu unterrichten. Ich kann die Verantwortung nicht tragen. Auf Wiedersehen bei Tisch!"

Ohne den Halstedter Pastor, der als Gast da war, hätte man bei der herrschenden Stimmung die Mahlzeit nicht aushalten können. Er saß bis gegen vier bei Kersten Grootebuur und Thora, dann stieg der Onkel steifbeinig zu seinem Großneffen hinauf, der bald nach dem Essen aus dem Familienzimmer verschwunden war. Kersten klopfte bedachtsam und sah sich beim Eintreten den großen Pack Bücher auf der Kommode an. Albrecht hatte nicht darin studiert, sondern lag müßig auf dem altertümlichen Sofa, das zu kurz für seinen Leib war, weswegen ein Stuhl, den er beim Klopfen schnell wegstieß, zur Aufnahme der Füße darangestellt werden mußte. Der Onkel bedauerte die unbequeme Position über der harten Sofalehne mit den Füßen abwärts, Albrecht dagegen entschuldigte sich, so dazuliegen — er wollte arbeiten — man werde bei dem guten Leben hier ganz faul — total. Dann sagte Kersten, was er sagen wollte. Er habe von Mißhelligkeiten gehört. Niemand denke daran, Albrecht zu nötigen. Von ihm, Kersten, sei es ein Gedanke gewesen, ob Thoras Sohn auf das Gut passen würde. Zwang gebe es aber nicht, auch nicht groß Zureden, man sei hier auf alter Sachsenerde, auf freiem Boden. Wenn Albrecht nicht wolle, habe er recht, sich zu weigern, und für Kersten wäre die Sache schon damit entschieden, nur bitte ihn unten seine liebe Thora, ihrem Sohne noch Zeit zu lassen. Gut; übrigens könne Albrecht als Gast dableiben, solange er wolle. Doch beim Herumgehen hier könnten neue Wortwechsel entstehen, so komme man nicht weiter. Albrecht möge also ein paar Tage in den Harz wandern und die Sache ganz allein für sich überlegen: entweder — oder. Wenn er zurück sei, dann werde man wissen. Das Wetter bessere sich, morgen regne es nicht, und am Dienstag habe er auf dem Brocken wahrscheinlich Aussicht. Kersten überreichte einen Hundertmarkschein; für Fahrt und vier, fünf Tage lange es.

Am frühen Vormittag war Albrecht in Magdeburg, ein gutes, aber altmodisches Lederränzel auf dem Rücken, denn ein Rucksack hatte sich in Klein-Halstedt nicht vorgefunden. Vor dem Weiterreisen wollte er den Magdeburger Dom sehen; in den Harz würde er früh genug gelangen. Im Dom fiel ihm ein neuer Gedanke ein. Nach Hamburg konnte es von hier nicht allzuweit sein. Dorthin fahren und mit Iversen sprechen! Er mußte den ganzen Fall mit seinem Freunde bereden, sich klarzuwerden war für ihn jetzt die Hauptsache. Die Reise dauerte aber viel länger, als er sich vorgestellt hatte, und es war fast acht, als er in Hamburg anlangte. Da Iversens Eltern ihr Haus außerhalb bei Othmarschen hatten, so wäre es unschicklich gewesen, noch dorthin zu fahren und um Quartier zu bitten. Er nahm das Ränzel wie eine Tasche in die Hand, ging den Leuten nach in die Stadt und kam in einer Viertelstunde an die Alster. Wirklich hatte sich im Laufe des Tages der norddeutsche Himmel geändert, wie Onkel Kersten prophezeite, und es wurde ein milder, noch fast sommerlicher Abend. Albrecht trat ohne lange nachzudenken in ein großes, schönes Hotel. Erst in der vornehmen Halle wurde er stutzig, besonders als der schwarzberockte Herr hinter dem Empfangstisch seine Kniehosen und den Ledertornister mit einem Blicke streifte. Wie er alsdann auf der ihm überreichten Karte den Preis des Zimmers las, bekam er einen Schrecken. Deshalb scheute er sich, zum Diner in den Speisesaal zu gehen, sondern schlenderte durch die Straßen und sättigte sich in einem bürgerlichen Bier-

lokal. Um zehn war er wieder in dem großartigen Hotel, aber sich schlafen zu legen war es ihm zu früh, unschlüssig stand er in der Halle. Da bemerkte er die hohe Glastür des erleuchteten Lesesalons. Ganz gut, er konnte da eine Stunde Zeitungen und illustrierte Blätter lesen. Wie er aber den Türflügel schon in der Hand hielt, ließ er ihn wieder zurückfallen. Der Saal war zwar fast leer, bloß im Hintergrunde nahe der Wand saß ein Herr mit einer Dame in hellem Kleid. Nun war am Ende das doch unfein, als junger Mensch in einer solchen Millionärherberge sich in Kniestrümpfen und plumpen Wanderschuhen in den Salons zu zeigen. Wieder drückte er sich zwischen uniformierten Pagen und befrackten Kellnern herum, marschierte auch einen Seitengang hinunter, an dem die Bürozimmer der Hoteldirektion lagen; weiter hinten hörte man die Teller in den Aufwaschräumen klappern. Dann kam ihm dies töricht vor; er war hier ja zahlender Gast wie andere und hatte folglich dieselben Rechte. Also ging er an der getäfelten Wand nochmals bis an das Lesezimmer und spähte eben, draußen vor dem Eintreten, von der Seite durch die bis zum Boden reichenden Scheiben, als drinnen der Herr, von dem er vorhin bloß den Rücken wahrgenommen hatte, seinen Kopf ins Licht wandte. Was war das? Jetzt schaute er wieder die Dame an, aber er selbst, auch bloß von hinten auf dem Sessel gesehen, Schultern und ganze Haltung, war ja unverkennbar. Nun drehte er sich wieder — das war der Vater! Wie kam der nach Hamburg? Offenbar eine Dienstreise; er muß hier im Hotel Bekannte getroffen haben. Ob ich hineingehe — lieber nachher, wenn die Dame gegangen ist, er fragt ja doch sofort, und ich muß die ganze Geschichte von Klein-Halstedt erzählen. Unwillkürlich trat er außen noch weiter zur Seite, behielt aber den Saal gut im Auge. Was — wie denn? Die Frau im hellen Kleide blickte hastig in der Richtung der Tür, griff nach des Vaters Hand und küßte sie, gleich darauf noch einmal. Draußen der junge Mensch erstarrte, sein Mund öffnete sich, nachher in der Nacht kam es ihm zum Bewußtsein. Quer ihm gegenüber am Hoteleingang standen Kellner, die ihn erstaunt betrachteten. In demselben Augenblick erhoben sich die zwei. Albrecht floh in den Seitengang. Er hörte, wie sie in die Halle herauskamen; jemand erkundigte sich, ob die Herrschaften ihr Zimmer aufzusuchen gedächten, wünschte angenehme Ruhe. Die Tür zum Lift wurde für sie aufgerissen, dann zugeschlagen.

In diesem Seitengange wurde innerhalb von drei Minuten aus ihm ein anderer Mensch. Er kam hervor und ging auf der Treppe ins vierte Stockwerk hinauf, in sein Zimmer. Bis um zwei saß er auf dem Stuhle, legte sich dann halb angezogen aufs Bett, schlief aber nicht. Was sollte er machen? Kein Gedanke mehr, am Morgen zu Iversen zu gehen; das ganze Leben erhielt ein gänzlich neues Aussehen. Jedenfalls mußte er Hamburg so schnell als möglich wieder verlassen, aus diesem Hause fort, wo sein Vater mit einer fremden Frau das Zimmer teilte. Gut, daß die Klein-Halstedter ihn in den Harz geschickt hatten; jetzt wird er hinfahren, in den Wäldern wandern und beschließen. Alles Bisherige ist vernichtet. Er hat keinen mehr über sich, hat selber für sich einzustehen. Um halb sieben war er unten und forderte die Rechnung. Sie war nicht fertig, er hatte ja am Abend nichts von einer frühen Abreise gesagt, und der Sekretär würde erst in einer Stunde seinen Dienst beginnen. Solange konnte Albrecht nicht warten; wie denn, wenn er — er — mit jener Frau herunterkäme? Er gab an, eine frühzeitige Besprechung am Bahnhof zu haben. Sobald die Rechnung ausgestellt sei, solle sie jemand in den Wartesaal bringen, nebst dem Reiseranzen.

*

War es bloßer Zufall oder eine gesetzmäßige, wenn auch unerklärbare Anordnung, kraft welcher bestimmte äußere Vorgänge von einem wohlbekannten Punkte seines Bewußtseins angezogen wurden, wie sich Eisensplitter um den Magneten gruppieren? Seitdem Franz mit Agathe verbunden war, erfuhr er unaufhörlich von mißlichen Verhältnissen, hervorgerufen durch Konflikte alter Pflichten mit neuen Forderungen der Sinne. Offenbar hatte er früher nicht darauf geachtet. Man war zwanzig Jahre seinen Weg gegangen wie das Pferd an der Wagendeichsel, entschlossen, die Last, die bewegt werden mußte, für das höchste Gut zu halten, um so entschlossener, als der Glaube daran an einer noch nicht erkannten Auszehrung krankte. Man vernahm in dieser langen Zeit bisweilen außerordentliche Berichte über andere, ganz ebenso im Geschirr stampfende Mitgeschöpfe, die wider alles Vermuten mitten im Tagewerk, von einer sinnlosen Leidenschaft gepackt, plötzlich ihren Karren umgeworfen hatten, doch solche Vorkommnisse erfuhren Mißbilligung, gingen einen nichts weiter an, blieben draußen, wurden an der gut instandgehaltenen, wöchentlich gescheuerten Haustür des

moralischen Bewußtseins als Vagabunden abgewiesen. Jetzt jedoch, seit diese Frau in den innern Raum getreten war, sie mit dem verwirrenden Nacken, dem hastigen, wiegenden Schritt, jetzt wurde die Schwelle nicht mehr frei von Gestalten, die erregt, bedrängt anpochten. Rechts und links Ausbrüche der Verliebtheit, unvermähltes Zusammenleben, Scheidungen, häuslicher Einsturz, offenes Dirnentum lange verheirateter Frauen, Hahnreischaft der Männer, von der mit gutem Humor gesprochen wurde, Komödien des Verlassens und schleuniger, nicht reuiger Rückkehr, hie und da tragische Verknotungen der Fäden, ein paarmal Ende durch die Pistole. Der Fall Roneck, der Thora so entrüstet hatte, war längst wieder befriedigend erledigt. Das Ehepaar fand sich zusammen. Die Kinder sandte man auf einige Jahre in die Schweiz, um ihnen in der entscheidenden Periode vor dem Eintritt ins Leben freundlichere Eindrücke zu verschaffen, als sie das gedemütigte und verarmte Vaterland bieten konnte. Der Bel-ami übernahm die Direktion eines befreundeten Zementwerks im Westen. Herr Roneck selbst trat mit seiner Gattin eine Fahrt in die Vereinigten Staaten an, die, auf sechs Monate berechnet, den Reiz einer erneuerten Hochzeitsreise mit den Möglichkeiten geschäftlicher Ausdehnung verbinden sollte. Als die Dobingers, Thora und Franz, davon sprachen, fanden sie diese Art der Beilegung ungemischt abscheulich und waren hier ganz einig. Es muß wohl doch, sagte Franz zu sich allein, für die Seele dieser Geschlechtsrausch auf geheime Weise mit dem Erhabenen, sogar dem Tragischen zusammenhängen. Sie möchte da keine Verquickung mit niedrigen Rücksichten auf materielles Wohlbefinden zulassen. Die Menschen sollen sich zwar brav und ordentlich benehmen und nicht vom Kitzel der Sinne irremachen lassen, nur, wenn sie doch einmal toll werden, dann sollen sie in der Rolle bleiben. So denkt nun einmal unser besseres Selbst. Und warum denkt es so?

Das Erstaunlichste war der Fall Wanne.

Als der Minister ihn damals rufen ließ, um darüber zu sprechen, hatte Dobinger noch einmal geschwankt, ob er bitten solle, mit der Sache verschont zu werden. Er trug trotz dem noch neuen Aufschwunge seines Selbstvertrauens auch das dunkle Gefühl einer Unfestigkeit oder Undichtheit in sich, die ihm gerade jetzt, wo er über einen von seiner eigenen Klasse aburteilen sollte, hinderlich sein mochte. Aber als er sich vor dem Chef verneigte, der aufrecht auf seinem Stuhle saß, unangefochten von den Jahren und von den Machenschaften und Gerüchten, die draußen schwirrten, die feinen weißen Hände auf den Schreibtisch gelegt, der völlig weiße Bart scharf am Kinn auseinandergehend zu zwei langen, schmalen Dreiecken, deren Spitzen über den Aufschlägen seines schwarzen Rockes lagen, die ganze Figur das imponierende Bild des alten preußischen Beamtenstaates in seiner unverminderten Würde, da verschwanden die unsicheren, widerstrebenden Gedanken. Der Minister war ihm jederzeit sehr gewogen gewesen, ein Gönner, selbst ein Freund, soweit sich ein hochgestellter Mann aus der adligen Verwaltungskaste und Inhaber des Ordens vom Schwarzen Adler Empfindungen solcher Art für einen bürgerlichen Herrn seines Ressorts gestatten konnte. Wegen der Berichterstattung über Wanne hatte er zuerst an Stippe gedacht, weil er ihm Lebenserfahrung zutraute, ihn für geeignet hielt, sich sogar in den unterirdischen Gängen des allermodernsten Geschäftslebens zurechtzufinden. Indessen erhob Stippe gegen sich bescheiden den Einwand einer gewissen Befangenheit zugunsten des Verdächtigten. Er sei mit Wanne zwar keineswegs befreundet, doch immerhin näher bekannt; von vornherein könne er nicht an seine Schuld glauben, er traue ihm weder die erforderliche Schlechtigkeit zu, noch auch die Torheit; alles in allem liege es vielleicht im Interesse des Amtes, einen ferner Stehenden wie Dobinger zu wählen, der noch dazu so hervorragende Eigenschaften für die schwierige Mission mitbringe. Dem Minister war Dobinger menschlich angenehmer und er würde ihn von Anfang an vorgezogen haben, nur wußte er nicht, wie weit in so kniffligen Dingen seine Gewandtheit reiche. Nachher entschied er sich für ihn gern und sagte es ihm. Der Auftrag war nicht, eine Verhandlung vor dem Strafgericht vorwegzunehmen oder Vorarbeit dafür zu leisten. Die Sache mußte nach amtlichen Gepflogenheiten mit Kenntnis Wannes geführt werden, blieb aber vor der Welt geheim. Zunächst kam es darauf an, Wanne selbst über seinen Verkehr mit dem Spekulanten Chasanitsch berichten zu lassen. Selbst wenn dem Regierungsrat keine Verfehlungen nachzuweisen waren, wollte man sich ein Urteil über ihn bilden. Hatte er sich nur mit schlauer Berechnung an der Grube, in die andere hineinfielen, vorbeigeschlichen oder war sein Gewissen rein?

Es vergingen mehrere Wochen, bis sich Dobinger den dicken, verwickelten Knäuel

anfechtbarer Geschäfte, den man den Fall Chasanitsch nannte, lange genug betrachtet hatte, um mit einiger Kenntnis selbst Fragen an Wanne richten zu können. Die Protokolle des Untersuchungsrichters hatte er nicht zur Verfügung, sein Aktenstück bestand vorerst aus Artikeln der Blätter, die den Sachverhalt schilderten, soviel sie davon wußten, dazu aus Gegenartikeln und Erklärungen von Anwälten und Genossen des Verhafteten. Als er Wanne zum ersten Male zu sich bat, war er verlegener als der andere, der mit aller höflichen Bereitwilligkeit ihm gegenüber Platz nahm und korrekt und sicher Auskunft gab. Er war von dem Untersuchungsrichter im Falle Chasanitsch zweimal vernommen worden, und es war glänzend abgelaufen. Sein Auftreten hatte dem Vertreter der Justiz sichtbar imponiert, so daß der zuletzt ganz deutlich erkennen ließ, er erblicke in den Verdächtigungen gegen Wanne einfach verleumderische Anwürfe, wie sie in gewissen Kreisen und bei einer gewissen Presse gegen unser Beamtentum beliebt seien. Nun, hatte sich der Richter, auf dessen Tisch immerhin Stöße von Aussagen lagen, zufrieden gegeben, so würde es der Ministerialrat wohl auch tun. Die zwei Männer kannten sich nicht viel. Dobinger, fünfzehn Jahre älter und immer etwas spröde, hatte keinen Anlaß empfunden, den jüngern zu sich heranzuziehen. Wanne dagegen schien in den Lebenskreis der obern Beamtenschaft nicht völlig hineinzupassen; es haftete ihm sogar ein leichter Duft des Abenteuernden an, den man jedoch gern hatte als Abweichung von dem Philistermäßigen, Eingerosteten des Durchschnitts umher. Man schrieb seine Weise, sich zu geben, vom Kriege her, den er vom ersten Tage bis zuletzt mitgekämpft hatte. Er war von großer, eleganter Figur und immer gut angezogen. Seinen Umgang hatte er in allen möglichen Zirkeln; Dobinger erinnerte sich, gehört zu haben, daß er als toller Kerl und Frauenjäger bekannt sei. Es hieß, seine Ehe sei gänzlich zerrüttet; die Frau war mit den Kindern seit Monaten aus dem Hause gegangen, man wußte nicht recht, waren sie in der Scheidung oder nicht.

Ob er mit dem Chasanitsch verkehrt habe? Selbstverständlich; es wäre einfach Wahnsinn, das zu bestreiten. Kannte ihn seit drei Jahren. Oft gesehen? Sehr oft, zuzeiten an drei, vier Abenden in der Woche, dann wieder Monate nicht, wenn der Unternehmer im Auslande war. Was fesselte ihn an diesem Manne so? „Vieles; denn Chasanitsch ist fesselnd. Hochintelligent, erstaunlich. Sieht ja nicht gut aus, klein und korpulent, Spitzkopf, Glatze. Wenn man aus ganz verschiedenem Milieu stammt, preußischer Offiziers- und Beamtenfamilie, kommt's einem erst komisch vor, widerstrebt 'n bißchen, wie da dieser — na — Ostjude großen Salon macht und man sitzt an seinem Tisch. Aber bei dem Manne entscheidet wirklich die Klugheit, und die ist phänomenal. Sitzt da auf seinem Stuhle und sieht alles, was in Amerika, Rußland, China vorgeht. Erklärt mir, was ich selber am gleichen Tage zu machen hatte, und weiß mehr davon als ich. Solcher Mensch übt auf mich eine Anziehung aus. Ich kenne keinen so. Anders als der ewige Bürokratendreh hier. Und was für Leute zu dem kamen! Alle, vom Minister bis zum lyrischen Dichter. Interessierte sich für alles. Geschäfte? Davon wurde natürlich auch geredet. War unvermeidlich, wäre dumm, geziert gewesen, sich davor zu graulen, abzubiegen. Aber meine Hilfe brauchte der nicht. Nee! So kleine Knöppe wie unsereins hat so'n Mann nicht nötig. Erfährt alles, was er wissen will, aus erster Hand — primaprima." Auf die Frage, ob Wanne selbst geschäftliche Spekulationen gemacht habe, wenn auch noch so kleine: „Spekuliert, Herr Geheimrat, haben wir wohl alle 'n bißchen, oder sagen wir, die meisten, in diesen verrückten Zeiten. Die Preise kletterten irrsinnig, mit ein paar Dollars war alle Tage ein kleines Vermögen zu verdienen, es riß einen mit. Wer kann denn mit dem bißchen Gehalt auskommen? Mein Vermögen natürlich futsch. Gebe zu, ich stelle gewisse Ansprüche ans Leben, die ein andrer am Ende unterdrückt. Wenn man sich aber immerzu den Riemen ganz eng schnallen soll! Ich habe mir leider im Kriege angewöhnt, so 'n bißchen mit dem Gelde zu schlenkern. Zusammenstellung? Kann ich liefern, wenn Sie wünschen, Daten, Beträge, sämtliche Nachweise, wie und wann. Hatte alles mit dem Chasanitsch nicht das mindeste zu tun."

‚Was für Gesellen wir doch sind,' dachte bei alldem Dobinger. ‚Du da sprichst so keck und frisch über Dinge, die vielleicht schlimm genug für dich ausgehen, und doch weiß ich noch ganz anderes von dir und weiß, wie dein Dasein zerhöhlt ist.' Der Minister hatte ihm anonyme Briefe übergeben, von einer weiblichen Hand, die gegen Wanne höchst leidenschaftliche Anklagen schleuderte. Nur den ersten überflog der Chef, den zweiten und alle folgenden stellte er Dobinger ungelesen zu. Die Abfassung ließ eine gebildete Frau erkennen. Um so wilder

mußte der Haß sein, der sie trieb, unbekannten Männern ihr Geheimnis zu enthüllen. Sie schrieb, sie sei erst verführt, nachher unerhört betrogen worden. Sie sei verheiratet, doch mit einem alten Manne, und in ihrer Schwäche einem Lüstling zum Opfer gefallen, der sie zum Tier erniedrigt habe. Menschen wie dieser seien nicht würdig, dem Staate zu dienen, sie verlange seine Ausstoßung. Das Schlimmste war, daß sie eigene Briefe Wannes einlegte. Als Dobinger las, lief es heiß und kalt über ihn. Diese Briefe erfüllten den fremden Leser nicht bloß mit Scham wegen seiner eigenen Zudringlichkeit, sondern mit einem Grauen über dieses schutzlose, nackte Irren der Menschenvernunft und Menschenseele in dem fieberhauchenden, blind und toll machenden Urwald der Triebe. Franz Dobinger dachte an das, was er und Agathe sich in Briefen manchmal gesagt hatten; nichts gleich dem, was dort auf den Seiten stand, aber wehe, wenn es verraten würde! Er erblickte sich selbst, gespiegelt in einem morastigen Wasser, das trüben Blasenschaum ausquoll. War er dieses Bild oder Wanne? Neue Briefe kamen von jener Frau. Sie war empört, beklagte sich, daß man immer noch einen Menschen dieser Art unter den Beamten dulde, nachdem sie durch seine Handschrift bewiesen, welche Natur er sei. Gelte etwa das Privatleben der Staatsdiener als gleichgültig? Das sei schlimm für den Staat. Dann hätten die Kommunisten recht, die eine im Kerne morsche Gesellschaft mit Feuer und Schwert beseitigen wollten, damit endlich etwas Besseres entstehen könne. Die Schreiberin wisse, wovon sie rede. Ihre Kenntnis sei teuer gekauft.

*

Zwei Wochen hatte Thora in Klein-Halstedt bleiben wollen, indessen die vierte ging zu Ende, und Franz war noch allein. Sie hatte ihm von dem unverständlichen Benehmen seines Sohnes geschrieben, aber in diesem Zeitpunkt bekümmerte ihn das nicht so tief; es verursachte wohl Verwunderung, aber keine Sorge. Er befand sich in einem sonderbaren Zustande, in einem glühenden Lebensgefühl, sein Dasein war gesteigert bis in die Unwirklichkeit hinein, jawohl, er hatte ein unwirkliches, doch sehr angenehmes, schwebendes Empfinden. Eine Erregung hob ihn über die Plattheit des Alltags fort wie ein beständiger, leichter Rausch, aber bei großer Deutlichkeit des Bewußtseins. Er sah alles um ihn her sogar schärfer, nur sagte er sich heiter, alles sei eben lange nicht alles, eine Phantasiewelt sei außerdem da, ein zwar unsinniges, aber ganz reales und sehr starkes Traumleben, dunkel hervorquellend aus den Wünschen des Blutes, und dann lichter werdend und aufsteigend zu den obersten Wolkenschichten des Geistes.

Zweimal trafen sie sich in dieser Zeit. Konsul Helling hatte in Geschäften hie und da kurze Reisen zu machen, und Agathe fand Mut, sich zu entfernen, doch überfiel sie beim ersten Wagnis in Hamburg solche Furcht, daß sie sich am Morgen eilig zurückbegab. Dobinger wußte nicht genau, was sie gesprochen hatten. Er war in einer Entrücktheit. Nicht wie sonst stachen die Gedanken ihre Nadeln in das Erfühlte, die Schmetterlinge wurden nicht getötet, sogen an den Blumen und durften weiterfliegen. Es war ihm so, wie wenn er bei warmer Luft in einem schönumuferten Wasser flach schwebend läge, tief eingetaucht, nur Augen und Mund über dem weichen Element.

In solchem Wähnen ging Franz Dobinger umher in der Zeit, als sein Sohn von ihm abfiel.

Erst im Oktober kam Thora zurück. Endlich war sie von dem Gute abgereist, denn es hatte sich klar erwiesen, daß Albrecht seinen Entschluß, das Studium sofort aufzugeben und nicht erst in Berlin mit dem Vater zu sprechen, nicht mehr verändere. Während der Fahrt vom Bahnhof zur Wohnung sprach Franz mit seiner Frau davon nichts. Sie verschoben es beide, sie aus Bedrücktheit, er aus Entfremdung. Zu Hause wechselte Thora die Kleider, der Tee wurde gebracht, sie tranken. Dann mußte das Gespräch beginnen. Sie hatte den Sohn nicht wiedergebracht. Was also war geschehen? Auch jetzt drängte Franz nicht, sondern saß mit ineinandergeschlagenen Armen ruhig. Seine Haltung war kühl und richterlich. Thora fühlte es gut.

Neues hatte sie nicht zu sagen, alles war aus ihren Briefen bekannt. Sie wiederholte die Umstände. Auf der Reise in den Harz mußte über Albrecht etwas gekommen sein, man verstand nur nicht was. Er war vorher mürrisch gewesen, sollte sich nach Onkel Kerstens Rat tüchtig auslaufen und bestimmen, wie er wolle. Denn seine Selbstbestimmung wurde geachtet, er ließ sich auch nicht von außen drängen. Vier Tage sollte er wegbleiben und blieb zehn. Das Geld hatte er bis auf wenige Groschen ausgegeben, er muß zuletzt sehr knapp gelebt haben, spricht darüber aber nicht, erzählt überhaupt nichts. Vom Brocken sandte er eine Karte, er bleibe ein paar Tage länger aus. Man befand sich bereits in Klein-Halstedt in großer Unruhe, dann war er eines Abends da,

spät. Er war ganz ausgehungert, sprach wenig, setzte sich, um zu essen, und ging schlafen. Andern Tages kam er, nicht zu seiner Mutter zuerst, sondern zu Kersten. Er habe es sich überlegt, wolle Landwirt werden und gleich anfangen. Dem Onkel war das in solcher Eile nicht recht, und das Gesicht, das der Junge dazu machte, mußte einen auch erschrecken, so finster war es. Noch niemals hatte Thora bei ihrem Sohne diese Entschlossenheit gekannt, auch nicht geahnt. Er drang förmlich in Kersten, dem alles zu schnell und wild ging. Der alte Herr meinte, so könne man eine Entscheidung fürs Leben nicht über das Knie brechen, Albrecht solle erst nach Berlin und die Genehmigung seines Vaters holen. Das wurde zurückgewiesen. Der Junge sagte, er sei fortgeschickt, um nachzudenken, das habe er getan, und sein Vater könne ihm nun nichts mehr helfen. Und als dann Kersten immer noch zögerte, da meinte er, Bauer werde er jetzt unter allen Umständen, und wenn man ihn hier nicht haben wolle, gehe er irgendwohin als Knecht. Es war nichts auszurichten und Kersten gab nach. Ein Glück, daß er und Albrecht gut zusammen fortkommen.

Diesen erstaunlichen Bericht hörte Franz an, ohne sie zu unterbrechen. Als gerechter Richter ließ er die Angeklagte erst ruhig auszusprechen. „Welchen Reim machst du dir auf das alles?“

„Ich habe dir erzählt, wie es war. Ich verstehe es selbst nicht.“

„Dabei kann ich mich nicht beruhigen. Du wirst dir eine Erklärung gemacht haben, als seine Mutter mußt du seinen Zustand irgendwie deuten. Du konntest nicht gleichgültig abreisen und ihn dalassen.“

„Gleichgültig? Was sollte ich tun, Franz? Du wärst mit ihm auch nicht weitergekommen.“

„Hattest du ihn sehr mit deinem Landwirtschaftsplane bedrängt?“

„Nur zweimal sprach ich überhaupt davon. Das zweitemal mußte ich mich über ihn ärgern und sagte es auch; das schrieb ich dir doch. Es war ja nur ein Rat, und er wußte, daß wir immer seinen Willen respektieren würden.“

„Es ist die Frage, ob er davon noch überzeugt sein konnte. Du allein hattest ihn vor dir und sprachst zu ihm auf deine Weise. Wer weiß, wie das auf ihn gewirkt hat! Sehr bedaure ich nun, nicht selbst vorher mit ihm geredet zu haben. Etwas noch, wovon du nichts geschrieben hast. Er hatte diese unschuldige Schwärmerei für das kleine Mädchen.“

„Unschuldig war sie, aber nicht harmlos. Davon bin ich jetzt überzeugt. Es kamen Briefe von ihr hin. Natürlich sprach ich mit ihm davon.“

„Wie nahm er es auf?“

„Er war aufgebracht. Ich sagte, er müsse die dumme Geschichte abbrechen. War das nicht meine Pflicht?“

„Pflicht? Drohtest du ihm?“

„Es war nicht meine Absicht, zu drohen, aber eingreifen mußte ich ja. Er sollte vor unserer Rückreise erklären, daß die Affäre zu Ende sei, sonst würde ich es ihrer Mutter sagen.“

„Ist das etwa keine Drohung? Das war es, was ihn kopflos machte, so daß er die Flinte ins Korn warf. Dies zusammen mit dem andern, daß er verbauern sollte. So sind deine Methoden, Thora.“

Sie saß mutlos auf ihrem Stuhle. Ihre Sprache war sehr kleinlaut. „Ich habe mir auch selber Vorwürfe gemacht. Aber ganz allein ist das unmöglich der Grund. Es muß noch etwas anderes vorgefallen sein. Ich habe nach seiner Rückkehr vom Harz kein Wort über die Käthe Stippe gesprochen; ich war zu sehr erschrocken über sein Wesen und den Trotz in allem. Gestern fing er aber selbst davon an. Der Briefwechsel sei nun beendet, er habe ihr geschrieben, er dürfe keine Hoffnungen mehr hegen. Ist das nicht merkwürdig? Gerade als Landwirt und Kerstens Nachfolger kann er ja noch am ersten Hoffnung haben. Wenn er durchaus will, könnte er sie in drei Jahren heiraten.“

„Das sagst du jetzt. Du hättest es ihm vorher andeuten sollen, um ihn für deinen Gutsplan zu stimmen. Du aber mußtest ihm zwei Wünsche zugleich knicken.“

„Es tut mir alles so leid, Franz. Laß mich noch eins erwidern. Wieso kam er nicht selbst auf die Idee, wenn er die Käthe so gern hat? Es muß dazwischen etwas liegen — irgendein Erlebnis.“

„Woran denkst du?“

„Auffallend war schon, wie er sich widersprach. Als Kersten ihn fragte, wo er am ersten Tage der Reise übernachtete, sagte er Goslar, zu mir nachher Wernigerode. Ein junger Mensch vergißt doch nicht, wo er geblieben ist. Dann aber etwas, was er zum Buchhalter sagte. Der Buchhalter fragte ihn zum Spaß am letzten Sonntag, ob er nicht auch zum Tanzen mitwolle, es kämen hübsche Mädchen hin. Da soll nun Albrecht eine förmliche Wut bekommen haben; der Buchhalter erzählte es dem Inspektor, und der hat es Kersten wiedergesagt. Er hat sich so ausgedrückt, das ganze



Die apokalyptischen Reiter. Bildwerk von Egon Gutmann

(Kunstausstellung Darmstadt)

Unglück in der Welt komme von den Weibern her, die feinsten und anständigsten Menschen machten sie irre. Wie findest du das? So war mein Junge nie, daß er solche unverstandenen, großtuerischen Phrasen in den Mund nahm, und seine Erfahrungen mit der kleinen Käthe können ihn auch nicht so gemacht haben. Mithin —"

„Was denn?"

„Er hat ein Abenteuer gehabt, das ihn nun unglücklich macht. Es treibt sich allerhand Frauenvolk herum."

„An so etwas denkst du? Mir kommt das nicht wahrscheinlich vor. Noch vor kurzem war er in einem wahren Fanatismus der Reinheit. Ich habe darüber mit ihm gesprochen."

„Gerade das könnte in ihm, wenn er dann doch verlockt worden ist, den großen Abscheu erzeugen und sein ganzes Leben verändern."

„Das sind Hypothesen. Ich stelle mir seine Seelenverfassung ganz gut vor. Er fühlte sich von euch bedroht, lief einsam im Wald herum und verlor den Kopf. Da hat er sich in diesen jäh gefaßten Entschluß verbohrt, ist förmlich verbiestert und kommt nicht heraus. Eben der Verzicht auf das Mädchen beweist mir einen ganz heillosen Verdruß. Solche Zustände kenne ich. Du wohl nicht. Du bleibst klar in jeder Lage."

„Willst du mir mein Wesen zum Vorwurf machen? Als du mich heiratetest, sagtest du oft, ich sei die rechte Ergänzung für dich. Wenn du wüßtest, wie schwer ich alles empfinde! Ich war es, die ihn nicht zurückbrachte, und du wirst es mir bis zum Tode vorhalten."

„Versetze dich bitte auch in mein Empfinden! Man hat einen einzigen Sohn, und er kommt einem so weg. Dieser ganze agrarische Plan war mir vom ersten Augenblick an verhaßt."

„So hast du es aber nicht ausgesprochen, Franz, wirklich nicht. Du hattest Bedenken, aber in den Versuch willigtest du ein."

„Ja, ich willigte ein, wie ich immer tue. Du hast ganz recht, dich darauf zu berufen. Ich hätte alles eher abändern müssen."

„Das sind harte Worte für mich. Willst du sagen, wir hätten uns trennen sollen?"

„Ach! Woher kommt es denn, daß wir diese Gespräche führen? Es muß eine tiefe Verschiedenheit der Naturen dasein."

„Man könnte sich trotzdem verstehen. Nachsicht gegen den andern —"

„Ja, Verständnis, Nachsicht, Duldung, gegenseitige Achtung, sie genügen zum Haushalten. Einmal kommt doch ein Durchbruch. Wahrhaftig, jetzt erscheint mir das Zusammenleben der zwei Geschlechter auf der Grundlage der anständigen Gesinnung wie eine Unanständigkeit. Stuben- und Bettgemeinschaft, weil beide orthographisch schreiben."

„Wenn ich nur wüßte, was du meinst! Es klingt wie Philosophie und doch muß etwas dahinter stecken. Du bist mit deiner Ehe unzufrieden geworden. Ich gebe dir aufrichtig den Rat, wenn es nicht mehr geht, so zu handeln, wie es für dein Wohl notwendig ist. Ich gewiß werde dir nicht verdenken, die Konsequenzen zu ziehen. Übrigens bist du noch in Jahren, wo ein Mann etwas Neues beginnen kann, ich dagegen bin eine alte Frau, seit den letzten Erlebnissen erst recht. Wir können uns anders einrichten, da nun auch Albrecht seinen eigenen Weg geht."

„Kann denn der Mensch aus seinem Wesen Konsequenzen ziehen? Alles, was man tut, ist falsch."

„Wozu dieser Pessimismus? Um dich sind so viele tatkräftige Leute. Sie handeln einfach, wie sie wollen."

„Du irrst dich. Sie handeln, aber nicht einfach. Gerade das Einfache ist abhanden gekommen. Sie arbeiten fieberhaft, um zu zeigen, daß sie nicht schlapp sind, nicht zurückbleiben. Wenn Krieg ist, schießen sie tot und lassen sich totschießen, weil es Vorschrift ist. Das Wollen dieser Menschen, die du rühmst, ist maschinell, es ist ihnen künstlich eingesetzt worden. Es müßte frei, triebhaft sein, eine wohltuende Entladung —"

„Ich möchte wissen, wie die Frau beschaffen ist, die dein Ideal wäre!"

„Nicht Ideal! Das ist es gerade, warum wir uns nicht verstehen. Gibt es keine Gemeinschaft, wo man ohne große Worte leben könnte, Mann und Frau, so wie denkende Tiere, nein wirklich, Tiere mit hoher Vernunft und ohne Satzung, die doch alles zerstört?"

„Also keine Ehe, bloß Liebe — sinnlich?"

„Eine Liebe, die immer Ehe werden möchte."

„Du glaubst doch nicht, die naive Sinnenfreude des Zusammenseins könne Bestand haben? Zu irgendeiner Zeit muß das maschinelle Wollen, wie du es nanntest, hinzutreten. Wenn man sich sein ganzes Leben lang auf sich selbst, auf das schöne, selbstherrliche Gefühl verlassen sollte! Man bleibt bei einer Sache, weil man sie einmal übernahm, es ist ein Pflichtbewußtsein. Oder auch man wirft sie hin und unternimmt eine andere Sache, die später ebenso drücken wird. Auch mir gefiel es bei dir nicht in

jeder Stunde gleich gut, und doch war ich im ganzen glücklich."

„Im ganzen glücklich! Für mich würde Glück ein sehr reiches, allerletztes Gefühl der Erfüllung sein. Denke einen sehr tiefen, vollen, dunkeln Ton, hinter dem nichts mehr kommen kann. Meine Vorfahren, die Großeltern noch, waren fromme schwäbische Christen, die zeit ihres Lebens dachten: Wie fange ich's an, um selig zu werden? So denke ich auch, aber die Seligkeit müßte auf dieser Seite liegen. Gibt es keine?"

„Armer Franz! Wenn ich dir helfen könnte!"

„Das Leben verrinnt. Eines Tages wird es am Ende sein, und ich liege da, auf den Tod wartend. Dann war alles umsonst. Man könnte wahnsinnig werden."

„Was hast du? Man bekommt Angst."

„Laß! Du kennst mich, ich spreche manchmal so. Dieser Albrecht! Meine Schuld! Ich hätte ihn halten müssen. Es liegt im Blute. Auch mein Vater rang nach dem Leben und verbarg sich vor dem Leben."

„Eine Frau — —"

„Ja! Sie kann unendlich viel! Was wolltest du sagen?"

„Eine Frau, wie ich bin, kann nicht immer so ganz einsehen, was dich hemmt. Aber solange du keine weißt, die dir besser hilft, nimm mit mir vorlieb! Wir versuchen es nun zwanzig Jahre!"

Thora weinte zwar, aber nur noch wenig. Franz saß in sich versenkt, und sie legte ihre Hand auf seinen Kopf. Es war jetzt kein Richter mehr da und keine Angeklagte.

Daß er sofort nach Klein-Halstedt reisen solle, wurde zuerst beschlossen und dann wieder verworfen. Ihnen beiden schien es nicht ratsam, im Hause des Onkels eine große Auseinandersetzung stattfinden zu lassen. Dafür schrieb Franz seinem Sohne einen sehr langen Brief. Er begann scherzend und bat dann schonungsvoll um nochmalige Selbstprüfung und vor allem, wie sich Albrecht zuletzt auch entscheide, um den Besuch des Elternhauses. Auf dieses umfängliche Schriftstück kam keine Erwiderung. Nach acht Tagen schickte man eine Depesche, die Befremden ausdrückte und auf eine schleunige, ausführliche Erklärung drang. Darauf langte gleichfalls ein Telegramm an. Es enthielt die Worte: „Bin vollkommen gesund und mit erwähltem Beruf zufrieden. Entschluß ist unabänderlich. Weil viel zu tun, könnte ich frühestens zu Weihnachten kommen."

*

Wanne hielt sein Versprechen nicht. Weder kam er selbst, noch sandte er die Aufzeichnung über seine privaten Geschäfte. Dobinger ließ zwei Wochen verstreichen und erinnerte ihn daran, daß ihre Unterhaltung nicht beendigt sei. Als hierauf der Regierungsrat wieder eintrat, sah er an ihm eine andere Miene und war auf schärfere Tonart vorbereitet. Das erstemal war Wanne mit weltmännischer Offenheit gekommen, schien diesen Fall Chasanitsch, zu dem man seine Meinung zu erfahren wünschte, gelassen wie ein Unbeteiligter anzusehen. Heute war er der Offizier und höhere Beamte, dessen Ehrenbewußtsein nachgerade empfindlich berührt wurde. Er verriet eine punktiliöse Stimmung, als werde nun er um Aufklärung seinerseits bitten und in der nächsten Minute recht ungemütlich werden. Aufzeichnungen? Was sollte er eigentlich notieren? In seinen Schubläden hatte er gekramt, unter den Papieren. Seine paar Aktienkäufe — einige halbzerrissene Zettel waren wohl noch da, an anderes erinnerte er sich ungefähr, konnte aber nichts Schriftliches finden. Er sei nicht Kaufmann und brauche keine Bücher zu führen. Habe mal gewonnen, mal verloren. Den ganzen Kram nachträglich vorzulegen sei er außerstande.

„Verzichten wir demnach darauf," sagte nachsichtig Dobinger. „Es könnte in Ihrem Interesse sein, mir die Aufstellung zu geben, aber ich verstehe, die Unterlagen sind Ihnen verloren gegangen. An sich, Herr Kollege, waren Sie als Bewohner dieses hochkultivierten Staatswesens wohl verpflichtet, genaue Vermerke über Ihre Verhältnisse und Unternehmungen zurückzubehalten, schon damit Sie Ihre Steuern richtig zahlen können. Nun, Sie wollen das nicht, also frage ich: empfingen Sie je den finanziellen Rat des Chasanitsch, waren Sie an Geschäften von ihm beteiligt, hatten Sie überhaupt Vorteile von der Verbindung mit ihm?"

„Vollständig ausgeschlossen. Ich muß diese Frage zurückweisen!"

„Das können Sie nicht. Ich habe Vorschrift, Ihr Verhalten zu prüfen. Weigern Sie sich, mir zu antworten, so berichte ich das, und es wird Ihnen schlecht bekommen. Herr Wanne, machen Sie keinen solchen Fehler! Vielleicht dachten Sie, ich sei ein besonders weicher, lebensunkundiger Mensch, Sie könnten durch Barschheit die Sache loswerden. Das wäre ein Irrtum, aber glauben Sie mir, daß ich entschlossen bin, meinen Auftrag mit aller Rücksicht auf Sie auszuführen — als Mensch und als Beamter mit besonderer Rücksicht. Sie wissen

ganz gut, welcher Verdacht auf Ihnen ruht. Man hielt in einer bestimmten Zeit die deutsche Papierwährung im Inlande auf einer künstlichen Höhe fest, obwohl sie jenseits der Grenze längst viel schlechter stand. Jeder wußte, daß uns die Kraft schließlich ausgehen würde, daß wir loslassen müßten, es war aber nicht sicher, wann das geschehen werde, und für die Geschäftswelt kam alles darauf an, den Zeitpunkt richtig zu berechnen. Die Untersuchung gegen Chasanitsch ergibt, daß dieser Mann gerade in den letzten Tagen, bevor die Regierung den Dollar an unseren Börsen in die Höhe sausen ließ, ungeheure Summen gegen die Mark einsetzte; vorher hatte er sich eher zurückgehalten. Das ist auffallend. Er hat Industriepapiere, Bergwerke, kurz alles mögliche für enorme Beträge gekauft und weil er nicht bar zahlen konnte, erstaunlich hohe Zinsen bewilligt. Als nachher die Mark bald so entsetzlich heruntersank, spielten diese Unkosten keine Rolle für ihn, er verdiente ja kolossal. Nun sind von dem Termin nur wenige unterrichtet gewesen, hier bei uns amtlich bloß der Staatssekretär. Ich habe nicht den Auftrag, Erhebungen darüber anzustellen, ob diese Kenntnis zu anderen Beamten im Hause durchgesickert ist, deshalb werde ich vorläufig auch Sie nicht fragen, ob oder wie Sie etwas davon erfahren haben. Aber über Ihren Verkehr mit Chasanitsch in der kritischen Zeit muß ich mich von Ihnen noch näher aufklären lassen. Ungefähr eine Woche vor dem Marksturz fand bei ihm eine Feier statt, es waren da bekannte Leute, Politik, Kunst, Theater, eine berühmte Tänzerin produzierte sich. Ich werde Sie befragen, ob Sie anwesend waren und sich der Gespräche mit dem Gastgeber erinnern, auch ob Sie ihn in den folgenden Tagen sahen und noch einiges, was damit zusammenhängt. Kommen Sie, wenn ich bitten darf, morgen zur selben Stunde und prüfen Sie inzwischen Ihr Gedächtnis!"

Wanne erhob sich mit stummer, steifer Verbeugung und war bereits an der Tür, als Dobinger nochmals sprach, aber mit milderer Stimme als zuletzt.

„Ich möchte noch eins sagen, was streng genommen nicht zur Angelegenheit gehört, nicht unmittelbar. Ich sage es, um Sie aufmerksam und vorsichtig zu machen. Wir verstehen uns ja darüber, daß Sie mir diese Dinge, wenn auch nicht unter Eid, doch mit der gleichen Verpflichtung berichten. Außerdem ist es nicht unmöglich, daß Sie als Zeuge im Prozeß vorgeladen werden und dann unter Ihrem Schwur aussagen müssen. Es ist aber noch etwas da, was Sie von Anfang an zu doppelter Exaktheit veranlassen wird. Sie mögen in jener Zeit über die Vorgänge zu anderen Personen gesprochen haben, zu Ihnen heut nicht mehr wohlgesinnten Menschen. Sie haben einen Feind, Herr Wanne, ich will es Ihnen lieber sagen. Es kommen Briefe hierher, der Absender nennt sich nicht, es ist eine Frau, die Sie haßt und anklagt. Sie schickt auch Briefe ein, die ihr von Ihnen selbst geschrieben worden sind. Ihr Vorname steht darunter, und es ist Ihre Handschrift."

Wanne hatte sich knapp und scharf umgedreht. Er war im Gesicht grau wie Asche, doch seine Haltung wahrte er. Nur die Stimme war seltsam schwankend. „Ich ersuche Sie, mir meine Briefe sogleich zurückzugeben. Sie sind mein Eigentum und haben nichts in den Akten zu suchen."

„Wenn Sie darauf bestehen wollen, dann werde ich den Minister um seine Entscheidung bitten. Die Briefe sind an ihn gelangt und mir zur Einsicht übergeben worden, verfügen kann ich darüber nicht. Lieber Herr Wanne, ich rate Ihnen, den Wunsch fallen zu lassen. Sie würden damit zunächst erreichen, daß die Briefe vom Chef gelesen werden, was bis jetzt nicht geschah. Vielleicht konsultiert er dann auch den Staatssekretär, oder er verfügt Abschrift, wir sind nun einmal Bürokraten. Von mir gelangen die Briefe nicht in die Akten, ich habe sie überflogen und weggeschlossen, denn ich fand darin nichts zu unserm Fall. Ich sprach ungern davon. Es geschah, um Sie zu warnen."

Der Mann, der sein verhülltestes Denken urplötzlich von einem andern gekannt weiß, wird seinen Entdecker, selbst wenn er von ihm keinen Schaden zu befürchten hat, in einem neuen, harten Lichte sehen. Wahrscheinlich wird er ihn hassen. Unser Geheimnis ist mehr als nur die Sache, die wir verbergen wollten, es war ein Teil unseres Wesens geworden, des vom Leben sehr kunstvoll für das Leben gegrabenen Dachsbaus, worin wir saßen, aus dem man uns kleiderlos und frierend ins Freie jagt. Dobinger war überzeugt, daß Wanne ihn nun für einen Feind halte. In Wirklichkeit empfand er, das war das Ergebnis seiner Untersuchung, für den in unheilvolle Schlingen verstrickten Menschen eher eine Sympathie; aber das konnte er ihm nicht sagen, daß zwischen ihnen Kameradschaft der Schleichwege bestehe. Er erwartete, als Wanne nächsten Tages mit düsterem Antlitz im Zimmer stand, eine peinliche Stunde, schnallte seinen inneren Panzer an. Die

ersten Fragen kamen abgemessen und klar, die Antworten nicht ganz so klar und etwas zögernd. Dann konnte es aber Wanne nicht mehr aushalten, sprang vom Stuhle auf, lief durch die Stube. Eine Flut von Sätzen goß sich aus. Der Bleistift in den Fingern des Zuhörers sank auf den Bogen Konzeptpapier. Es war vorderhand kein ordentliches Verfahren möglich.

Wie sei es denn alles gewesen? Man müsse sich eins aus dem andern vorstellen, bitte, dürfe doch den Menschen nicht als Fertigfabrikat nehmen, so etwas Planmäßiges; so sei wenigstens er nicht. Gerade ist man Assessor, da bricht der Krieg aus. Man hat sich anständig geschlagen, das ist keine Renommage. Auszeichnungen, im zweiten Jahre E. K. I. „Überhaupt ist der Krieg was Großartiges. Jeder denkt so nicht, mir hat es im Grunde sehr gefallen. Grandios. Hier diese ewige Ordnung, alles am Schnürchen — liegt mir nicht recht. Wenn man denkt, wie wir so in Rußland fuhrwerkten! Man hätte eben vor fünfhundert Jahren dasein müssen, Landsknecht, Reisläufer, Fechten, Rauben, Würfeln, um Dukaten und Weiber. Das ist meine Schwäche, Herr Geheimrat! Sie haben also die Briefe gelesen, meine Briefe. Ich frage nicht erst, was. Bloß ein Rindvieh schreibt solchen Irrsinn, aber ich bin in diesen Stimmungen wehrlos, haltlos. Ich sei eine haltlose Natur, hat schon der Direktor auf dem Gymnasium gesagt, als er mich 'rausschmiß. Ich wurde von der Prima relegiert, eine Geschichte mit einer Kellnerin, mußte in einer Stadt in Westpreußen das Abitur machen. Es ist — dieser Punkt ist mein Verhängnis. Sie als gereifter Mann in Ihren Jahren müssen es verurteilen, aber haben Sie, bitte, Herr Geheimrat, ein Verständnis, vielleicht eine Erinnerung, wie das den Menschen hin- und herreißen kann. Diese Frau — es ist bloß rasende Eifersucht, die sie zum Schreiben bringt. Ich trennte mich nämlich von ihr, gab sie auf, als ich endlich ein völlig reines Wesen kennenlernte. Es ist meine Braut. Ich bin zwar noch nicht geschieden, hoffentlich ist es aber bald soweit. Es sind Schwierigkeiten, man weigert sich — und dann die Kinder! Wenn ich das durchgekämpft habe, werde ich ein andrer Mensch sein. Diese Frau jedoch — die Dame, die schreibt — es ist entsetzlich, wie zwei Menschen zusammen in tiefe Sünde geraten können. Ich weiß es, was Sünde heißt. Aber ich habe mich befreit, jetzt Gott sei Dank steht mir ein Schutzengel zur Seite. Beurteilen Sie mich nicht nach den Briefen, Herr Geheimrat Dobinger, nicht ausschließlich danach! Ich habe einiges Wertvolle in mir, es wurde nur immer von dem andern überschwemmt. Das ist das Große an dem Chasanitsch, daß er gleich das Wertvolle an einem Menschen herausfühlt. Er benutzt jeden nach seinen Anlagen. Natürlich will er die Menschen benutzen, das ist seine Rasse und sein Geschäft. Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen: Freilich mag er sich ja gedacht haben, der Wanne könnte ihm wohl gelegentlich nützlich sein. Ist das schon kriminell für mich? Bei dem Abend mit der Tänzerin war ich auch, nichts Großes, mehr eine intime Sache. Protzig ist Chasanitsch überhaupt nicht, schmeißt nicht mit dem Gelde. Von dem Marksturz, der bevorstand, wurde dabei vielleicht auch gesprochen, jeder Mensch sprach damals davon. Ich erinnere mich, es war gar kein Geheimnis mehr, alle wußten es, er sicherlich auch. Falls es wirklich vorgekommen ist, daß er in meiner Gegenwart davon sprach und das Datum nannte, hätte ich mir die Ohren zuhalten sollen? Macht man das, wenn man mit jemand einmal befreundet ist? Er ist nicht soviel älter als ich, wir waren sehr oft zusammen, auch mit Damengesellschaft. Sie müssen aber nicht glauben, daß da nur immer der Champagner strömt. Man spricht sehr ruhig über alles, er hat auch wunderbare Sammlungen. Allerdings lebt er sehr frei, Weiber hatte der Mensch aus Kreisen — Sie würden erschrecken! Diese Leute würfeln mit dem Gold und mit uns allen. Wenn man aus solchem Hause in seinen eigenen Philisterbetrieb heimkommt, dann kann es nicht gut gehen. Meine Frau heiratete ich kurz vor Kriegsende, Professorentochter, ich kannte die Familie gar nicht, überbrachte bloß Andenken vom gefallenen Sohne, Kamerad von mir. Man kam aus dem Dreck so direkt in die deutsche gute Stube und verliebte sich ohne Umstände, wahrscheinlich in die saubere weibliche Wäsche. Meine Frau war die deutsche Reinlichkeit in Person. Dabei mehrere Jahre älter als ich, ist jetzt schon über vierzig. Später wußte sie von meinen Beziehungen, ertrug es. Erst vor einem halben Jahre nahm es ein Ende, als ich mit meiner jetzigen Braut bekannt wurde. Ich habe zwei Kinder; es sind eben doch furchtbare Krisen, man wird zermürbt. Gern möchte ich in ganz neue Verhältnisse. Chasanitsch bot mir dreimal Direktorposten an, viermal sogar. Auch andere Industrielle wollten mich haben. Meine Art gefällt den Leuten. Es sind tatfreudige, zugreifende Menschen. Ich stecke in Schulden, da paßt

man schließlich auf, wenn von Verdienen die Rede ist. Beim Essen, beim Spiel sprechen sie von großartigen Gewinnchancen, und da kauft man sich als kleiner Mann so'n bißchen Zeug mit, ist das schlimm? Chasanitsch hat sich beim Pokern hundertmal umgedreht und zu seinem Sekretär gesagt: ‚Geben Sie morgen früh Auftrag, das und das Papier, so und soviel tausend Stück!' Und er dreht sich wieder zum Tisch und sagt zu uns anderen: ‚Die klettern, ich weiß es genau, aber die Ochsen wissen's zum Glück noch nicht.' Wenn man dann solchen Tip auch mal benutzt — ist das Korruption?"

Er setzte sich hin und schwieg. Nach einer Minute brachte er eine Entschuldigung vor, er sei todmüde, habe die Nacht hindurch kein Auge geschlossen. Das gehe ihm oft so in letzter Zeit. Wenn alle diese Gedanken auf den Menschen einstürmen! Dobinger fühlte nicht den Wunsch, den erschöpften Mann heute bis aufs letzte auszuforschen. Er wiederholte in schonender Wortfassung einige Aussagen Wannes und bat, noch etwas näher anzugeben, in welcher Form er von den Unterhaltungen mit Chasanitsch Gewinn gezogen habe; denn daß sie ihm finanzielle Vorteile brachten, habe er gestern zwar bestritten, heute aber erkennen lassen. Ging er denn mit den Andeutungen, die vor ihm ausgestreut wurden, zu einer Bankfirma, um Aufträge zu erteilen, oder stand er mit Chasanitsch selbst in Geschäftsverbindung? Matt und gequält gab Wanne Auskunft. Natürlich hatte er seinen Bankier und gab ihm häufig Order zu kaufen oder zu verkaufen, je nachdem er brauchbare Informationen erhielt, aber nicht bloß von Chasanitsch, er hatte auch sonst genug Bekannte. Der Chasanitsch — manchmal habe der so hingeworfen: „Heute habe ich einen ordentlichen Packen von dem und dem Papier hereingenommen, wenn Sie wollen, können Sie fünfzig Stück zum Kostenpreise kriegen, sie werden klettern." Nach acht Tagen hatte man alsdann einen ganz hübschen Batzen verdient. Oder beim Pokern sagte er: „Wanne, ich habe ohne Ihre gütige Ermächtigung für Sie was gekauft, was Ihnen gut schmecken wird." Gingen diese Geschäfte durch Chasanitschs Bücher? Nein, wenigstens sei das sehr unwahrscheinlich; übrigens hatte sich Wanne darum niemals gekümmert. Man machte es freundschaftlich ab, wie einer für einen andern ein Buch oder ein Theaterbillett kauft und das Geld dafür auslegt.

Allein geblieben dachte Dobinger über den Mann Wanne nach. Das ist also der Mensch, der handelt. Die tatkräftige Natur, ein Gemüt mit strammen Muskeln und Sehnen, die nicht vom tückischen Messer der Selbstbeobachtung durchgeschnitten sind. Er hat Menschen getötet, selbst schwere Wunden empfangen, oft sein Leben gewagt, zurückgekehrt ist er Spieler, Verschwender, greift nach jeder Frau, besinnt sich nicht. Eben besinnlich ist er nicht, das ist sein Nachteil, an dem er vielleicht zugrunde gehen muß, wenn er auch sonst gescheit genug ist. Er sagt, er hätte früher geboren werden müssen. Aber ob nicht gerade seinem Typus wieder die Zukunft lächelt? Menschen ohne Besinnen, mit Energie — die Zeit wird ihnen günstig sein. So wie wir jetzt sind, bleiben die Menschen nicht. Das Tun bloß halbgewollt, das Wollen nicht getan, das Denken als Registrator sitzt dabei und macht sich Notizen. Wo ist da Einheit? Er dachte flüchtig an seinen Sohn Albrecht. Ob der die allgemeine Gefahr spürt und sich retten will? In dem Wanne ist aber pulsierendes Blut. Woher kommt bei mir dieses heimliche Wohlwollen für den Menschen? Erst log er mich an, nachher spricht er von Sünde, hat mit der Frau gesündigt und weiß, was es ist. War das Heuchelei, denkt er vielleicht, ich sei fromm und er könne mich bestechen? Oder es mag ein bloßes Echo aus dem Katechismus sein und er redet es sich vor. O nein, das doch nicht! Ich höre seinen Tonfall, der echt war. Er muß also etwas empfinden, was ich in mir so nicht kenne. Auch Agathe spricht von ihrer Sünde, von unserer Sünde. Für mich ist das eine Vokabel aus einer toten Sprache. Oder bin ich der Tote? Warum reden sie denn von Sünde, da ihnen das Tun gefällt? Sollte es nicht Furcht vor der Entdeckung und allen ihren Unannehmlichkeiten sein, dann verstehe ich es nicht. Würde ich es aber vielleicht wissen, wenn ich einen Menschen mordete?

Was Wanne über sich gesagt hatte, war für ihn nicht günstig, aber es brauchte ihn an sich noch nicht gänzlich zu verdammen. Ein eifriger und befähigter Nachspürer allerdings konnte ihm daraus wahrscheinlich einen tragfähigen Strick drehen, indessen Dobinger fühlte keinen sonderlichen Beruf, diesen Lorbeer zu ernten. Jedenfalls beschloß er, an den Minister einstweilen nicht zu berichten. Der Fall schien der weiteren Klärung bedürftig.

(Schluß des Romans folgt)

Die deutsche Sehnsucht nach dem Götterbild der Antike

Von Univ.-Prof. Dr. Kurt Breysig

Das Romantische im Deutschen ist seine Sehnsucht nach etwas, das er weder ist, noch hat, das er zuweilen einige Jahrzehnte oder Jahrhunderte hindurch zu sein und zu haben auf das heftigste bemüht bleibt, und das doch, soweit er es überhaupt in seinem Werk und in seiner Gestalt zu verwirklichen, zu verleiblichen imstande ist, von dem Urbild, dem es gleichen soll, sehr weit entfernt bleibt. Wir werden sagen dürfen, sagen müssen, daß zum Glück für den Schöpferruhm des deutschen Volkes diese Nachahmung immer mißlang, eben insofern dem Deutschen sein Selbst und sein Schaffen nach dem fremden Sein und Haben umzumodeln, unter der Hand gar nicht nach dem Muster gerieten, sondern schließlich doch sehr anders, d. h. sehr deutsch blieben.

Man ersieht schon aus dieser Deutung, daß die Bewegung, die sich selbst romantisch genannt hat, nicht ausgeprägt romantisch in diesem Sinne war. Denn sie streckte sich ja mit der besten ihrer Sehnsüchte nach der Vergangenheit des eigenen Volkes, war freilich auch ihr gegenüber schwach und nachahmungsselig — und insofern ihrem Wesen nach grundromantisch. Aber die bezeichnendsten Regungen dieses Dranges der deutschen Seele sind ganz andere Bewegungen unserer Kunst: ins Weite gesehen drei an der Zahl: die romanische, die Renaissance-, die klassizistisch-romantische Zeit unserer bildenden und redenden Kunst. Alle drei sind gekennzeichnet, man sollte meinen nicht zu ihrem Vorteil in unser aller Augen, durch die Eigenschaft, daß sie die eigene überlieferte Weise als gänzlich falsch beiseite schieben, daß sie nach so vollzogener Selbstverwerfung und Selbsterniedrigung vor dem Götterbilde eines als allein recht und gut erkannten fremden Musters knien und dieses mit aller Kraft nachzuahmen trachten, daß aber auch die Kreuzung fremden Vorbildes und eigenen Machens ihre Hervorbringungen, freilich in sehr verschiedenem Grade, doch noch zu Offenbarungen deutschen Wesens werden läßt. Ganz gewiß sind sie als solche nicht von gleichem Rang und Wert wie die beiden großen Ausbrüche des eigenen germanischen und deutschen Wesens. Denn daß diese voll, stark und ihrer selbst gewiß sind, leuchtet noch aus dem letzten und schwächsten ihrer Erzeugnisse: als reine und ungebrochene Äußerungen unseres Volkstums sind sie der polare Gegensatz zu den drei anderen. Wem möchte der Gedanke kommen, Gotik oder gar Rokoko als romantisch, d. h. sehnsüchtig, d. h. angekränkelt zu empfinden? Sie waren Erfüllung, die Romantiken aber waren Gebrochenheiten, waren Halbheiten, waren Bastarde des fremden und des eigenen Blutes. Auch die beiden ältesten dieser Bewegungen, von denen heute und hier allein die Rede sein soll, die romanische und die Renaissance-Umkehr zur Antike, waren es.

Nicht Aneignen fremden Gutes an sich ist ihr Verhängnis gewesen: die deutsche Gotik, Mystik und gar Rittersang und Scholastik der Deutschen haben unsäglich viel Fremdes dem deutschen Wesen einverleibt; die Gotik, der Rittersang waren im Grundstock fremd, französisch. Aber sie waren nur volks-, nicht blutsfremd; germanische Franzosen haben die Gedichte von Parzival und von Tristan gedichtet, die Dome von Reims und Amiens gebaut. Und so auch ist das Rokoko, das als Zierkunst fremden Ursprungs ist, nordostfranzösischen, vlämischen Wesens und germanischen Geistes voll. Die drei Romantiken aber sind auch darin eines Zieles, daß alle drei — die dritte allerdings nur insofern sie Klassizismus war, nicht sofern sie als eigentliche Romantik gotisiert oder orientalisiert — nur ein Götterbild kennen, vor dem sie sich in Staub und Knechtschaft werfen: die Antike. Und sie war deutschem, war germanischem Wesen im Innersten fern und fremd: schaut ihn an, den Poseidontempel von Pästum und das Straßburger Münster, was haben sie miteinander zu schaffen? Nicht, weil das eine dem andern Werke überlegen wäre, sondern weil jedes stark die Weise seines Volkes, seines Landes und des Himmels, unter dem es erwuchs, zum Ausdruck bringt, sind sie einander ebenbürtig, aber im selben Grade einander wesensfremd, einander entgegengesetzt. Noch nie hat von den Lobrednern der Antike einer den Aberwitz befürwortet, Attika und Lazedämon heut mit gotischen Kirchen oder Nürnberger Häusern zu bepflanzen; aber daß es der gleiche Aberwitz ist, der auf einen Donauhügel einen griechischen Tempel stellte und dies Gebäude auch noch Walhalla nannte, dies hat noch nie einer von ihnen erkannt. Doch freilich, die es erkennen, müssen auch feststellen, daß es ein Grundtrieb deutschen Wesens zu sein scheint: so schroff Entgegengesetztes bis zur Selbstverleugnung und Selbstwegwerfung zu umfassen.

Scheinbar am glimpflichsten ist die früheste dieser Bekehrungen des deutschen Geistes zur Antike verlaufen. Sie hat unserer Baukunst ihre erste fremde Form, die romanische Weise auferlegt: ein Geschenk gewiß, aber auch ein Raub. Denn es

nahm allen Möglichkeiten eigener Entwicklung — für die die im skandinavischen Norden schon entfalteten Anfänge eines eigenen Schaffens reiche Hoffnungen gewährten — Luft und Raum. Und es war schließlich nur ein Teilerfolg, daß die deutschen Verwalter des römisch-italischen Erbes eine oder mehrere Provinzen in dem Reich der romanischen Bauweise nach ihrer Art ausbilden durften. Die eigentümlich klare Weiträumigkeit der Innenräume, die sehr zarte Tonkunst der Verhältnisse der Körperteile und der Flächen am Außenleibe dieser Kirchen würde doch ihre Ausdrucksmöglichkeiten wohl auch ohne den Krückstock des fremden Musters gefunden haben — oder ist auch dies schon ein unerlaubtes oder parteiisches Vermutungsgebäude? Bis in die letzten Ausfaserungen der Gotik und des Rokoko hat der von Rom und Ravenna überkommene Grundstock an Form vorgehalten. Nicht unser Volk nur, nein die Menschheit selbst ist um eine wirklich bodenwüchsige, eigendeutsche Kunst gekommen.

Ärger als Totschlag aber war die Wirkung des gleichen Vorganges in Hinsicht auf die Dichtung. Die Stumpfheit des geschichtlichen Bewußtseins vor der Gewalt der vollendeten Tatsache hat verhindert, daß man die Furchtbarkeit dieses Geschehens überhaupt nur gewahr wurde. Man denke: einer Dichtung, einem ganzen Schrifttum und damit auch einer Sprache ist ein Vierteljahrtausend ihrer lebendigen Entwicklung geraubt worden. Man sollte meinen, gerade die ganz sprachwissenschaftlich denkende und von Sprachkunde beherrschte Schrifttumsgeschichte würde diesen schlechthin mörderischen Vorgang am tiefsten beklagt haben: in Wahrheit sind ganze Generationen von ihren Erforschern an der Tatsache vorbeigegangen, als ob sie die selbstverständlichste von der Welt wäre. Oder ging die Hypnose, unter die die griechisch-römische Altertumswissenschaft in Deutschland alle Geisteswissenschaften setzte, so weit, daß man nicht wagte zu sehen, welche Selbstverstümmelung der deutsche Geist mit jenem Tun an sich vorgenommen hat?

Man stelle sich nur vor, von irgendeinem Wahn benommen beschlössen die Deutschen von heute auch nur fünfundzwanzig Jahre lang — nicht zweihundertfünfzig wie damals — jedes Gedicht höheren Anspruchs, jede Schrift ernst-schönen oder wissenschaftlichen Inhalts nicht in deutscher Sprache sondern französisch abzufassen. Und noch abgesehen von der Länge des Zeitraumes war, was damals geschah, schlimmer, da ja eine Jugend, eine Kindheit noch unserem Volke verkrüppelt wurde. Es war, als hätte man einem jungen Baum ebensolange jeden Frühling Stamm und Krone gekappt. Wer kann denn ermessen, welche Wachstumsmöglichkeiten diesem blühenden Leben genommen, verkrüppelt, gelähmt oder umgebogen worden sind.

Es war die kindhafte, zur höheren
dung anderer Völker mit gläubi
Staunen aufblickende Ehrfurcht, die K
Ludwig den Frommen und unsere Geist
keit, die damals unsere Geistigkeit darste
so handeln ließ. Aber Romantik war
dies: man wünschte für den Dienst
neuen Christengottes — der unserem
ja ebenso von außenher kam — eine hö
hehrere Sprache, die schon durch ihre Un
ständlichkeit die Schauer des Rätsels
der Weihe ausströmte, so wie viele leb
Urzeitvölker in ihre heilige Sprache
alte, längst nicht mehr verstandene W
aufnehmen oder gar eine Sprache, die
nicht mehr im Schwange ist und die höchs
die Geweihten — zuweilen auch die
mehr — verstehen, für ihre Geisterdi
als Zauberformeln verwenden. Schw
Verstehen, selbst Gar-nicht-Verstehen
solchem Sehnen Zauber an sich. Dazu
Ehrfurcht vor reicherem Geistesbesitz, de
dies Gewand gekleidet war, immer aber
schlechthin romantische Sehnsucht nach ei
Fremden, als dem an sich Stolzen, Sprö
das durch die von ihm, vor ihm geschaf
Entfernung, die Schwierigkeit ihrer Ü
windung an sich verlockte.

Das Germanentum und mit ihm
Deutschtum besann sich auf sich selbst
hat dann wieder ein Vierteljahrtau
später wirklich zu sich heimgefunden,
Kunst und Forschung und selbst den Gla
halb nach dem eigenen Sinn umfor
dürfen. Aber schon setzte der Rückschlag
gleich als ob der unbesiegbare Geist
Antike sich dafür rächen müßte, daß
lebendige Germanentum von ihm, dem
Wiederkehrenden und seinen knöche
Händen sich einmal Hals und Haupt be
hatte, daß es einmal — ach nur eine k
Spanne Zeit, gemessen am Stab der E
keit — gewagt hatte, sein eigenes Lebe
leben, daß sogar das dem Blute nach
verschriebene Land der Romanen
germanischen Geist, wenn auch zumeist o
flächlich genug, erobert worden war.
Renaissance, die in Italien, ihrer Hei
die natürliche Gegenbewegung romanis
Blutes zum romanischen Geist zurück
wird, insofern sie — immerhin erst
Jahrhundert später — nach Deutsch
hinübergreift, die zweite Romantik
ewig nach Ferne, ewig nach Fremd
sehnsüchtigen Deutschtums.

Man hat, nicht ohne eine geistre
wenn auch gänzlich im vorhinein
a priori — gefaßte Begründung wohl
Satz aufgestellt: damals sei die deu
Kunst zwar von dem Einfluß der antik
italischen Formgedanken überwältigt
den. Aber sie selbst müsse um diese Zei
einer inneren Wandlung von der Ur
und Zerrissenheit der Gotik fort zu j
Ausgeglichenheit und Ruhe, wie sie
Kern der italienischen Renaissance
macht, bereit gewesen sein. Wäre

richtig, so würde in das Bild vom germanischen, vom deutschen Geist, wie es diese Blätter entwerfen, ein sehr fremder Zug eingetragen werden müssen. Aber daran ist nicht zu denken: den Beweis erbringt der Anblick dessen, was man, im Grunde recht irreführend, deutsche Renaissance genannt hat.

Gewiß die Gotik ist von dem deutschen Volk völlig fallen gelassen worden, oft in prachtvollem Aufschäumen der alten Wildheit gegen den neuen Geist: man denke nur des Grabmals für Uriel von Gemmingen im Dom zu Mainz —, aber die fremde Formensprache, die — nun ein zweites Mal in dem Jahrtausendkampf des Germanentums mit dem Geist der Antike — ihm als dem Unterlegenen aufgedrängt wurde, hat er doch vom ersten Tage an seinem ganz anderen, viel heftigeren Drang angepaßt.

Die Tragik des Schauspiels bleibt dennoch: zum zweitenmal war unseren Völkern von dem Gespenst der Antike Leben und Atem geraubt, wieder mußten sie die eigene Linie aufgeben, wieder wurde ihrer Kunst der schwerste Schaden zugefügt, der sich überhaupt erdenken läßt: die innere Demütigung und Beugung, die den Betroffenen alle Eigenart für falsch und töricht, die aufgedrungene fremde Gabe für allein richtig halten läßt. Und man könnte sagen, diesmal war der Vorgang noch jammervoller; denn jetzt hatten Germanentum wie Deutschtum eine voll ausgereifte eigene Kunst aufzuweisen. Das deutsche Volk — nicht auch das englische, hier wie so oft überlieferungstreuer, zäher, vielleicht auch rückständiger — hat seine eigenste, stärkste Kunst wie einen lästigen, abgetragenen Handschuh weggeworfen.

Aber diesmal war der Widerstand größer als ehedem, und es ist ein bewegender Anblick, wie der deutsche Geist sich hilft: er nimmt wohl die Urbestandteile der italischen Formensprache an, aber die Gesamtkörper der Bau- und Zierkunst, die er aus ihnen gestaltet, weichen zuerst wenig, später immer mehr von den fremden Vorbildern ab. Die Bau- und die Schmuckweisen, die man mit dem nicht eben glücklichen Namen deutsche Renaissance belegt hat, stammeln deutsch in italienischer Sprache. Sie verwandten zahlreiche im Süden festgeprägte Linienfolgen, vorzüglich von geometrischer, gradliniger, rechteckiger Beschaffenheit, aber die Überdrängtheit, die Überfülle und der Gesamteindruck sind überwiegend germanisch, d. h. beweglich, kraus, durch zahllose Einzelheiten die Gesamtlinie eher störend als fördernd, oft bis zum Hinterindischen verworren. Man kann sagen: die Holztäfelungen der Rathäuser zu Lübeck und Lüneburg oder der Veste Koburg und auch die Stirnseite des Ottheinrichsbaus von Heidelberg oder der Schloßhof von Schaleburg bei Wels sind in Hinsicht auf die Mängel ihrer Wirrheit und Überfülltheit deutscher als jede Gotik.

Und dennoch war Romantik auch hier der Beweggrund: wie sehnsüchtig langte Dürer nach den verlockenden Früchten, die damals an dem üppigen Baum der südlichen Kunst vorbrachen, wie sorglos hat er das Königserbe gotischer Herbheit und Kraft, das Holbein und fester noch Grünewald zäh bewahrten, verschwendet, um den fragwürdigen Reichtum italienischer Süße und Glätte dagegen einzutauschen. Ärger und trauervoller noch ist das Schauspiel, wie unter Peter Vischers allzu weichen Händen das Vermögen zerrann, das noch eben der rauhe und tiefe Adam Kraft, der heftige eckige Veit Stoß und selbst der schilderungsfrische Realist Tilman Riemenschneider auf das fruchtbarste verwaltet hatten. Der Glorienschein, der um das letzte große Werk der gotischen Bildnerei, um Pachers Marienkrönung in Sankt Wolfgang, gegossen ist, wird noch leuchtender dadurch, daß die Schönheit seiner Linienführung noch fast ganz deutsch und noch fast gar nicht von der Weichheit des Südens, dem so nah es doch entstand, erreicht erscheint.

Aber dieses und manche ebenbürtige, viele geringere Werke der deutschen Bildnerei, der deutschen Malerei, die noch Eigentum und Erbe der Väter bis tief in das 16. Jahrhundert festhielten, machen, daß das unaufhaltsame Hinabgleiten der darauf folgenden Jahrzehnte sich um so sichtbarer darstellt. Was damals Antike und Renaissance nicht an Deutschtum nur, nein an Kunst in unserem Volke zerstört haben, ist nicht auszusagen und auszuklagen. Meere von Zuckerwasser haben sich über die Gefilde deutscher Kunst ergossen, süße, schleimige Glätte hat alle Zacken und Knorren unserer Weise überzogen, ein ebenso sicheres wie hohles, von Geist und Form gleich entleertes Könnertum zeichnerischer und malerischer Macht nahm Besitz von unserem Schaffen, von unserem Geschmack. Einige der tiefsten Wunden, die damals dem deutschen Empfinden beigebracht worden sind, sind noch heute nicht verwunden: der Museumsbesucher älteren Durchschnitts hält noch heute die Madonna della Sedia des Signor Raffaello für eines der höchsten Werke aller Zeiten und umfaßt alle Italiener von Correggio bis Guido Reni abwärts mit gleicher Begeisterung. Steht einer von diesen Kunstrichtern mit den Luca-fa-Presto-Augen an einem autoritativen Ort im Staat, so werden wir belehrt, dies seien die alten Meister, die man bis an das Ende der Tage ehren müsse. Die gleichen Augen aber wenden sich gleichgültig stumpf und unverstehend von jedem Werke Grünewalds oder Pachers ab und sie haben für die ungezählten Herrlichkeiten unserer Bildschnitzerei, für die über alle Stämme Deutschlands gleich verteilten Scharen der Maler des 15. Jahrhunderts nichts als ein leeres, unverstehendes Starren und Versagen.

Constantin Gerhardinger

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Der Maler Constantin Gerhardinger ist ein Münchner und ist es mit Stolz und Bewußtsein. Dazu gehört einiger Mut und viel Vertrauen und Zuversicht auf Münchens Leistung und Fortschritt zu einer Zeit, in der das künstlerische Münchnertum in Deutschland in Mißkredit geriet und, wenn auch zu Unrecht, als rückschrittlich oder wenigstens als rückständig verschrien ist. Es gibt in diesen Tagen nicht wenige unter den Münchner Künstlern, die ihre Herkunft verleugnen, sich von dem mütterlichen Grund ihrer künstlerischen Arbeit lossagen und sich das Mäntelchen und die Maske der Allerweltsinternationalität umtun. Gewiß ist die Kunst international und soll es sein, sie muß das geheimnisvolle Esperanto der Seele sprechen,



In der Werkstätte. Gemälde



Feldweg. Gemälde

die Zeichensprache von Volk zu Volk, sie soll die Brücke der Versöhnung und des Verstehens bilden, und von ihren Jüngern muß man deshalb in ganz besonderem Maße verlangen, daß sie sich des Chauvinismus enthalten, eine Forderung, die man freilich an romanische Künstler vergebens stellen wird. Diese internationale Einstellung der Kunst, das Verständnis für die andern und das Geltenlassen ihrer Leistung, bedeutet aber nicht und soll nicht bedeuten, daß der Deutsche wie der Franzose, daß der Engländer wie der Spanier malen soll. Was für eine jammervolle, öde Gleichmacherei wäre dies, was für ein charakterloses, verschwommenes und verwaschenes Wesen käme da zustande! Nein — der Künstler sei seines Volkes, ich gehe so weit, zu sagen: seines Stammes! Das Entscheidende an der Kunst ist die Nuance, und das will nicht nur im Sinn der individuellen, sondern auch der lokalen Nuance verstanden sein. Es wäre traurig, wenn man von der Berliner Malerschaft kein anderes Gesicht verlangen könnte als von den Dresdnern, von den Wienern nicht etwas, das grundsätzlich vom Münchnerischen abweicht. Um dies aber zu erreichen, diesen über den Ausdruck der Individualität hinausgehenden Zug der Gemeinschaft künstlerisch Schaffender einer Kunststadt, muß man, wie Gerhardinger, sich froh und stolz zu seiner künstlerischen Heimat und zu ihrer Art bekennen. — Spricht man von Münchner Kunst, von Münchner Malerei, so denkt man nicht sofort an die „Moderne", die doch eigentlich von München, der Stadt der ersten „Sezession", ausging und dort auch heute eine ausgezeichnete Pflegestätte besitzt, sondern es stellt sich ungerufen die Erinnerung an die Piloty- und die Wilhelm Diez-Schule, an Lier und die Seinen, an Wilhelm Leibl und seinen Kreis ein. Es steigt also eine Vergangenheit auf, die etwa ein halbes Jahrhundert zurückliegt, die aber durch viele Fäden persönlicher Erinnerung und durch das wenn auch schon verblaßte Schüler- und Enkelschülerverhältnis der älteren Generation zu Piloty, Diez, Lier und zu einzelnen Persönlichkeiten des Leibl-Kreises an das Heute gebunden ist. München ist eine Stadt, der die Tradition viel bedeutet (oder wenigstens bis vor kurzem sehr viel bedeutete), der sie kein leerer Wahn ist. München ist nicht raschlebig wie Berlin und die Städte am Rhein; es ist die Metropole eines Bauernlandes mit nur wenigen größeren Städten und um dessentwillen schon aus seiner sozialen Struktur heraus eine Macht der Beharrung: die Treue zum Gewesenen ist also für den echten Münchner ein markanter Charakterzug. Der Münchner Maler ist darin im allgemeinen mit dem Münchner Bürger einer Meinung, wenn bei

ihm auch die Lobrednerschaft auf die „gute alte Zeit“ und die Sehnsucht nach ihr etwas subtiler und differenzierter ist. Aber das steht doch fest, daß heute jeder Münchner Maler, wenn man ihn fragt, was oder wen



Regensburg. Gemälde

er als ausschlaggebenden Faktor für die Entwicklung der Münchner Malerei ansieht, nicht eine „Richtung“ angeben oder einen Namen der jüngeren Generation nennen wird, sondern immer wieder Wilhelm Leibl. Der große Meister der realistischen Malerei in Deutschland, der absolute Maler, der seinen Beruf auffaßte wie ein mit äußerster technischer Akribie zu betreibendes Handwerk und dabei der feinste, zarteste Künstler war und blieb, wirkt in seinem Werk als stärkstes Traditionsmoment in der Münchner Malerei fort. Vielleicht „unterirdisch“ noch viel stärker als an der Oberfläche: d. h. in Erkenntnis und verpflichtendem Vorbild, in Gesetz und Technik mehr als in der Form und Erscheinung.

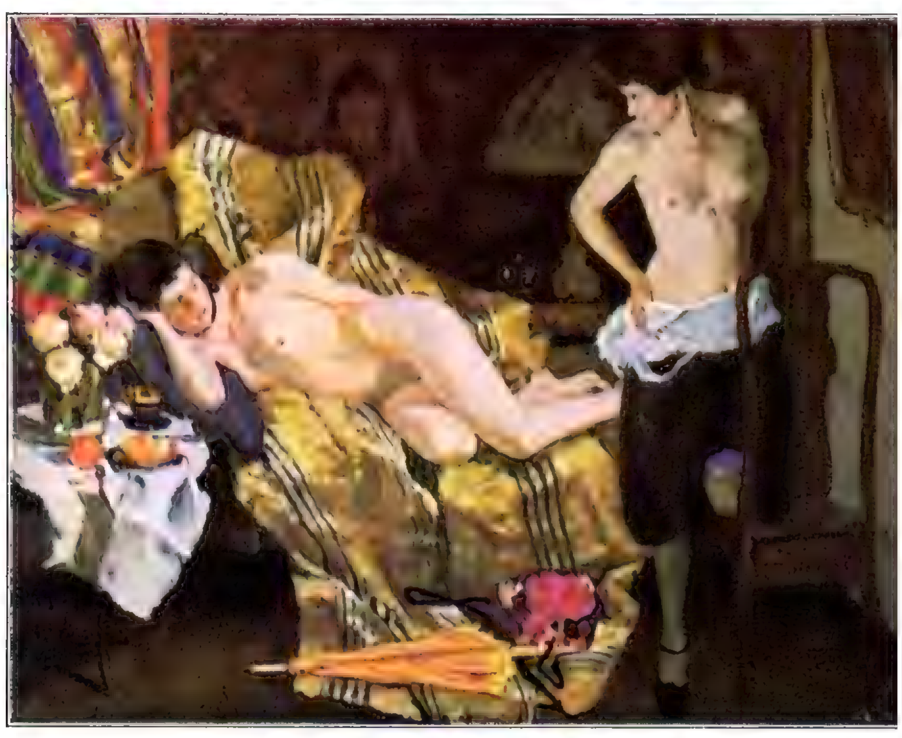
Auch über Gerhardingers Schaffen und Werk steht Leibls Vorbild, er ist ihm auf seinem Weg zur Kunst und in die tieferen Bezirke der Kunst hinein der Führer ge-



Bildnis. Gemälde

wesen — einen besseren hätte er sich gar nicht wählen können. Auch Schuchs Werk hat stark auf Gerhardinger gewirkt. Als es geraume Zeit vor dem Kriege im Münchner Kunstverein einmal eine sehr ergiebige und aufschlußreiche Ausstellung von Gemälden Schuchs, besonders von Stilleben, zu sehen gab, machte dies auf den damals noch sehr jungen Gerhardinger so tiefen Eindruck, daß er sich entschloß, all den vielen und ernsthaften Widerständen zum Trotz, Maler zu werden und so zu malen wie Schuch und dessen Lehrmeister Leibl.

Gerhardinger stand damals mit der Kunst erst in einem sehr losen Verband, es war gewissermaßen ein „platonisches Verhältnis“. Geboren am 31. Juli 1888 in München, hatte Constantin Gerhardinger nach der Volksschule einige Jahre hindurch das Gymnasium besucht, mußte sich aber bald auf eigene Füße stellen und verdienen — nicht nur für sich, sondern auch für seine leidende Mutter, an der der Künstler mit rührender Sohnesliebe hängt. Er versuchte es auf mancherlei Art, zu Geld und Verdienst zu kommen, hoffte beim Stadtmagistrat unterschlüpfen zu können, war bei einem originellen, spaßigen Kauz, einem alten Antiquitätenhändler, tätig und lernte hier sehen, begreifen, was Kunst ist, hielt es aber bei dem Sonderling nicht lange aus, sondern ließ sich von einem neuen Windstoß des Schicksals in eine Zigarrenhandlung als Verkäufer wirbeln und wurde



Meine Modelle. Gemälde

schließlich — Ministrant in der schönen alten St. Peterskirche in München. Aber dieser heiligmäßige Beruf erfüllte ihn keineswegs ganz, er betrachtete ihn als Übergang, als eine Station auf seinem Lebensweg, beileibe nicht als dauerndes Verweilen. Um sich aber das Warten auf bessere Tage zu versüßen, zeichnete Gerhardinger in seinen Freistunden in der städtischen Gewerbeschule. Es war ein schematischer Unterricht: Gipsmodelle und ausgestopfte Vögel bildeten die Vorlage. Auf so etwas wie „Individualität" der Schüler wurde nicht eingegangen. Wer das Vorbild am „naturgetreuesten" herausbrachte, der konnte es am besten — und damit basta. So war es nun eben einmal mit dem Zeichenunterricht vor beiläufig zwanzig Jahren bestellt.

In diese Zeit fällt Gerhardingers Begegnung mit den nachgelassenen Werken Schuchs und der brennende Wunsch, selbst Maler zu werden. Er erkundigt sich nach den Aufnahmebedingungen an der Akademie. Aber da war eine fast unüberwindliche Schwierigkeit: es wurde eine nicht zu erlassende Aufnahmegebühr von sechzig Mark erhoben. Woher das Geld nehmen? Es war kein Rat zu schaffen, und so ministrierte Gerhardinger in der alten Weise weiter, bis ihn eines Tages ein Geistlicher der Peterskirche, der von Gerhardingers Versuchen in der Kunst wußte, fragte, ob er ihm wohl gegen ein Honorar von hundert Mark das Innere der Kirche auf einem Bild halten wolle. Das war die Rettung! war das Geld für die Aufnahmegebü alle anderen Formalitäten, die Aufna prüfung und was sonst verlangt w war schnell überwunden, und im Jahre trat der dreiundzwanzigjährige Gerha ger in die Klasse Angelo Janks ein, zwei Jahre später mit dem Atelier Hengelers vertauschte. Der Kriegsaus machte den akademischen Studien hardingers ein rasches, frühzeitiges Indessen wurde dies für seine Kunst zur Katastrophe, es hielt sie keinen A blick in ihrer Entwicklung auf. Denn Gerhardinger seinen ausgezeichneten A mielehrern auch für all die guten Lehre sie ihm besonders in Hinblick auf die technik zu geben hatten, sehr dankbar und blieb, so trug er in seinem In doch ein ganz anderes Ideal. Andere S leuchteten ihm begehrenswert vor: es w Leibl und Schuch — und die blieben jenseits der Akademieschülerschaft sein treuen Führer.

Gerhardingers früheste selbständige A ten fallen in die Kriegsjahre; sie entst in der Zeit, die ihm seine militärisch anspruchnahme für die eigene künstle Arbeit übrigließ. Vorübergehend konn sich auch als Kriegsmaler betätigen, e an der Südfront und hat allerlei, was da draußen zu sehen bekam, in Zeichn



Erwachen. Gemälde

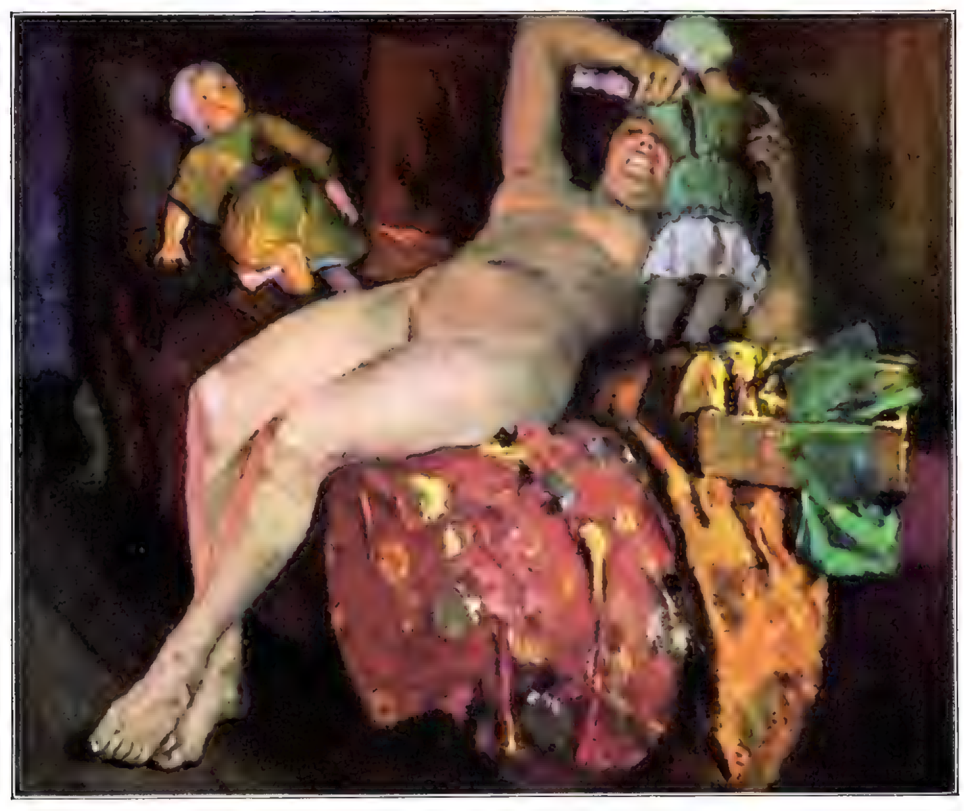
und Bildern festgehalten. Lebhaft ist mir davon ein schönes Straßenbild aus Görz in Erinnerung geblieben.

Im Jahre 1918 trat Gerhardinger zum erstenmal mit einer Kollektivausstellung kleineren Ausmaßes im Münchner Kunstverein hervor: der Dreißigjährige gab so etwas wie einen Rechenschaftsbericht, wollte aber auch erproben, ob er mit seiner Kunst bei den Kollegen, den Kennern, den Kunstfreunden und in weiteren Kreisen des Publikums Resonanz finde. Es war ein Erfolg. Seine gediegene, an die große technische Tradition Münchens anknüpfende Art, seine Unbefangenheit gegenüber allem, was künstlerische „Mode" war, sein unverkennbarer Ernst und sein großes Können gewannen ihm Freunde. Freilich war alles noch sehr in der Entwicklung. Noch war das Wohin der Fahrt nicht klar, Gerhardinger war noch ein „Werdender" — aber grade dies zog an. Drei Gruppen von Bildern, soweit man vom Stofflichen, vom Thematischen her den Charakter der Kunstwerke ansehen will, hoben sich heraus: Stilleben, Landschaften und die Stadtbilder, besonders jene von der Auer Dult. Die Stilleben in verschiedenartiger Komposition, indessen doch mit Vorliebe Äpfel auf Zinntellern, Gläser, einen Bund Spargel, Lauch, Fleischstücke, eine Apfelsine, Porzellan zum Vorwurf wählend, standen sehr im Zeichen Schuchs, obwohl der junge Gerhardinger bestrebt war, sich selbst zu geben, nicht ausschließlich als Gefolgsmann des großen Meisters zu erscheinen. Aber man sah ihn nur durch Schuchs künstlerische Persönlichkeit hindurch; es war unmöglich, nicht an Schuch zu denken. Dieser Zustand blieb noch bestehen, auch als Gerhardinger längst gelernt hatte, seine Palette unabhängig von großen Vorbildern aufzusetzen, als seine Technik keiner Stützen mehr bedurfte, als seine Komposition unabhängig und sein Strich frei geworden war. Was ihn mit Leibl und Schuch verbindet und damit in die große Münchner Tradition einordnet, ist die stillebenmäßige Auffassung der Kunst, das Ruhende, Feste, dem Flüchtigen Abgewandte. Damit trifft er allerdings nicht den Ton der



In der Gartenecke. Gemälde

Zeitkunst. Auch einer der vortrefflichsten Kunsttheoretiker der Gegenwart, Heinrich Wölfflin, ist ein Gegner des Stillebens, denn er gründet den Begriff des Malerischen auf den Eindruck der Bewegung, da sie wegen des Mangels der Körperlichkeit durch den Schein zu wirken habe und weil sie ihre Mittel, wie keine andere Kunst, zur



Puppen. Gemälde

Darstellung der Bewegung befähigen. Demgegenüber kann sich Gerhardinger (wenn er sich auf das Theoretisieren einläßt, was ich nicht für notwendig halte, denn der Maler soll seinem Impuls folgen und seine Werke für sich sprechen lassen) auf Leibl berufen, dessen Geltung gerade auf dem Stillebenmäßigen, auf dem absolut Malerischen beruht. Dem literarisch Problematischen, zu dem auch die Frage, ob der Eindruck der Bewegung das Wesentliche der Malerei sei, war Leibl abhold, und als man einmal in einer Künstlergesellschaft, in die der große Einsame unglückseligerweise hineingeraten war, das Thema in Debatten und heftigen Wechselreden zu Tode ritt, sagte er in seiner gelassenen Art mit einem Vergleich, den er aus seiner geliebten Jägerei holte: „In der Malerei gibt es Flugschützen und Standschützen — ich bin ein Standschütze.“ Er hatte in seiner schlichten Art den Nagel auf den Kopf getroffen. Es bedeutete in der Tat eine große Verarmung der Kunst, wenn wir neben Marées und Böcklin, neben Hodler und Van Gogh Künstler wie Leibl, Trübner, Schuch nicht gelten ließen, weil sie die stillebenmäßige Malerei betrieben. Auch das Stilleben ist im großen Haushalt der Kunst notwendig.

Nun, Gerhardinger ist ein „Standschütze“, obwohl er zuweilen auch Bilder malt, die voll Bewegung, voll kribbelnden Lebens sind. Es braucht nur an die Bilder, die er von der Auer Dult schuf, dem bewegten, farbenfrohen Jahrmarkt und Volksfest in der Münchner Vorstadt Au, erinnert zu werden. Mitten in der ihn umdrängenden und sich selber drängenden und schiebenden Menschenmenge, von Drehorgeln umkreischt und flatternde weißblaue Fahnen zu Häupten, hat Gerhardinger diese Bilder gemalt, die aber nicht etwa „Impressionen“ im Sinne der französischen Straßenbilder eines Claude Monet und Pissarro wurden, sondern münchnerisch, in gewissem Sinne auch stillebenmäßig blieben.

Die Landschaften Gerhardingers enthüllen ein sehr lebhaftes Naturgefühl, das aber nicht geradezu schwärmerisch und pantheistisch ist, sondern sich an die Wirklichkeit, an die Tatsachen hält und sich an dem erfreut, was da ist, nicht an dem, was man ahnungsvoll in die Landschaft hineindenkt. Die Natur ist ihm im Sinne Goethes „die ewige Zier“, auf die er seine schaufrohen Augen richtet, ohne daß er Hintergründiges, Mystisches, Transzendentales aus ihr herausfühlte. Dafür ist auch die Wahl seiner



Anemonen und Mohn. Gemälde

Motive charakteristisch. Ursprünglich, als er in seiner Bewegungsfreiheit noch gebunden war, genügten ihm ein paar hundert Schritte in die Münchner Isarauen hinein; vor der von großen, alten Bäumen beschatteten Handschuhfabrik stellte er seine Staffelei auf. Dann war es die wenig bekannte herbe, stille Landschaft des Samerbergs, die ihn anzog: das ist ein Höhenzug hinter Rosenheim, dem eigentlichen Gebirge vorgelagert, und deshalb mit besonders weiter, prächtiger Schau ins Land. Hier hat Gerhardinger manche Sommer- und Winterwoche in fleißiger Arbeit zugebracht. Zumal der malerischen alten Mühle, die jetzt abgebrochen ist, gehörte seine ganze Liebe. Er hat ihre Tatsachen-Romantik zu einem Bild gestaltet, das in seiner jüngsten großen Kollektiv-Ausstellung in der Galerie Heinemann in München (November — Dezember 1926) ein Hauptwerk bildete. Der Umkreis seines Studienbezirkes weitete sich immer mehr. Mit gleichgesinnten Kunstgenossen, von denen ihm besonders Otto Miller-Diflo und Erich Müller, beide hochbegabte Landschaftsmaler, nahestehen, zieht er gern in das oberpfälzische Städtchen Kallmünz am Einfluß der Vils in die Naab, oder nach Harburg an der Wörnitz, wo von der Höhe die alte Burg herunterschaut auf das verschlafene Städtlein mit seinen gemütlichen, den Übergangscharakter von schwäbischer zu fränkischer Bauart bekundenden Häusern. Gerhardinger fand hier viele schöne Motive, obwohl er kein Motivejäger ist; im Gegenteil, man kann ihn vor eine weißgetünchte Hauswand setzen oder vor eine staubige Landstraße, und er wird als echter, absoluter Maler, der er ist, auch da unerwartete Schönheiten, die sich vor profanen Augen verschließen und verbergen, herausholen. Vor ein paar Jahren wanderte er durch die fröhliche Wachau, den weingesegneten Landstrich Niederösterreichs, an der Donau hin, bei Spitz und Schwallenbach; dieser Marsch wurde ihm zum künstlerischen Erlebnis, das ihm manches Bild, darunter die schöne, helle Studie „Sonnige Straße“, schenkte. Kurz vorher aber war ihm etwas anderes zu einem ebenso nachhaltigen Eindruck gediehen: er hatte eine deutsche Galeriereise gemacht, in Berlin, Frankfurt, Köln, Hamburg, Dresden, Leipzig und anderwärts alte und neue Meister gesehen und damit eine Lücke seiner künstlerischen Entwicklung geschlossen. Braucht man wohl zu versichern, daß von dieser Galeriereise nichts so nachhaltig in ihm



Sonnige Straße. Gemälde

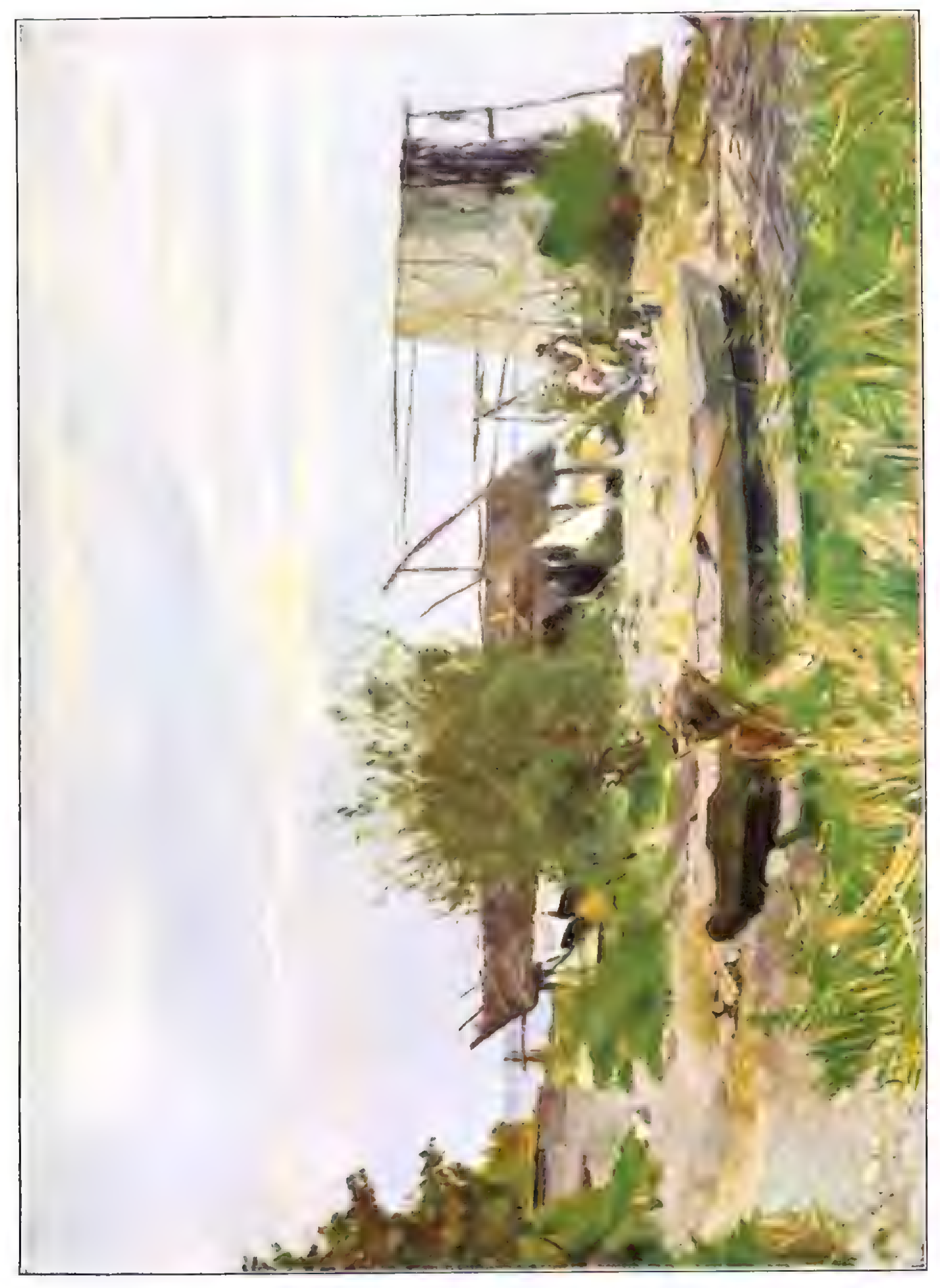
weiterwirkte wie der überwältigende, sein ganzes Sein erfüllende Eindruck, den er in Köln, im großen Leibl-Saal des Wallraf-Richartz-Museums, erfuhr? Man kann sich in der Tat vorstellen, wie dieses Erlebnis eigenen Schauens einen Künstler packen mußte, dem Leibl der Inbegriff, das hohe Ideal der Malerei ist, der aber bis dahin nur die relativ wenigen Werke des Meisters, die die Münchner Staatsgalerie beherbergt, kennengelernt hatte, sonst aber auf die Reproduktionen angewiesen war!

Samerberg und Wachau, Kallmünz und Harburg, die Galeriereise — noch fehlt ein wichtiges Glied in der Kette der äußeren Entwicklung, der von außen auf das Wesen Gerhardingers stoßenden und es zur Entfaltung treibenden Dinge: die Fraueninsel im Chiemsee! Das ist ein altes Malerparadies, in das seit fast hundert Jahren Münchner und Wiener und Berliner Künstler wallen, ein wunderschönes, im Grunde unberührt gebliebenes, sein ländliches Gepräge heute noch treu bewahrendes Eiland mitten in der blauen Flut des von Bergen umstandenen bayrischen Meers. Hier verbringt Gerhardinger seit einigen Jahren seine Sommer, glückliche, gesegnete Künstlerferien, die sich aber nicht in seinen gewagten Segelbootfahrten, ganze Sommertage hindurch, erschöpften, sondern auch den Maler zur Arbeit spornen, ihn fördern und in seiner künstlerischen Entfaltung Entscheidendes bedeuten. In den letzten Jahren sind auf der Fraueninsel Bilder entstanden, die im Schaffen Gerhardingers insofern besondere Geltung haben, als sie Luft und Licht, größere Helligkeit und vermehrte, außerordentlich gesteigerte Farbigkeit seiner Palette zur unmittelbaren Folge hatten. Eine gewisse Schwere und eine oft etwas zäh wirkende Tonigkeit, durch allerlei technische Finessen unterstrichen, war den früheren Werken Gerhardingers eigen gewesen. Diese der vollen, zum Optimismus und zur Lebensfreude rufenden Wirkung von Gerhardingers Kunst hinderlichen Elemente überwand er, indem er die Atmosphäre und die gesellige Sphäre der Fraueninsel auf sich wirken ließ. Der Landschafter fand hier am Seeufer und im Blick über das schimmernde weite Gewässer nicht nur die dankbaren, ansprechenden Motive, hier stellten sich ihm auch malerische Probleme, die ihn zur Auseinandersetzung, vor allem mit der Darstellung der Luft, der Atmo-



Bildnis. Gemälde

sphäre, zwangen und ihn vor Stillestand bewahrten. Ein Bild wie der „Fischerweg auf der Fraueninsel“ zeigt Gerhardinger



Seeufer. Gemälde

von einer neuen malerischen, d. h. koloristischen Seite.

Zunächst fühlt man sich getrieben, eine Verbindung zwischen Gerhardingers frühen Dultbildern aus den letzten Kriegsjahren und diesem „Fischerweg“ von 1926 zu konstruieren: Hier wie dort Bewegung im Figürlichen, das aber der betonten Umwelt, dem Landschaftlichen und der Luft, gegenüber Staffage bleibt — dann aber erkennt man bald, um wieviel reicher, freier, lockerer dieses Chiemsee-Bild ist, wie hier die Luft Ausdruckskraft gewann, vor allem: wie Gerhardinger malerisch fortschritt, wie er heute eine ganz andere

Qualitätsklasse darstellt. Aus diesem Gemälde heraus erklärt sich auch die durchsichtige Art, die erhöhte Farbigkeit eines Bildes wie „Puppen“ oder des Stillebens mit Mädchenköpfe ganz vor die Luft, vor den Horizont stellte und weich herausmodellierte. In der Reihe seiner Figurenbilder, denen er sich mit Bildnissen und besonders mit



Mühle am Samerberg. Gemälde

Anemonen und Mohn, das ja eigentlich kein echt Gerhardingerisches Stilleben im Sinne seiner früheren, allgemein noch als für ihn charakteristisch geltenden Malweise ist.

Am Chiemsee entstand auch das Bild „Abendsonne“, bei dem der Künstler zwei sorgfältig durchgearbeiteten weiblichen Akten zuwandte, ist es eines der bedeutungsvollsten.

In dieser Reihe sind außerdem die Atelier-Bilder bemerkenswert. Vor ein paar Jahren sah man im Glaspalast auf der Seite der Künstlergenossenschaft, der



Abendsonne. Gemälde

Gerhardinger bis vor kurzem angehörte (jetzt hat er die Sezession bei den Konservativen mitgemacht und bekennt sich zur Neuen Münchner Künstlergenossenschaft), einen wundervoll durchgearbeiteten kleinen weiblichen Akt vor einem hohen Atelierfenster. Eine Variante, die in allem Beiwerk bereichert ist und das Interieurhafte des Bildes im Malerischen stark betont, ist das auf Blau gestimmte Gemälde „In der Werkstatt“, das einen hübschen Akt zeigt und den Maler, der ihn zum Bild gestaltet.



Beim Lampenschein. Gemälde



Fischerweg auf der Fraueninsel. Gemälde

Ob man auch das Bild „Meine Modelle“ in diese Serie aufnehmen kann, muß ich dahingestellt sein lassen, wenn auch der Titel in diese Richtung weist. Auf alle Fälle scheint es sich mehr um eine Boudoir-Ecke als um ein Atelier zu handeln. Gerhardinger hat mit diesem fast überreichen, mit Motiven allerart bedachten, in Stilleben, Figurenstück und Interieur gleichermaßen hineinragenden Bild größten Formats der Abteilung der Künstlergenossenschaft auf der 1. Allgemeinen Kunstausstellung in München 1926 den „Clou“ gegeben. Einige kleinere Bilder des Künstlers, z. B. ein Mädchenbildnis mit ausgezeichnet gemaltem Pelzwerk und ein frisches, anmutiges Gartenstück, bestätigten den Eindruck, den jeder unbefangene Kunstfreund gewann, daß die Münchner Künstlerschaft und die Münchner Kunst in Gerhardinger eine ihrer fähigsten Kräfte besitzt und, wenn er nur will, auch eine Entfaltung an neuen Ufern verheißende und ihrer Aufgaben sich klar gewordene ausgesprochene künstlerische Persönlichkeit.



Selbstbildnis des Künstlers

Die Landstraße

Novelle von Gustav Renke

Wenn der Mesner von Maria Luschari die Spitze eines Wallfahrtszuges aus dem Walde treten sah, begann er am Glockenstrang zu ziehen. Das Hämmern des etwas harten Glockentones flog dann als freundliche Begrüßung über die steilen, von Almrosen durchbluteten Weidenhänge hinab zu dem Saum der wipfelbewegten Fichten, aus denen der behutsam zur Höhe kreisende Weg vorbrach. Eine gute Viertelstunde ging es noch vom Waldsaum zur Kirche hinauf, und diese Viertelstunde läutete der Mesner getreulich aus. Unterdessen rüsteten im Mesnerhause, das zu einer stattlichen Gastwirtschaft erweitert war, die Mesnerin und ihre beiden Töchter Tische und Stühle, schlugen ein Faß Bier an, zogen Wein in großen Doppelliterflaschen ab und stellten das in Krauthäfen tief versenkte Geselchte über das Feuer. Rund um die Kirche weckten die Töne der Glocke quellfrisches Leben wie der Stab Moses, da er in der Wüste an den Felsen schlug. Kleine Bretterbuden standen dort, mit unterschiedlichem Kram angefüllt und herrenlos, so daß ein unredlicher Mensch hätte nehmen können, wonach er gerade begehrte. Ein sonnenfauler Kater hockte blinzelnd auf einer Steinplatte des Weges, und ein fürwitziger Apollofalter zitterte blütensuchend über dem trügerisch bunten Allerlei der Buden. Hie und da klirrte der lustige Bergwind spielerisch in den leise schaukelnden Glaskettlein und Rosenkränzen, und aus der Taltiefe, die von einem hellblauen Dunst verschleiert war, kam die gedämpfte Musik der stürzenden Wildwässer.

In diese Ruhe sprudelte alsogleich geschäftstüchtiges Leben, wenn der sorgsam ausschauende Mesner die Glocke zum Gruße der nahenden Wallfahrerschar singen ließ. Aus einem der frei um die Kirche gewürfelten Gebäude hasteten die Besitzer der Buden. Die Betbüchelthres riß vor ihrem Stand die Sonnenplache weg, die verhindern sollte, daß all die schönen Hefte, Büchlein und Bilder vom starken Höhenlicht ausgebleicht würden. Der Rosenkranznaz schob seine Ware je nach Preis und Größe in Abteilungen auseinander. Die Lebzeltenstandlerin ließ alte, schon etwas ausgedörrte Stücke verschwinden und ersetzte sie durch neue, auf denen der Zuckerguß brennender Herzen und säbelzückender Reiter hell wie gefrorener Mondschein glänzte. Der Wachszieher aber tat einen forschenden
Blick über die Alpweiden hinab zum W
wo sich die Prozession mit der feierlich fl
ternden Kirchenfahne langsam heraufschlä
gelte. Leuchteten grellfarbene Frauenkleid
durch das herbe Grün der Bergwiesen, da
waren es Windische (Südslawen), die kam
Die hatten hauptsächlich Bedarf an wä
sernen Nachbildungen menschlicher Körp
teile. Der Weg aus dem windischen La
zum Gipfel des Luschariberges war w
und wurde nur ernsthafter Gebrechen u
Krankheiten halber unternommen. An wä
sernen Herzen, Beinen, Armen und Finge
war immer Bedarf. Wies der nahende Z
aber dunklere Farben auf, dann naht
deutsche Wallfahrer aus Kärnten oder Sa
burg. Die gingen, wenn sie ein körperlich
übel plagte, lieber zum Arzt, vertraut
hingegen der Mutter Gottes von Lusch
Viehschäden, Schutz des Hauses vor Nat
gewalten und Sorge um die Ernte
Wächserne Kühe, Kälber und Schwei
Sankt Floriane mit unerschöpflich ström
den Wassertübeln und Feldfrüchte aller
waren in diesem Falle sehr beliebt. V
jungen Personen beider Parteien a
wurde immer wieder eines begehrt, u
demgemäß hatte der Wachszieher davon a
einen ansehnlichen Vorrat: Herzen
grausam durchbohrendem Pfeil. Denn
irdische Liebe, welche von der himmlisch
Erfüllung erhoffte, war bei Deutschen u
Windischen in gleichem Maße verteilt.

Es war dazumal ein Sommer, der
glashellen Morgenstunden, geheimnisv
träumender Mittagschwere und grünsei
nem Abenddämmern über die Berge gi
Die hohen Grate und Zacken der Julisch
Alpen hatten längst ihre Silbermäntel
gelegt, nur aus schattigen Runsen u
Schluchten tasteten hartgeballte Lawin
zungen zu den flimmernden Geröllfeld
nieder, und der zersägte Block des Jof
Montasio wies der Grenze zwischen ital
nischem und deutschem Lande den Weg.

Wenngleich es nicht in die Begebenheit
dieser jedem Weltgeschehen fernen Geschich
gehört, mag hier erwähnt sein, daß z
Jahre später über die riesige Sperrma
des Montasiogrates italienische Grana
heulten und das Gotteshaus auf dem Gip
des Luschari mit den umgebenden Gebä
den in Trümmer rissen, daß ferner f
Jahre nachher in den deutschen Tälern ru
um den Wallfahrtsberg die Trikolore I
liens wehte.

Die Spitze des Wallfahrtszuges hatte die kleine Siedlung um die Kirche erreicht, und der Mesner ließ den Glockenstrick fahren, um sich mit erhöhtem Eifer seinem Wirtsgeschäfte zu widmen. Aus dem Walde ameiselten die letzten Nachzügler emsiger hervor, um das verheißungsvolle Stück Weg über die baumlosen Hänge zu bewältigen. Die Sonne stand hoch im Mittag und holte durch ihre nun unbehindert niederflirrenden Brandpfeile ein, was ihr bisher der Waldweg an flammendem Schabernack verwehrt hatte. Einige Boshafte des Vortrupps schwenkten von oben, auf der Terrasse des Wirtshauses stehend, volle Bierkrüge gegen die Nachhut, was ein auffälliges Beschleunigen der Gangart zur Folge hatte.

Im breitgekegelten Schatten einer Wettertanne aber lag einer, auf den weder das nun verhauchende Echo der Glockenklänge noch die topasglänzenden Bierkrüge irgendeine Wirkung auszuüben vermochten. Neben sich hatte er einen Plutzer liegen, der nicht mit eitel Quellwasser gefüllt sein mochte, und von einem Stücke kalter Polentamasse schnitten die breiten, blinkenden Zähne halbkreisrunde Bissen ab. Der Mensch freute sich, daß nun nach dem schnaufenden Singsang der Prozession und dem Tripptrapp der vielen Füße wieder Ruhe war. Neid gegen die Leute, die vielerlei Labung des Körpers und der Seele am Gnadenort entgegengingen, war keineswegs in dem sonnverbrannten Gesicht des Mannes unter der Wettertanne, aber wie Spott hatte es doch manchmal um die Mundwinkel gezuckt, wenn er den Eifer der Emporkrabbelnden beobachtete. Als nun, lange nach den letzten der Prozession, ein einzelnes Frauenzimmer aus dem Waldweg in den Sonnenglast der Almwiese trat und den nahen Anblick der Kirche mit einem raschen, stillgeflüsterten Gebet begrüßte, konnte der Beschauliche im Schatten ein leichtflatterndes Spottwort doch nicht verhalten. „Jetzt mußt noch durchs Fegefeuer, bevor daß du beim vollen Bierkrug sitzest."

Die so unvermutet Angerufene sah ihn mit einer stillen, feinen Bewegung des Kopfes an. „Wenn's Fegefeuer nicht schlimmer ist, hab' ich vor dem Sterben keine Angst. Und nach dem Bierkrug verlangt's mich nicht."

„Was willst denn nachher oben?"

„Beten halt." Sie tat zwei zögernde Schritte aus den letzten, spitzen Wipfelschatten auf die Wiese.

„Magst für mich auch beten?" rief er ihr lustig nach.

Sie wandte sich noch einmal und blickte ernsthaft zu ihm.

„Wenn du's nötig hast, tu' ich's gern."

„Wohl hab' ich's nötig, denn selber kann ich's nicht und wüßt' auch keinen in der Welt, der's für mich tät'."

Sie nickte, ohne daß er aus diesem Nicken eine Abweisung oder Gewährung entnehmen konnte, und ging ihres Weges weiter. Der Bursch unter der Tanne sah ihr nach, wie sie bedachtsam und gleichmäßig den Hang emporstieg mit den Schritten eines Menschen, der das Gehen auf steilem Bergpfad gewohnt ist. Die langen, schwarzseidenen Bänder ihres Hutes, der mit dunklen Stoffrüschen hoch aufgetürmt war, wurden vom Wind wie flatternde Wimpel hin und her bewegt. Aus dieser Art der Kopfbedeckung erkannte der Mann, daß die einsame Wallfahrerin aus einem Tale Oberkärntens stammen mußte, wo solche Hüte zur Landestracht des Weibervolkes gehören. ‚Schade,' dachte er. ‚Ein so liebes Gesichterl und dabei doch eine Knierutscherin und Betschwester.' Damit war die flüchtige Begegnung für ihn abgetan. Wenn er allen Menschen, die da oder dort seinen krausen Pfad kreuzten, hätte nachsinnen wollen, wäre er nie zu einem Ende gekommen. Er zermalmte mit seinen starken Kiefern das letzte Stück Polenta und nahm einen Schluck aus dem Plutzer. Dann barg er diesen in dem verschlissenen, an den Ecken durchgeschabten Rucksack, den er über die Achseln warf, und tauchte absteigend in den Waldschatten ein. Mühe eines beschleunigten Schrittes gab er sich nicht, denn ziellos wie sein ganzes Leben war auch der heutige Tag. Aus dem Zweiggeflechte brannten die roten Ziegeldächer des Dorfes, das noch tief unten lag. Dort gab es Herbergen für die Nacht, ohne daß diese Aussicht die Schritte des Dahinschlendernden beflügelt hätte. Denn er hatte wohl kein Geld, um sich in einem Gasthof eine kurzbefristete Heimstätte zu suchen. In seinem Rucksack knisterte noch ein Papiersäcklein voll Polentamehl — das hatte er sich drüben im Italienischen verdient. Auch der Tonplutzer war ihm dort mit Beerenschnaps gefüllt worden. Und Heuschupfen gab es allerorten, verstreut auf waldversteckten Almwiesen.

Über eine dieser Wiesen rieselte das mildere Licht der Sonne, die nur mehr handhoch über den Bergen stand. Der Schupfen war bis obenhin gefüllt mit Bergheu, und eine Quelle kicherte irgendwo in der Nähe aus dem Moosgestein hervor. Im Rucksack befand sich unter anderem auch eine eiserne Sterzpfanne. Die füllte der Landstreicher

halb mit Wasser, setzte sie über einen rasch errichteten Herd aus vier quadratisch aneinandergestellten Steinplatten und entzündete darunter ein rasch auflodernbes Feuer aus zusammengerafftem Dürrgeäst. Das Polantamehl schüttete er in das kochende Wasser, tat ein wenig Salz dazu und rührte nun die Masse so lange, bis die Körner aufquollen und aus dem Brei ein kräftig gestockter Fladen wurde.

Über dieser Beschäftigung war es mählich Abend geworden. Der Wald stand wie eine schwarze Wand rings um die noch matt erhellte Wiese. Mit dem Verschwinden der Sonne hatte der Himmel eine grün verblassende Farbe angenommen, von der sich die bleigrauen Grate der Berge scharf abhoben.

Der Einsame vor der Heuhütte wollte seine säuberlich ausgelöffelte Sterzpfanne auch an der Unterseite von der Brandschwärze des Feuers reinigen, ohne auf der Wiese den dazu nötigen Sand zu finden. Deshalb begab er sich die wenigen Schritte durch den Wald zum Hohlweg zurück, durch den er abgestiegen war und der scharfkantige Steinchen in Menge aufwies. Als er eben im besten Reiben und Scheuern war, brach die nachtverträumte Stille vor dem Hall rascher Schritte entzwei. Das junge Weib von heute mittag kam den Weg herab und fuhr erschreckt zusammen, als es plötzlich die Stimme des Mannes traf, der am Wegrand zu einem dunklen Klumpen zusammengeballt saß und bei eiligem Gehen auf dem nur mehr schwach kenntlichen Pfad wohl zu übersehen war.

„Hab' keine Zeit, oben zu übernachten," antwortete sie auf seine Frage. „Ein bissel verspätet hab' ich mich auch, und bis ins Dorf wird's wohl noch eine gute Stunde sein."

„In der Stunde fällst du zehnmal hin und brichst dir Füße und Arme. Denn wir haben Neumond, und in einigen Minuten ist's so finster, daß man nicht die Hand vor den Augen sieht. Übrigens — hast du für mich gebetet?"

Er fühlte, daß sie ihn starr und streng ansah, ohne mehr von ihr zu gewahren, als die Helligkeit ihres Gesichtes.

„Freilich hab' ich für dich gebetet. Hast's wohl notwendig. Und jetzt gute Nacht."

Er sah ihren abwärtsgleitenden Schatten mit dem Dunkel des Waldes eins werden und hörte ihre sich entfernenden Schritte. Die Sterzpfanne hielt er in der einen Hand, das Büschel Reisig, mit dem er das Metall gefegt hatte, in der andern. Eine Starrheit jäher Beglückung hielt ihn in dieser Stellung fest. Ihre Worte hatten wie ein lichtes Wunder in die Unstetheit seines Stromerdaseins geleuchtet. Ein fremder Mensch war da des Weges gegangen, durch nichts ihm verbunden, von ihm mit der Bürde einer spöttisch gemeinten Aufforderung belastet und hatte doch diese Last bis vor den Altar der Gottesmutter getragen. Wie ein Blitz furchte seine Erinnerung lange Jahre ruhelosen Wanderns zurück, erfolgreicher oder hinausgeprügelter Bettelei, lässig hingeworfener Arbeitsmöglichkeit. Mit ihm gelacht, mit ihm getollt, mit ihm strohfeuerschnell geliebt — da und dort so viele, so gleichgültige.

Für ihn, an ihn gedacht über den kargen Augenblick niemand.

Für ihn gebetet? Die Mutter, damals — — undenkbar lang war es her.

Er ließ die Sterzpfanne in die Steine rasseln und sprang den holperigen Weg hinab. „He! Du! Dirndel! Wart' ein bissel!" Der Wald gab Echo und irgendwo schwirrte ein Nachtvogel auf.

Hundert Schritte tiefer traf er sie wieder. Sie stand ratlos an einer Teilung des Weges und wandte sich rasch, als freue sie sein Kommen, zu ihm. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich da recht geh'."

Etwas atemlos stieß er ihr die Frage entgegen: „Ist das wirklich und wahrhaftig so, daß du für mich gebetet hast?"

„Ein Närrischer bist du. Aber wenn ich's gesagt hab', wird's wohl so sein müssen."

„Sag' mir das, wie du gebetet hast."

„Das ist doch nicht schwer zu erraten. Sitzt da ein Mensch am Waldrand, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß er ein Landstörzer ist, der für den Glauben nur Spott hat. Da sagt man der Gottesmutter halt, sie soll sich um den verlaufenen Menschen annehmen, ihm eine Heimstatt weisen und vor neuem Abirren behüten. Jetzt weißt es und jetzt sag' mir, welcher Weg ins Dorf führt."

„Wie soll ich das wissen? Ich bin hier auch zum erstenmal."

„Dann werd' ich also aufs Geratewohl gehen müssen."

„Ich tät's nicht raten. Der Berg hat Schluchten und Wände, und die Nacht ist finster."

„Wenn ich nicht mehr aus weiß, bleib' ich sitzen bis zum Morgenlicht. So eine warme Julinacht wird wohl zu überdauern sein."

„Ich könnt' dir ein Nachtlager weisen, wenn du mir vertrauen wolltest."

Er fühlte durch die Dunkelheit hin ihren ablehnenden Blick.

„Dir vertrauen — wenn ich viel Geld da hätt', tät' ich's nicht."

„Ein Räuber bin ich nicht," fuhr er auf.

„Kann sein, kann auch nicht sein. Aber was für ein Nachtlager meinst du? Auf den harten Boden kann ich mich auch allein legen."

„In einer Heuhütte hab' ich mich eingesiedelt."

„Im Heu ist gut liegen — wenn man allein ist."

„Ich tu' dir nichts, dir nichts. Weil du — für mich gebetet hast. Und wenn du willst, leg' ich mich vor der Hütte ins Gras."

„Das darf ich nicht begehren. Aber trauen will ich dir. Also führ' mich."

„Ist gleich oben auf der Wiese. Komm mir nur nach, Dirndel."

„Ein Dirndel bin ich nicht, sondern eine Frau."

Sie stiegen schweigend den Hohlweg wieder empor. Nach der Sterzpfanne suchte er in den Dunkelheit vergebens, aber die Wiese leuchtete doch durch die schwarze Masse des Waldes, als strahle sie jetzt tagsüber empfangenes Licht in zarten Wellen wieder aus. Klotzig und gestaltlos stand in ihr die Heuhütte wie ein in den Boden abschießender Schlund. Als sie vor ihr standen, ließ die Frau ihr Bündel zu Boden gleiten und setzte sich in das Gras, den Rücken an die Hüttenwand gelehnt.

„Etwas essen muß ich noch. Ich hab' mir's auf den Abend im Dorf aufsparen wollen. Wenn du hungrig bist, kannst mithalten." Sie schob ihm ein Stück Speck und Brot in die Hand.

„Man will doch wissen," begann sie nach einer Weile, „mit wem man es zu tun hat. Aus dem Land hier bist, aber doch hast was Fremdes in der Sprache."

„Das kommt davon, weil ich viele Jahre auswärts war. Da haben andere Sprachen dreingeredet und die Muttersprach' verschandelt."

„So weit bist herumgekommen?"

„Ja," sagte er, mit vollen Backen kauend. Er tat sich keinen Zwang der Zurückhaltung an, denn dieses körnige Bauernbrot und der rauchschmeckende Speck war etwas, das ihm lange, so lange fremd gewesen war. Aus dem Geschmack der Zunge wandelte sich die Erinnerung an alles, was einstens war. Und dieses Aufwachen grob zurückgestoßener Gefühle überflutete den harten Gegenwartsmenschen mit einer weichen, fast sentimentalen Stimmung.

„Wenn du mir nicht sagen willst, wer du bist," ließ sich die Frau vernehmen, „dann läßt es halt bleiben."

„Ich sag' dir's schon. Andreas Lassing heiß' ich und bin aus Sankt Veit. Vor zehn Jahren bin ich fort von daheim, wie die Mutter gestorben ist. Der Bruder hat das Geschäft und die Werkstatt übernommen — eine Tischlerei war's — und ich hab' nicht als Geselle bei ihm arbeiten wollen. Werd' wohl auch unstetes Blut gehabt haben, das hat mich fortgetrieben."

„Und jetzt willst wieder heim?"

„Nein. Nur grad' so durchwandern durchs Land. Nach dem Norden möcht' ist einmal. Zehn Jahre im Süden ist mir genug."

„Warst in Italien?"

„Bis ganz hinunter, wo der Feuerberg Ätna ist. Da hab' ich noch Arbeit gesucht und gefunden. Dann aber bin ich ins Nichtstun gekommen. Neugierig war ich, wie's in Afrika ist — da hab' ich mich in der Fremdenlegion anwerben lassen. Hart genug war's — ein Jahr geschunden in der Wüstenhitze, ein paar Monate malariakrank. Da bin ich durchgebrannt. Eines hat mir geholfen: schön blasen kann ich auf der Mundharmonika. Die Beduinen sind rein verrückt gewesen von der Musik, und so hab' ich mich durchgeschlagen." Er brach jäh ab.

„Weiter! Was war dann?"

„Ich erzähl' nicht weiter," sagte er trotzig. „Es klingt vieles, als wär's erlogen und aufgeschnitten. Morgen bei Tageslicht kann ich dir meinen Paß zeigen. Da kannst dann selbst lesen, wo ich überall war. Jetzt bin ich über den Balkan und längs der Küste wieder in die Berge gekommen."

„Und willst hier nicht bleiben?"

„Das Wandern liegt mir im Blut, und je knapper ich mich durchschlag', desto mehr freut's mich. Geh schlafen, Frau, ich richt' dir das Lager."

Er arbeitete und wühlte im Heu, während sie sinnend, die Hände über die Knie gelegt, dasaß. Als er von der Höhe des Schuppens wieder auf die Wiese niedersprang, sah sie, daß er seine Jacke abgelegt hatte. „Ich hab' sie dir als Kopfpolster hingelegt. Ist soweit sauber, und du liegst besser."

„Und du?"

„Ich schlaf' auf der drüberen Seite und grab' mich fest ins Heu ein. Das macht wärmer, als einem lieb ist. Jetzt geh und schlaf gut."

Er baute zwischen sich und sie eine unsichtbare Scheidewand, und sie empfand das. Wortlos stieg sie in den Schuppen hinauf und wuschelte sich dort im Heu ein. Mit einem Male aber kam noch ihre Stimme: „Gute Nacht, Andreas. Magst mir nicht die Hand geben?"

„Gute Nacht! — Herrgott, hast du eine weiche Hand. Du bist wohl nicht bei der Bäuerei?“

„Schneiderin bin ich.“

„Ah, darum. Und heißen tust?“

„Anna Leirer.“

„Also gute Nacht, Anna. Und ich dank' dir auch schön.“

„Für was denn?“

„Wenn du das nicht selbst weißt! — Daß du gebetet hast für mich.“

Eine Zeitlang blieb sie ganz still. Er dachte schon, sie sei eingeschlafen. Dann aber klang es nochmal, heimlich und zögernd, als verrate sie ein Geheimnis. „Jetzt bet' ich wieder für dich. Daß du seßhaft wirst unter den Menschen, zu denen du gehörst.“

Darauf antwortete er gar nichts. Er lag, den Kopf in die Hand gestützt, im Grase vor der Hütte, und es war sehr still um ihn und in ihm. So wie in einer der vielen Wüstennächte, die er schon im Freien verbracht hatte, über sich die Sterne und rings in der Weite die wesenlos verschattende Unendlichkeit. Dort die Wälle, Gruben und Flächen von Sand, hier die zu schwarzer Masse geballte Einheit der Gebirgslandschaft. Im Grunde war es ja doch das gleiche, und die äußere Form der Erscheinung war zum Nichts geworden in dem Dunkel der Nacht. Irgendwelches Wünschen, aufgejagt durch die Nähe der schlafenden Frau, blieb stumm.

‚Es ist nicht immer so gewesen,‘ dachte er. ‚Nein, noch nie ist es so gewesen. Aber warum?‘

Er grübelte dem nach, die stützende Hand sank nieder, der Arm wurde zum Kissen. Andreas Lassing spürte noch, wie der Tau spinnenleicht über Gesicht und Arme zu rieseln begann und schlief dabei ein.

⋆

Als er erwachte, geschah es von dem Lärmen der Vögel in Busch und Baum. Es tagte über den Felshäupten der Julischen Alpen, in den bunten Farbenstreifen des Morgens stand der Gipfel des Mangarts grau und groß wie ein ungeheurer Römerhelm. Das Kärntnerland erwachte; an die silberne Glocke der Hochalmspitz schlug der junge Tag mit einem goldenen Stäbchen aus Sonnenstrahlen, die Täler dampften Frühnebel auf und von den waldkrausen Hängen der Berge floß das Licht in breiten Strömen zur Tiefe nieder. Über der Waldwiese lag der glitzernde Glasschleier des Taues, an den von Halm zu Halm gespannten, leise zitternden Spinnwebfäden hing er gleich einer Brücke aus winzigen Sonnenkugeln, und alle Zweige waren seines Segens voll. Die Luft war herb und stark wie alter Wein, und von den Eisfeldern des Montasio kam ein leichter Wind, der aus den taunassen Zweigen einen gedämpften Regentropfenfall zur Erde zwang.

Andreas, der Landstreicher, richtete sich auf und sah die Hütte vor sich, unter deren niedrigem Dach das Heu in Büscheln hervorquoll. Auf einem Querbalken standen die Schuhe der fremden Person, von der er nichts als den Namen und daß sie Frau war, wußte. Sogleich kauerte ihm wieder die Frage ins Genick: warum?

Warum hatte er hier auf der Wiese geschlafen, statt ins Heu zu steigen und von der Fremden Besitz zu nehmen? Der Mann war in allem, was die Liebe betraf, eine sehr unproblematische Natur. Das Weib auf seinen Wanderfahrten, in den Hafenstädten, in Herbergen an der Straße, hatte ihn gelehrt, die Liebe nicht anders zu nehmen als Essen und Trinken. An diese mühelose Ausdeutung des großen Wunders gewöhnt, fand er auch jetzt eine sehr bequeme Erklärung: „Ich habe einfach keinen Appetit gehabt.“

Aber zufrieden war er mit dieser Erklärung nicht. Ein Ungelöstes war noch immer in ihm.

Er stellte seinen Hafen, den er wiedergefunden und gereinigt hatte, mit Wasser gefüllt, über das neu entzündete Feuer und holte aus dem Rucksack eine Mischung getrockneter Würzkräuter, wie er deren stets zur Bereitung eines Morgentees zu sammeln pflegte. Seiner anspruchslosen Natur genügte dieser duftende, aber inhaltlose Trank stets, um das Gefühl der Nüchternheit am Morgen zu übertauchen. Ob die Anna Leirer damit zufrieden sein würde, war eine andere Frage. Aber er hatte in Gottesnamen keine Kondensmilch, Butter und Marmelade bei sich.

Während das Feuer die Dürräste zersplitterte und die vom Hafen niederrieselnden Tropfen in der Glut verpufften, holte der Landstreicher aus der Rocktasche seine Mundharmonika und begann zu blasen. Das gehörte bei ihm zum Frühstück wie bei anderen Leuten Brot und Butter. Es gab kaum etwas in der Welt, zu dem er in ein innigeres Verhältnis getreten wäre als das Instrument, das in der Hand von Kindern und selbst Erwachsenen zumeist nur ein Gefäß regellos hervorquäkender und durcheinander gewürfelter Akkorde darstellt. Andreas Lassing hatte der Mundharmonika allerletzte Feinheiten abgezwungen, wußte die Lippen so spitz und zierlich zu setzen, daß er aus einer einzigen der kleinen, vier-

eckigen Schallöffnungen einen klaren Ton hervorbringen, ja sogar zum Triller steigern konnte.

Damit begann er auch jetzt. Mit einem fast gehauchten, spitzfeinen Einzelton begann er, ließ diesen in gleichmäßigem Anschwellen stärker werden, zum Triller emporjauchzen, um dann plötzlich dem frohen Zwitschern durch einen geschickt verbundenen Baßton eine feste, ernsthafte Grundlage zu geben. Aus dem Baßton wurde ein Choral, dessen Feierlichkeit aber nichts Tragisches besaß, sondern durch leichte, harmonische Gegenbewegung eine fast graziöse Färbung erhielt. Zum Ende stampfte die Mundharmonika in einem derben Marsch daher, den Andreas in der Fremdenlegion gelernt hatte. Die alte, galgenhumoristische Weise begeisterte den ehemaligen Legionär so, daß er flugs das Instrument absetzte und das Lied mit seiner etwas kratzigen Stimme zu singen begann, dazu mit den Stiefelhacken begeistert im Grase trommelnd:

„Nous sommes les braves soldats de la légion étrangère.
Nous n'avons pas une patrie, n'avons pas une maison."

Die Wallfahrerin von Maria Luschari mußte davon erwachen; sie streckte den Kopf, in dessen verzausten Haaren Heuhalme und verdorrte Blüten hingen, unter dem Dach der Hütte hervor und unterbrach den Sänger mit einem Gutenmorgengruß. „Das gibt einen schönen Tag, wenn er schon mit Singen anhebt."

„Singen tu' ich auch, wenn's regnet oder schneit."

„Bist halt ein Kärntner, daß dir die Musik so im Blut liegt."

„Gar nichts bin ich. Nous n'avons pas une patrie," trällerte er vor sich hin.

„Was heißt das?"

„Ist ein Lied, das sie in der Fremdenlegion beim Marsch gerne singen. Wir sind die tapfern Krieger von der Fremdenlegion, wir haben keine Heimat und kein Vaterhaus. Und so weiter!'"

„Du, das ist aber ein trauriges Lied. Wie kann einer keine Heimat haben? Und sich damit noch prahlen?"

„Das ist einmal so bei diesen Leuten. Und jetzt komm herunter, Dirndl."

„Ich hab' dir schon gestern gesagt, daß ich eine Frau bin."

„Dann ist dein Mann aber schön dumm, daß er so ein sauberes, junges Weiberl allein wallfahrten gehen laßt. Wenn zum Beispiel ich heut nacht hätt' schlimm sein wollen . . ."

„Bist es ja nicht gewesen." Sie errötete. „Mein Mann aber ist seit ein und einem halben Jahre tot."

„Da bist zur Maria Luschari gegangen, um einen Neuen bitten!"

„Über solche Sachen spottet man nicht."

Sie holte die Schuhe vom Querbalken und warf sie auf die Wiese. Dann ließ sie sich vom oberen Rand der Hütte niedergleiten. Er sprang hinzu und hob sie, ehe sie noch den Sprung ins Gras hinab tat, auf den Boden und hielt sie einen Augenblick länger, als es notwendig gewesen wäre, in den Armen. Und weil ihr Gesicht seinem so nahe war, küßte er sie rasch auf die Wange.

Die Frau tat, als sei nichts vorgefallen. Sie wies auf den Hafen, in dem eben das Wasser zu sieden begann.

„Was willst da kochen?"

Er warf die getrockneten Kräuter in das Brodeln. „Zufrieden wirst nicht sein — ein Tee aus allen möglichen Pflanzen, nur die richtige Teepflanze ist natürlich nicht dabei. Und zum Essen hab' ich noch ein Stück altes Brot im Sack."

„Ich hab' schon noch mehreres in meinem Bündel."

„Lustig ist's," sagte sie plötzlich mit hellem Auflachen. „Jetzt hab' ich vergessen, wie du heißt."

Er nannte seinen Namen. „Ich aber hab' die Anna Leirer nicht vergessen. Und Schneiderin bist, nicht wahr? War dein Seliger schon bei dem Gewerb?"

„Nein! Gebauert hat er. Eine Keuschen — ein kleines Bauernhäusel — haben wir gehabt und etliche Joch Land. Man hätt' leben können davon, wenn der Mann nicht allweil krank gewesen wär'. Aber so — recht armselig ist's gegangen. Da hab' ich das Schneidern gelernt und nebenbei was verdient. Wie er dann gestorben ist, hab' ich das Land verpachtet und nur die Keuschen behalten. So bring' ich uns halt jetzt durch."

„Uns?"

„Ja, das Kind und mich." Als verstünde sie, daß er noch mehr wissen wollte. „Ein Bub ist's, drei Jahre, Jokele heißt er. Und so lieb! Blonde Locken auf dem Köpferl über und über und Schwarzkirschenaugen im Gesicht. Sprechen tut er auch schon."

„Jetzt weiß ich viel von dir, Anna. Nur wo das alles ist: die Keuschen, die Felder und der Jokele, das möcht' ich noch gern wissen."

„Neugierig bist nicht. Na, 's ist ja kein Geheimnis: am Ossiachersee, Burg heißt man's, ist eine Ortschaft von etwa sechs

Häusern und eine gute Viertelstunde von der Bahnstation Bodensdorf entfernt. Bist jetzt zufrieden oder möchtest meinen Taufschein sehen? Ich hab' ihn zufällig da im Bündel."

Der Landstreicher überhörte den Spott. Er schüttete den Rest des Tees mit den aufgequollenen Blättern ins Gras, barg den Hafen im Rucksack und trat das noch glimmende, versterbende Feuer aus.

„Alsdann gehen wir, wo unser Weg so lang zusammenläuft." Er sah ihren erstaunten Blick. „Ja, das hast auch schon vergessen, daß ich aus Sankt Veit bin. Da muß ich doch geradenwegs am Ossiachersee vorbei."

Als sie aber schon eine halbe Stunde talab gestiegen waren, nun am unteren Rande des Waldes standen und hinter flacher auslaufenden Wiesen die hellen Häuser des Dorfes Saifnitz vor sich sahen, blieb Andreas plötzlich stehen. „Öha! Jetzt hab' ich aber eins vergessen." Seine Stimme klang so rauh und hart, so gänzlich verändert, daß ihn die junge Witfrau erstaunt ansah. „Ja, vergessen hab' ich eins: mit einem Vagabunden wie mir wirst nicht auf der Straßen gehen wollen."

„Du bist gut gewesen zu mir, hast mir ein Nachtlager verschafft — da werd' ich mich deiner nicht schämen."

„Der nächste Gendarm wird mich um die Ausweispapiere fragen. Das sag' ich dir im voraus."

„Zeigst sie ihm halt."

„Und dich fragt er auch, wenn du mit mir gehst."

„Hab' eh' meinen Trauschein da."

„Mir kann's recht sein," brummte er und setzte den Weg fort. Aber als sie so dahingingen, Seite an Seite über die Wiesen talab, fing die Frau hie und da einen verstohlen huschenden Blick des Landstreichers auf. Einen Blick, in dem Staunen und Rührung zugleich lag, Dankbarkeit aber auch für ein unerwartetes Geschenk. Sie verstand alles: der da war von der Unstetheit seines Wesens seit Jahren herumgejagt worden, verprügelt, ausgestoßen, überall verdächtigt, von der Polizei aller Länder überwacht. Und da war jetzt eine, die sich ihm allein nachts anvertraut hatte, die sich am hellheiteren Tag nicht scheute, mit ihm zu wandern. Gar zum Fürchten sah er freilich aus: das Hemd, unsagbar schmierig und zerfetzt, auf der erdbraunen Brust, der ungepflegte Bart rund um das Kinn, während die Oberlippe nur einen leichten Flaum hatte. Aber gute Augen hatte der Mensch. Augen eines Hundes, der von allen Schwellen geprügelt wird, listig und bissig geworden ist und dabei doch dem dankbar, der ihm einmal den struppigen Kopf streichelt.

In ihrer offenen Art sagte sie es ihm gerade heraus: „Schön bist nicht, Andreas."

„He? Wie?" fuhr er auf.

„Nicht schön bist. Hast kein sauberes Hemd mehr im Rucksack? Vielleicht auch gar eine Bartscher' oder Rasiermesser?"

Sie sah, wie es in ihm zuckte, ein rasches: ‚Wenn ich dir nicht schön genug bin . . .' Aber er sprach es nicht aus, kannte sie jetzt wohl schon so weit, um den sanften Vorwurf nicht als Ablehnung aufzufassen.

„Was hast da für einen seltsamen Stock?" fragte sie weiter, als er schwieg.

Er hielt ihr den Stock vor die Augen. Es war ein in Spiralen gewundener Stab, unten mit einer Eisenspitze, aus rotbraunem Holze kunstvoll gedrechselt, am Griff mit vielerlei merkwürdigen Zeichen versehen.

„Das ist der Stock des ewigen Juden," sagte er leichthin.

„Nein, ernsthaft, Andreas."

„Also, wenn du's wissen willst. Der Stock ist aus dem fernen Arabien, und ich hab' ihn auf sonderbare Weise gekriegt. In Tougourt war das, einer Oase am Rand der Wüste Sahara. In der Nähe war ein Lager wandernder Beduinen, und das hab' ich mir ansehen wollen. Knapp vor dem Lager spielen ein paar braune, nackte Kinder im Sand. Wie sie mich sehen, auf und mit großem Geschrei davon. Plötzlich zerspringt das Trüpplein, als sei eine Granate hineingefahren. Nur ein Kind bleibt stehen, schreit laut und halt' sich das linke Bein. Wie ich hinkomm, seh' ich's — eine Cerastes hat es gebissen."

„Was ist das — eine Cerastes?"

„Eine sehr giftige Schlange. Graubraun wie der Wüstensand, halb vergraben darin, so daß nur der häßliche Kopf herausschaut. Wer von ihr gebissen wird und nicht gleich Hilfe bekommt, ist in einigen Stunden tot. In der Legion haben wir gelernt, was man gegen Schlangenbisse machen muß. Ich nehm' also das Bübel in den Arm, halt' es fest und schneide die Wunde auf, unterbinde sie, brenne sie aus — was man halt machen muß in solchen Fällen. Dann trag' ich den Kleinen in das Lager. Denk' dir — es war grad' der Sohn vom Scheik — das ist der Oberhäuptling. Zuerst haben mir die Leute an den Kragen wollen, weil sie gedacht haben, ich hätt' dem Kind was getan, aber dann haben sie sich beruhigt, wie die andern Kinder erzählt haben, was passiert ist. Die Beduinen glauben, daß jeder verloren ist,

der von einer Cerastes gebissen wird. Und wie sich das Bübel dann richtig erholt hat, haben sie mich für einen großen Zauberer gehalten. Du, da ist's mir gut gegangen bei den braunen Menschen. Essen und trinken, soviel ich hab' wollen, und wie ich dann abends auf der Mundharmonika geblasen hab', sind sie völlig närrisch gewesen. Ist dann die Nacht gekommen — ich hab' natürlich ein eigenes Zelt gekriegt. Wie ich schlafen gehen will, liegt auf dem Lager schon ein sauberes Mädel."

„Aber geh! Jetzt schneidest du auf."

„Bei Ehr' und Seligkeit nicht. Das ist dort so Sitte und gehört zur Gastfreundschaft. Man darf's nicht ausschlagen."

„Wird dir nicht schwer gefallen sein," meinte sie spitz.

„Nein, wahrhaftig nicht. Also daß ich weiter erzähl' . . ."

Aber da war schon der Gendarm, den Andreas Lassing prophezeit hatte. Selbstverständlich hielt er das ungleiche Paar an. In des Stromers Paß blätterte er lange und umständlich, der Witfrau Trauschein sah er nur flüchtig an, zumal sie ihm auch den Beichtzettel von Maria Luschari zeigte. Dann nahm er das junge Weib am Arm und zog sie ein wenig seitab.

„Ich würd' mir's überlegen, mit einem so dahergelaufenen Kerl auf der Straße zu gehen. Warum fahren Sie nicht mit der Bahn?"

„Ist ein Gelöbnis, die Wallfahrt zu Fuß zu machen."

„Na gut, aber dann schütteln Sie den Menschen irgendwie ab. Oder soll ich ihn zurückhalten, damit er Sie nicht weiter belästigt?"

„Unterstehen's Ihnen!" rief sie empört. „Mit wem ich geh', schert niemand etwas. Seine Papiere sind in Ordnung, und alles andere geht Ihnen nichts an."

Der Gendarm knurrte was von leichtsinnigem Weibervolk und ging seines Weges.

„Siehst es jetzt," sagte Andreas traurig. „Schand' und Unehr' hast mit mir. Sagen wir uns Pfüat Gott und gehn wir auseinander."

„Jetzt grad geh' ich mit dir."

„Warum?"

„Damit du siehst, daß du noch immer soviel bist, daß dir ein Mensch vertraut. Wie ist das weitergegangen mit dem Stock?"

„Der Scheik hat ihn mir geschenkt."

„Und was hat's damit für eine Bewandtnis?"

„Ein Zauber ist darin." Er war nach der Begegnung mit dem Gendarm einsilbig geworden, grübelte sich in den Unterschied hinein, der zwischen ihm Ruhelosen und der fest in ihrem Boden und Beruf wurzelnden Frau lag. Zum ersten Male kam dem sorglosen Weltenbummler der Gedanke, wie wertlos eigentlich sein durch tausend Wunder des Erdballes hinschlenderndes Leben war, wenn alle Erfahrungen, alle Kenntnisse fremder Sprachen und alles im Fluge erhaschte Wissen nicht genügten, bei fremden Menschen nur das geringste Maß von Glauben an seine Person zu begründen. Um so wunderbarer kam ihm nun aber die Tatsache vor, daß die junge Frau an seiner Seite ihn sogleich ernst genommen hatte, als er ihr oben am Waldrand die spöttische Bitte getan hatte, ihn in ihr Gebet mit einzuschließen.

„Muß man dir jetzt die Worte aus dem Mund ziehen, Andreas?" sagte sie ungeduldig. „Ich möcht' die Geschichte von dem Stock weiter wissen."

„Sie ist nicht mehr lang," raffte er sich auf. „Einige Wochen hab' ich es im Beduinenlager ausgehalten, und wie ich weitergezogen bin, hat mir der Scheik den Stock geschenkt. Ein Wanderstock ist's, hat er gesagt, und ein Zauber ist dabei. Wer ihn führt, den treibt's von Ort zu Ort . . ."

„Das ist mir ein schönes Geschenk. Da ist ja ein Fluch daran."

„Mir war's schon recht. Ich hab' ja die Wanderlust in den Knochen gehabt und mir nichts Schöneres denken können, als all meine Tage hin immer zu wandern und Neues zu sehen. Und da wär' mir die zweite Eigenschaft des Stockes gut zustatten gekommen. Wer ihn trägt, der findet immer eine Herberg', immer einen Napf voll Futter und muß nie eigentlich Not leiden."

„Und stimmt das?"

„Ich kann mich nicht beklagen. Allerdings, ich bin bescheiden und komme mit wenig aus. So ist's mir denn auch nie gerade schlecht gegangen. Aber ich glaub', das hab' ich mehr meinem Mundharmonikaspiel als dem Stock zu verdanken."

„Ich tät' das unheimliche Ding aufheizen (verbrennen)!"

„Du ratest mir gut. Dann muß ich seßhaft werden, hat der Scheik gesagt, weil ich bei der Wanderschaft kein Glück mehr hätt'."

„Und du willst um keinen Preis seßhaft werden?"

„Die Welt ist so schön und groß, und ich hab' erst den kleinsten Teil davon gesehen!" rief er lustig und schwang den Ahasverstock im Kreise. Sah dabei nicht, daß eine rasche, scheu behütete Traurigkeit über ihr Gesicht schattete.

Die Sonne hing in der Mittagshöhe. Da



Am Fenster. Gemälde von Prof. Carl Hofer

(Ausstellung der Akademie, Berlin)

drängten sich Häuser an die Straße und in der Ebene stach ein spitzer Kirchturm auf.

„Villach ist das," sagte Anna. „Da bin ich bei einer Tante zum Mittagessen und — da mußt halt doch irgendwo auf mich warten."

„Aha, vor der Verwandtschaft schämst dich meiner doch. Ich kann dir's nicht übelnehmen."

Sie kämpfte den schwersten Kampf in den Stunden, seit sie den Menschen kannte. Die Wahrheit war es eigentlich, was er sagte — vor der Tante, einer spießbürgerlichen Kleinstädterin, die sich stolz Beamtenwitwe nannte, weil ihr Seliger Briefträger gewesen war, konnte sie doch nicht mit dem Stromer erscheinen. Zu viel Äußerliches sprach dagegen. Anderseits aber war ihr, als ob ihr die Mutter Gottes von Luschari an diesem Menschen ein gutes Werk übertragen hätte. Anna Leirer war uneins mit sich, wie kaum jemals in ihrem Leben. Endlich entschloß sie sich zu einem Zwischending, wollte die Entscheidung dem Zufall überlassen.

„Wir machen es so: um Schlag eins stehst du unten vor der Haustür, Khevenhüllergasse drei, und wartest. Begleitet mich die Tante vor die Tür oder schaut sie mir vom Fenster nach — gut, dann sieht sie dich. Ich bin ein freier Mensch und kann tun, was ich will. Sieht sie dich nicht, ist's auch recht."

*

Aber die Tante, von der Gicht geplagt, begleitete Anna weder vor die Haustüre, noch sah sie ihr vom Fenster nach. Dennoch stand die junge Frau eine Zeitlang ratlos und unsicher in der Gasse, schaute auf und ab und dachte schon, Andreas sei gekränkt oder ihrer überdrüssig allein des Weges gezogen. Und hätte sie in der Hand des Mannes, der ihr gegenüber unter einem Haustor stand und ihr Suchen lächelnd verfolgte, nicht den arabischen Stock bemerkt, so hätte sie den Landstreicher gar nicht wieder erkannt.

„Woher hast denn nur das Geld gehabt für das neue Hemd?" fragte sie zweifelnd, als sie selbander den Hauptplatz hinabgingen.

„Da und dort verdient mit Musizieren. Einen Notpfennig muß man immer bei sich haben."

„Und neue Schuh!"

Es waren zwar nur Sandalen, zu richtigen Schuhen hatte der Notpfennig wohl doch nicht gelangt. Aber das wollte sie ihn nicht merken lassen.

„Der Bartscherer wird eine Plag' gehabt haben!" bemerkte sie, ihn weiter musternd. Dann lachte sie plötzlich. „Das ist jetzt lustig, Andreas. Hin und hin übers ganze Gesicht bist du braun wie ein Indianer, nur dort, wo der Bart gestanden ist, weiß wie ein Stadtfräulein. Aber sauber ausschauen tust. Das Beduinenmädel hätt' jetzt doppelte Freude an dir."

„Laß mich mit der in Ruh. Sie hat nach Zwiebeln und ranzigem Fett gestunken."

Mit einem Male wurde sie ernsthaft. „Mir zuliebe hast dich so schön gemacht?"

„Freilich! Oder glaubst wegen den Gendarmen?"

Mehr sagte er nicht. Aber sie verstand ihn. Und ihre gläubige Einfachheit dankte der Mutter Gottes von Luschari. Wenn nur der Stock nicht gewesen wäre, der unheimliche braune Stock, der wie eine erstarrte Schlange in der Hand des Mannes lag.

„Heute morgen," begann er plötzlich frei, als ringe sich ihm der Zwang einer Wahrheit von der Zunge, „heute morgen hab' ich mich erstaunt gefragt, warum ich in der Nacht nicht zu dir ins Heu gekrochen bin und lieb getan hab'."

„Aber, Andreas! An so was hast gedacht?"

„Eben nicht hab' ich dran gedacht, sonst hätt' ich's getan. Ich bin kein heuriger Has', der lange vor einem Mädelfenster schmachtet. Aber bei dir bin ich doch nicht keck geworden. Warum — das hab' ich mich gefragt. Jetzt weiß ich's. Die alte Heimat, die ich abgetan hab', ist mir entgegengekommen — das bist du gewesen. Alles im Leben kann man grob und hart anfassen — die Heimat macht einen wieder zum Kind."

„Wird schon so sein," sagte sie leise. Die Möglichkeit, die jene Nacht in sich getragen hatte, durchzuckte ihre jungen, erweckten und nun so lange entbehrenden Sinne wie jäh angefachte Glut.

So zogen sie eine Weile schweigend dahin.

An einem Gendarm vorbei!

Das war ein neues, tief empfundenes Erlebnis für Andreas Lassing. Soweit er zurückdenken konnte in die wirren Schlingen seines Wanderns, war für ihn eine Begegnung mit einem Gendarm eine Unannehmlichkeit oder Belästigung gewesen. Er hielt nie auf sich und sein Äußeres etwas und erregte infolgedessen auch stets den Verdacht der Hüter der Ordnung. Der Pickelhaubenmann, an dem er nun vorbeiging, tat nichts dergleichen, sondern erwiderte einen übermütig hingeworfenen Gruß, der eine Art

von Herausforderung war, sogar mit dem gespreizten Wohlwollen dieser Könige der Landstraße.

„Na, siehst es!" triumphierte Anna Leirer.

Das war vorschnell gesagt, erzielte eine gegenteilige Wirkung, die sich aber erst später in einer Äußerung Bahn brach. Denn der Bursch war nach der Begegnung schweigend drauflosgegangen, und das belanglose Erlebnis rumorte widerspruchsvoll in seinem Schädel. Er fühlte sich durch die Anerkennung seiner Persönlichkeit, die ihm das Nichtfragen des Gendarmen gegeben hatte, plötzlich in eine andere Welt versetzt, als die es war, in der er sich jetzt seit Jahren bewegt hatte. Irgend etwas fesselte seinen freien Schritt, zog ihn von der ungebundenen Herrlichkeit der Landstraße ab. Andreas schalt sich ungewohnter Handlungen, die er unter einem ihm unverständlichen Zwang begangen hatte. Er hatte sich ein funkelnagelneues, nach Stärke und Seife riechendes Hemd gekauft — bisher hatte er, wenn ihm das am Leibe zu zerfallen drohte, ein altes, abgetragenes Stück geschnorrt oder um ein paar Kreuzer in einem Trödelladen erstanden. Er hatte sich vom Bartscherer Kinn und Wangen glatt kratzen und sogar mit einer duftenden Flüssigkeit anspritzen lassen — die rostige Schere, die er für Barbier- und andere Zwecke in seinem Rucksack barg, hatte ausgedient. Mehr noch — und das war das Sonderbarste: er war vom frühen Morgen bis jetzt unentwegt, nur mit kurzen Rasten, die Straße dahingezogen wie ein Mann, der ein Ziel vor Augen hat, auf den daheim Pflichten oder Freuden warten. Das Schönste der Walz hatte er gröblich vernachlässigt: das planlose, heitere Schlendern, das kein festes Ende kennt, dafür aber von der Freude stiller, abseits gelegener Orte weiß, an denen man nach Wunsch und Willen einen Nachmittag verträumen kann, ohne die dafür geopferte Zeit beklagen zu müssen.

Er entsann sich einer absonderlich willkürlichen Wanderung an der Südküste Siziliens. Da war er frühmorgens von Messina aufgebrochen und hatte gedacht, am Abend werde er wohl in Taormina eintreffen, wo er sich für sein Musizieren Nachtlager, Essen und ein paar Soldi erhoffte. Indessen: es vergingen vier Tage, bis er auf den zerborstenen Säulen des teatro greco die grünschillernden Smaragdeidechsen laufen sah. Denn immer wieder lockte an der Felsküste irgendein Platz, von dem er sagte, hier sei gut sein, hier könne man den Rest des Tages verfaulenzen, um dann im weichen Grase unter dem aufgeregt flirrenden Sternenhimmel zu schlafen. Man hatte ja Zeit.

Jetzt war es so: er hatte keine Zeit. Nur darum, weil das junge Weib an seiner Seite wie gehetzt heimlief, um noch rechtzeitig die Kühe zu füttern und dem Jokele das abendliche Brennmus in den Mund zu stopfen. Was ging das alles ihn, Andreas Lassing, an?

Seitwärts tat sich ein Tal auf — er kannte es nicht, seine Erinnerung an diese der Heimat schon so nahe gerückte Gegend war überhaupt sehr mangelhaft. Aber das war hier gleichgültig, mehr als das: Unbekanntes war dem Boden vorzuziehen, der ihn langsam als Jugendland zu umstricken begann, eine Ferne war die Fluchtpforte vor der Frau, die gleichsam als Abgesandte der Heimat ihn, den unbändig Freien, an der Schwelle empfangen und zu einem unerträglich zielvollen Wege gezwungen hatte.

Andreas Lassing blieb stehen und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Dahin geh' ich jetzt — leb' wohl!"

Anna Leirer sah ihn bestürzt an. „Was hast denn auf einmal? Ganz bös schaust du drein!"

„Ich hab' genug von dem stumpfsinnigen Rennen. Bin kein Roß, das zur Futterkrippe möcht'."

„Wir können ja langsamer gehen, wenn du magst."

„So mein' ich's nicht. Überhaupt — das kannst du nicht verstehen. Leb' wohl, bleib gesund."

Nicht einmal die Hand gab er ihr, aus Furcht, sie könnte ihn mit einem Worte zurückhalten. So sehr hatte ihm ihr stilles, liebes Wesen gefallen, so sehr begriff er das Opfer, das sie ihm gebracht hatte, da sie mit ihm, dem Vagabunden, stundenlang durchs Land gegangen war.

*

Er ging rasch, als könne er das Alleinsein nicht erwarten, einen schmalen Feldweg hin, der seitab von der Straße gerade in das breite Tal zu führen schien. Rechts sah er durch die Zweige der Bäume ein großes Wasser glitzern — das war wohl der See, an dessen Ufer Anna wohnte. Darüber stand ein großer, dunkler Berg wie eine den Himmel stemmende Riesenschulter. Unter seinen fichtenkrausen Hängen aber führte jenes Seitental neuen Bergen entgegen. Der Feldweg, auf dem Andreas nun ging, verlor sich allmählich, bei einem großen Heuschober hörte er vollends auf. Und als der Landstreicher zwischen den Wiesen in der Richtung auf das Tal hin vorstoßen wollte, merkte er bald, daß der Boden

sumpfig wurde, daß er hier über spärlichen Humus schritt, welcher morastiger Auslauf des Sees war. Er mußte rechts abbiegen, sprang von Grasbüschel zu Grasbüschel, patschte einmal in ein Moorloch, übersprang dann einen Graben voll fauligem Standwasser, brach durch ein Dickicht wuchernder Weiden und stand plötzlich wieder auf der Landstraße. Hier wäre es bei einem Haar geschehen, daß er mit Anna Leirer zusammengestoßen wäre.

Sie blieb stehen, und ein frohes Leuchten war in ihren Augen. „Da bist ja wieder."

Das war mit so echter Freude gesagt, daß darin kein böser Nebenklang eines Triumphes zu hören war. Und der torenhafte Mensch von der Landstraße tat in diesem unvermuteten Wiedersehen nichts anderes, als daß er ihr um den Hals fiel und sie küßte.

Sie löste sich rasch von ihm, denn aus der Ferne war Rasseln eines nahenden Wagens hörbar. „Wie bist denn dahergekommen?"

„Verlaufen hab' ich mich im Sumpf. Aber daß auch deine Straße da geht!"

„Freilich! Bei Sankt Andrä, wo du mich verlassen hast, macht sie einen großen Bogen und geht jetzt längs dem See-Ende zum andern Ufer hinüber."

„Dann hat's also wohl so sein müssen."

Das Sonderbare dieses Zufalls bedrückte beide, die darin einen Willen des Schicksales sahen, ohne sich darüber auszusprechen. So legten sie auch den letzten Teil dieser absonderlichen Wanderung ziemlich schweigsam zurück.

Der See war zur Halbscheid in Licht und Schatten getaucht, als sie der Häusergruppe Burg nahten, welche Annas Wohnort war. Drüb'en am anderen Ufer, wo die Sonne noch über jung erwachten Laubwäldern lag, war das Wasser von hellgrüner, schimmernder Seide überwebt.

Als sie bei einem breitbehäbigen Wirtshaus vorbeikamen, fragte Anna nach ihrem Kinde, das sie in den zwei Tagen ihrer Abwesenheit dort zur Pflege gegeben hatte. Aber man wußte von dem Kleinen nichts. Sie habe ihn den ganzen Nachmittag nicht gesehen, erklärte die Wirtin, er werde wohl schon nach Hause gelaufen sein.

Andreas wollte ob dieser Sorglosigkeit zornig auffahren. Das Wirtshaus lag dicht an der Straße, auf welcher manchmal Automobile in rücksichtsloser Fahrt vorbeitollten, zwanzig Schritte hinter dem Gebäude war der Bahndamm und dahinter das steile Seeufer. Zudem war im Hofe eine mächtige Jauchengrube mit widerlich grüner Flüssigkeit angefüllt, also genug Möglichkeiten der Gefahr für ein unbehütetes Kind von drei Jahren. Aber konnte sich der Landstreicher herausnehmen, der protzigen Wirtin Vorwürfe zu machen?

„Der hätt' ich was anderes gesagt als dank schön!" meinte Andreas, als sie der am Waldrand sichtbaren Keusche zuschritten.

„Mein lieber Mensch, was weißt du davon, wie sich eine Witib drehen und wenden muß, daß sie durchkommen kann? Wenn ich mit der Wirtin Streit anfang', krieg' ich dort keine Arbeit mehr. Wegen dem bin ich ja zur lieben Frau von Luschari gegangen, daß ich bitt', es soll nicht schlimmer werden, als es ist. Aber schau, der Jokele ist ja da — dort am Brunnen sitzt er und tut mit Schlatzkügelen (Marmeln) spielen."

„Dann will ich nicht mehr lästig sein." Er zögerte. „Wirst jetzt genug zu tun haben."

„Kannst wohl noch einen Sterz und Milch essen — ich bin auch hungrig."

„Sterz — ist mir recht."

Sie sprachen beide herum um das, was sie dachten — daß es nämlich nach diesem Tag kein so jähes Abschiednehmen gäbe.

Der kleine Jokele hing an der Mutter Kittelfalten, während diese den Sterz in der Pfanne lindete (umrührte). Der Mann war eine Weile auf der Ofenbank gesessen und hatte sich in der Wohnküche umgesehen. Sie war so, wie er es von einem Raume, in dem Anna Leirer herrschte, erwartet hatte. Ärmlich, aber sauber, mit blühenden Nägelein am Fenster, gerahmten Bildern und hellen Vorhängen geschmückt. Die hohe Herdflamme stand steil im Dämmern des Raumes, ließ närrische Schatten an den Wänden tanzen und beleuchtete das Gesicht der Frau, das vom Sonnenbrand der beiden Wandertage gesund und frisch gerötet war.

Andreas schämte sich plötzlich, daß er, des Wanderns gewohnt, hier raste, während das Weib, ohne ein wenig auszuruhen, sofort an die Arbeit gegangen war.

„Wenn ich dir was helfen könnt'?"

„Wär' mir nicht unlieb — das Vieh soll gefüttert werden. Heu ist im Stadel."

„Jokele, kommst mit mir. Ich erzähl' dir auch was Schönes," lockte er.

Der Bub sah ihn rasch und prüfend an, dann lief er mit ihm. Und während Andreas das Heu in die Raufen tat, berichtete er dem Buben von der Christnacht, in welcher die Tiere zu sprechen anfingen und sich allerlei Merkwürdigkeiten erzählten.

Beim Abendessen war es dann schon so, daß das Jokele zwischen dem fremden Mann, der so lustig plaudern konnte, und der Mutter hin und her rutschte.

„Wie ist's jetzt mit dir?" fragte Anna,

als das Kind gegessen hatte und in einem Winkel mit Holzklötzchen Soldaten spielte.

„Dableiben möcht' ich," sagte Andreas. Er sah sie voll an, so daß sie sein Wünschen rasch begriff.

Sie schüttelte den Kopf und sagte nichts.

„Wär's doch noch gestern abend!" verlangte er leise. „Du und ich in der Heuhütte und nichts um uns als der Wald und die Berge."

„Es ist halt nicht mehr gestern abend."

Als er enttäuscht schwieg, faßte sie über den Tisch hin seine Hand. „Wär' das gestern abend so gewesen, dann wärst du heut schon längst wieder allein auf der Landstraße oder in einer Herberg'. Tu's nicht abreden, Andreas. Es wär' sicher so."

„Jetzt aber?"

„Jetzt?" sagte sie stark. „Ich weiß, wie es jetzt ist. Um zehn Uhr geht der letzte Zug nach Sankt Veit. Dorthin willst du ja zu deinem Bruder."

„Ich in der Eisenbahn!" sagte er mit so komischem Entsetzen, daß sie lächeln mußte.

„Wirst halt von jetzt an in der Eisenbahn fahren — hin nach Sankt Veit und dann wieder zurück."

„Wohin zurück?"

„Daher."

„Glaubst, daß ich wieder daher komm'?"

„Ich glaub's schon!" antwortete sie zuversichtlich.

„Geld hab' ich auch keines mehr. Der Bartscherer hat mir fast alles abgenommen. Grad drei Kreuzer sind noch im Sack."

Es war nur die letzte Ausflucht.

„Geld geb' ich dir. Wirst es mir schon wiederbringen."

Er erhob sich, warf den Rucksack über die Schultern.

„Dann auf Wiedersehen, Anna."

„Eines solltest mir dalassen. Den Stock, den arabischen Zauberstock."

„Was willst damit?"

„Schenkst ihn mir? Kann ich damit machen, was ich will? Gut, ich dank' dir auch schön."

Sie nahm den Stock. Er lag schwer wie ein Schicksal in ihrer Hand. Eine Zeitlang hielt sie ihn vor sich hin, wie eine Schranke lag er zwischen Mann und Weib. Dann warf sie ihn rasch auf den Gluthaufen des offenen Herdes.

Hand in Hand standen sie dann beide und sahen zu, wie an dem dürren Holz das Feuer neu aufflammte. Der Stock schien sich zu drehen und zu winden wie eine plötzlich erwachte Schlange, die geheimnisvollen Schriftzeichen begannen zu tanzen und zu kreisen, sprangen ineinander, bildeten einen rotzuckenden Wirbel, versanken in spitz züngelnden Flammen.

Und schließlich war von dem Zauberstabe des Scheiks nichts mehr da als ein längliches Häuflein Glut, dessen Purpur allmählich von grauer Asche übersponnen wurde.

Ein Liebender wartet auf der Straße

Von Karla Höcker

Sommerabend – helle Kleider glänzen
Hinter Büschen und im Straßenblau;
Die Konturen werden ungenau
In dem festlichen Gewirr von Tänzen.
Und aus Gärten weht ein fremder Wind
Frohes Lied der Jugend – Angesichter
Lehnen hell am Zaun. Die Nacht beginnt
Und die große Einsamkeit der Dichter.

– – Und Musik aus Gärten. Helle Worte,
Eine braune Knabenhand, die winkt,
Eine Frau in Weiß, die lächelnd trinkt,
Hingewandt zu jenem an der Pforte – –
Fremdes Leben, süß und nah gebracht,
Daß wir es im Weitergehen streifen!
Und die Früchte in den Gärten reifen,
Und die Küsse dieser blauen Nacht –

Aber noch ist Sommer, und ich fühle,
Selbst geschloss'nen Auges, all die breiten
Alten Linden in der Abendkühle,
Sacht, als ob sie in die Ferne schreiten –
Sommer: das ist Nähe und doch Ferne,
Abgewogen in der einen Hand!
Nah und strahlend stehen viele Sterne
Über unbegreiflich weitem Land.

Alles ist so nah! Auch Ding und Stein,
Mauer eines Hauses, Tür und Gänge –
Danken möcht' ich allen! Wie Gesänge
Stehn sie heute auf und wollen sein.
Großes Leben braust durch dich und mich.
Und wie süß, zu atmen und zu warten, –
Während Sterne stürzen in den Garten,
Und die Gottheit lächelt ewiglich!

Aufzeichnungen eines Weltumseglers
Von Kapitän Kircheiß

Vorwort

Kapitän Kircheiß war ein berühmter Mann, schon bevor er den abenteuerlichen Plan einer Weltumseglung faßte. Er war Navigationsoffizier auf dem „Seeadler" des Grafen Luckner gewesen und hatte Anteil an den überraschenden Erfolgen kühner Fahrten. Zwei Gefühle erfüllten ihn ganz: die Liebe zum Vaterlande und die Lust am Wagnis. Beide Gefühle bestimmten ihn dazu, die Weltumseglung auf dem Motor-Segelkutter Hamburg zu unternehmen. Er wollte der Welt zeigen, was ein deutscher Mann mit wenigen guten Kameraden vermag, und er wollte gleichzeitig überall, wo er an Land ging und wo sich ihm irgendeine Möglichkeit bot, vor Landsleuten und Fremden gegen die schändlich im Umlauf gebrachte Meinung von der Alleinschuld Deutschlands im Weltkriege auftreten. Sicherlich hat Kircheiß, durch die geglückte Fahrt wie durch seine Worte, für das Ansehen Deutschlands in der weiten Welt segensreich gewirkt, und der Jubel, der ihn am 29. Dezember 1927 nach fast einjähriger Abwesenheit bei seiner Ankunft in Hamburg grüßte, galt dem verdienten deutschen Mann von bestem Schlage. Am 2. Januar war er ausgefahren. Sein Weg war über Spanien, durchs Mittelländische und Rote Meer nach Indien, Japan und China gegangen. Über den Stillen Ozean hatte er Amerika erreicht und war dann durch den Panama-Kanal und Neuyork über den Atlantischen Ozean heimgekehrt. Diese Rundfahrt um den Globus liest sich sehr glatt. Sie war von unerhörter Mühsal und zum Überfluß dadurch erschwert, daß dem mutigen Seefahrer nur sehr dürftige Mittel zur Verfügung standen. Immer wieder begegnen wir z. B. in seinen Aufzeichnungen der Sorge um den Ankauf von Öl für den Motor, denn die Witterung erlaubte leider nicht immer zu segeln. Wie glücklich ist er, wenn ihm begeisterte Landsleute aus der Patsche helfen, wenn sportmännisch gesinnte Hafenkommandanten ihm die Gebühren erlassen. Hier folgen nun einige besonders spannende Einzelheiten von seiner Fahrt.

Sturm in der Biskaya

Es weht aus allen Knopflöchern. Der Kahn geht zu kehr wie mit Karlchen in der Luftschaukel. Die „Hamburg" liegt mit dicht gerefftem Großsegel beigedreht. Alle Augenblicke kommt eine Bö aus Nord-West. Eben ist durch das heftige Arbeiten des Schiffes in der schweren See die Funkenantenne von oben und ins Wasser gestürzt. Panne! Aber nicht zu ändern.

In meiner Kajüte sieht es ziemlich verbogen aus. Alles ist naß, Tischtücher sind schon lange verschwunden. In einer Ecke liegt die Kaffeemütze vollkommen durchtränkt mit Kaffee. Die Kanne ist Gott sei Dank durch die schöne Polsterung heil geblieben. Die hübschen Blumen, die ich in Hamburg und Cuxhaven von lieben Händen überreicht bekam, sind mit den Vasen zwischen Sofakissen fest verstaut. Mit Ausnahme einer Hyazinthe sind sie aber alle zum Deubel. Seegang können doch nur wenige lebende Wesen vertragen. Die kleine „Hamburg" stöhnt und ächzt in allen Fugen. Die Schiffskatze ist schon ganz nervös geworden. Sie denkt anscheinend, die Welt geht unter. Seebeine hat sie auch noch nicht, dauernd miaut sie kläglich.

Meine Mannschaft ist seefest. Nur der Koch macht mir Sorge. Er sieht aus wie Kalkmilch. Und das Schreiben ist ein Kunststück! Aber es muß gehen! Meine Erlebnisse sollen, wenn ich glücklich heimkomme, ein hübsches Buch ergeben. — Wir sind im ganzen fünf Mann. Von diesen paar Männekens müssen alle Berufe vertreten werden. Ik bün de Kaptein! Und im Nebenberuf: 1. Wachoffizier, 1. Maschinist, Funkentelegraphist, Arzt (Rhizinusöl), Filmoperateur, Redner, überhaupt Mädchen für alles.

Mein Steuermann und Vertreter in den



Kapitän Kircheiß bei der Einfahrt in San Franzisko

meisten dieser Berufe heißt Fritz Kunert. Er stammt aus Finsterwalde. Der Name seines Geburtsortes hat aber keinen Einfluß auf ihn gehabt, er ist nur ein bißchen klein geblieben; dafür ist er aber auch fixer als viele seiner Mitmenschen.

Meine Matrosen heißen Spengemann und Knoke. Beide vom Schulschiff. Glänzende Jungens. Spengemann ist 2. Maschinist und wird von den anderen „Specks" genannt. Ihm platzten in der letzten Zeit nämlich sämtliche Hosen. Er stammt aus Heidelberg. Knoke ist knorke; er stammt aus Hannover und gibt sich alle Mühe, dicker zu werden; jedenfalls hat er einen herrlichen Appetit. Als letzter kommt Emil Niemann aus Stade. Er ist Koch, Steward und Leichtmatrose. Eins macht er aber nur zurzeit. Kochen kann er tip-top, doch nur in feinem Wetter.

Wir haben ihn deswegen Feinwetter-Emil getauft.

Lackschuhe mit grünen Haaren

Lissabon haben wir am 15. Februar nachmittags gegen 5 Uhr verlassen. Seit der Abfahrt von Cuxhaven hatten wir hier zum erstenmal schönen, warmen Sonnenschein.

Es war aber auch höchste Zeit. An Bord war kaum mehr ein trockener Platz zu finden. Sämtliche Spinde riechen muffig. Meine Anzüge haben alle Schimmelflecke. Die Schuhe und Stiefel tragen zentimeterlange Haare. Oberhemden sind weich und schlatterig. Richtig bemerkt habe ich das alles erst, als ich mich zu einem Fest im Deutschen Klub in Wichs schmeißen mußte. Emil Niemann kam immer mit neuen Hiobsbotschaften. Ganz wichtig sagte er: „Herr Kapitän, der Smoking ist an verschiedenen Stellen kaputt gescheuert, und die Lackschuhe haben ganz lange grüne Haare." Als ich das sah, hatte ich beinahe schon den Mut verloren, in diesem Aufzuge an Land zu gehen. Mit Tinte und Spucke haben wir dann aber doch die größten Schäden repariert. Bloß das Muffige war nicht wegzukriegen. Ich muß einen betäubenden Duft ausgestrahlt haben.

Der Tag von sechzehn Stunden

Wir befinden uns auf der Reise von Malaga nach Neapel. Ich dachte die 1000 Seemeilen in zehn Tagen machen zu können. Jetzt sind wir schon dreizehn Tage auf See und haben knapp die Hälfte geschafft. Entweder war es totenstill oder der Wind kam aus der Richtung, wohin wir wollten. Schon als wir eben durch die Straße von Gibraltar waren, war das Wetter wie umgewandelt. Was im Atlantik zuviel Wind war, war hier zu wenig. Drei Tage brauchten wir, um von Gibraltar nach Malaga zu kommen. Ein Dampfer fährt die Strecke in sechs Stunden. Meinen Motor darf ich für die großen Strecken nicht anstellen; ich habe zu wenig Geld, um dauernd den Brennstoff und das Öl zu ersetzen. Nun denken Sie nicht etwa, daß wir bei solchem Wetter an Deck liegen und uns die Sonne auf den Magen scheinen lassen; das gibt's nur Sonntags. Alltags wird schwer gearbeitet. Unter sechzehn Stunden dauert der Tag bei uns nie. Das Schiff, das in den langen Wintermonaten vollkommen verwahrlost war, wird jetzt wieder aufgewienert. Von morgens bis abends wird gewaschen, geschrubbt, gemalt und lackiert. Einen unsichtbaren sechsten Mann haben wir auch dazu bekommen. Es ist wohl der olle Kolumbus; jedenfalls haben wir ihn so getauft. Er nimmt uns immer das Steuern des Schiffes ab. Wir brauchen nur unsere Segel gut hinzutrimmen, das Ruder richtig zu legen, und Kolumbus ist da, und steuert die „Hamburg" so schnurgerade, wie wir's selbst nicht machen können.

Sand und Bavaria-Bier

Durch den Suez-Kanal sind wir in zwei Etappen gefahren, den ersten Tag bis Ismailia, den zweiten Tag bis Suez. Bei günstigem Wind hatten wir auch im Kanal sämtliche Segel gesetzt. Sand, weiter nichts als Sand! Gott sei Dank waren uns auf Veranlassung der Bavaria-Brauerei in Hamburg von der Niederlassung in Alexandrien einige Kisten herrlichen Biers gestiftet. Es war ja fast 30 Grad warm und schmeckt dann nicht ganz so gut, als wenn es auf Eis liegt, aber man verkorkst sich dafür auch nicht so leicht den Magen.

In Suez haben wir nur eine Bauernnacht gehabt. Bauernnacht nennt der Seemann es aus dem Grunde, weil er dann wie ein Bauer die ganze Nacht, ohne geweckt zu werden, durchpennen kann.

Für guten Wind!

Holt ju fast, Jungs!" Heulend und pfeifend braust der Wind durch unsere Takelage. Die kleine „Hamburg" schießt wie ein Pfeil durch das aufgewühlte, weißschäumende Meer des Indischen Ozeans. Der Süd-West-Monsum weht mit Stärke 8. Wir haben die See quer ein. Gewaltig, lang und steil, mit brausenden, gurgelnden Köpfen kommen die Brecher herangefegt. Oft sieht es aus, als wenn die See uns vollkommen begraben will. Aber die „Hamburg" hat ein Talent, über die Dinger hinwegzuklettern. Alle Augenblicke gibt es allerdings einen Schlag Wasser an Deck. Ein feines

Zittern geht dann durch ihren schlanken Leib. So wird eine See nach der anderen abgeschüttelt.

Uns, der Besatzung, geht es nicht ganz so gut. Mit dieser hohen See quer ein rollt das Schiff entsetzlich. Wir sind schon die reinen Klammeraffen geworden, wer hier nicht gute Seebeine hat, stößt sich die Rippsachen kaputt. Ein Glück nur, daß es warm ist. Wir sind immer total durchnäßt. An Bord gibt es seit Wochen kein trockenes Plätzchen mehr. Es ist so naß, daß mein Steuermann einen Haifischschwanz an die Spitze des Klüverbaums genagelt hat. „Für guten Wind," sagte er. Außerdem hat er im Golf von Aden noch ein Paar alte Stiefel über Bord geflenzt. „Für guten Wind," sagte er. Inzwischen hat ihm der Wind seine beste weiße Mütze abgedeckelt. „Für guten Wind," rief er ihr nach, bloß der Ton war anders, so als wenn ein Kater explodiert. Mützen sind ungefähr das einzige, was wir noch anhaben, und die haben wir auch nur auf, damit uns die Sonne unsere Saby-Box (Ausdruck der Neger für Gehirnkasten) nicht ganz verklötert.

In unserer Takelage sieht es bös aus. Die Segel sind zum Teil gerissen. Das Rack der Großgaffel ist gebrochen. Die Pardunen unserer Großstenge sind gerissen. Drei Bullentaljen sind uns schon zum Teufel gegangen. Trotz des stürmischen Windes schlagen die Segel im Wellental ab und zu back. Dann knistert und knackt es, als wenn die Masten über Bord fliegen wollten. In den letzten Tagen waren fast immer alle Mann an Deck, um nur die nötigsten Reparaturen machen zu können. Es wird höchste Zeit, daß wir einen Hafen erreichen. Bloß nicht wieder einen so gottverlassenen wie „Aden"!

Eine stockfinstere, regnerisch-böige Nacht ist es. Ab und zu, wenn der Regen mal etwas dünner wird, blitzt das Feuer von Colombo im Osten auf. In der hohen südwestlichen See und der Reflexdünung von der Küste schlingert unser kleiner Kahn, als wenn ihm der Teufel im Leibe säße. Eigentlich wollten wir erst bei Tagwerden in den Hafen, aber der Strom setzt hart auf die Küste, und außerdem ist es wahrhaftig kein Vergnügen, in dieser wild durcheinanderlaufenden See die ganze Nacht beigedreht herumzudümpeln. Lotsen nehmen? Nee, das kostet Geld! Ich war nie in dem Hafen gewesen, hatte aber eine gute deutsche Admiralitätskarte und traute mir schon zu, ohne Lotsen auch des Nachts einsegeln zu können. Alles funkte auch glänzend. Zwei Stunden später segelten wir durch die Nordeinfahrt in den Hafen.

Im Augenblick, wo wir die Molen passierten, wurde die See spiegelglatt. Gespenstisch huschen wir an einigen großen Dampfern vorbei. Dann rasselt unser Anker in den Grund. Von Aden nach Colombo hatten wir nur 20 Tage gebraucht, das sind über 100 Seemeilen täglich, für mein kleines Schiff eine ausgezeichnete Reise.

Farbenhändler auf Java

Auf Java habe ich mir die zum Teil sehr mühevolle Herstellung echter Batiktücher angesehen. Jeder Javane trägt diese Tücher. Seit den letzten zwanzig Jahren braucht man zum Färben hauptsächlich deutsche Farben, nach dem Kriege auch viel französische und amerikanische. Durch den Versailler Vertrag ist unsere Industrie ja leider gezwungen worden, die Farbenrezepte herauszugeben. Die Zwischenhändler für diese Farben sind meistens Araber und Chinesen. Ohne die Chinesen wäre der Handel der Europäer hier überhaupt unmöglich. Nur er ist in der Lage, die verschiedenen Artikel durch weitverzweigte Kanäle an den Eingeborenen heranzubringen.

Bei dem reichsten chinesischen Farbenhändler, Kwik-Tjin-Gwan, waren wir abends eingeladen. Durch den Krieg, als keiner mehr Farben bekam, konnte er seinen Vorrat zu schwindelhaften Preisen verkaufen. So ist er mehrfacher Millionär geworden. Er hat sich eine vornehme Villa im europäischen Stil bauen lassen. Pompös war es dort: Marmortreppen, getäfelte Wände, Perserteppiche usw. Er und sein Sohn gut angezogen, lange Fingernägel und lieblich parfümiert. Mit Stolz wurde uns das ganze Haus gezeigt. Diese Chinesen sind aber doch verdammt schlechte Lebenskünstler. Das Haus war nämlich nur zum Zeigen da, man wohnte nebenan. Im Speisezimmer war wie bei Tietz im Ausstellungsraum der Tisch mit allen Schikanen für zwölf Personen gedeckt. Die Teller waren schon mit einer Staubschicht überzogen. Das bleibt immer zur Ansicht so stehen. Vorne, im Vestibül, hat er einen großen Flügel, welcher mit neuester Maschinerie zum Selbstspielen eingerichtet ist. Bei der ewigen Hitze war das Ding aber stark ausgetrocknet und gab leider nur noch chinesische Töne von sich. Also leben können diese Menschen mit all dem Geld und all der Pracht doch nur kümmerlich. Um so mehr sind sie dem Spielteufel ergeben. Wie mir erzählt wurde, soll gerade dieser Kwik-Tjin-Gwan einen Tag vorher 70 000 Gulden auf einen Hieb verloren haben. Außerdem sind sie leidenschaftliche Opiumraucher.

Eine hawaiische Nacht auf Honolulu

Wir sind mit etwa 25 Personen, Deutsche und Amerikaner, zu einer hawaiischen Nacht in dem idyllisch gelegenen Berghaus von Schattauers auf dem Tantalus eingeladen.

Kosende, schmeichelnde Akkorde hawai-

ischer Musik empfangen uns. Das ganze Haus ist mit Palmenblättern und Blumen ausgeschmückt. Bevor das Luau (Festessen) beginnt, treten wir alle an, werden mit Laternen bewaffnet, und dann ziehen wir hinaus in die wundervolle Tropennacht, in den Wald, um unseren Festbraten auszugraben. Drei Kanaker haben ihn zubereitet. An einem kleinen Hügel machen wir halt. Der Duft frisch gebratenen Fleisches entströmt diesem Hügel. Das Wasser im Mund läuft einem zusammen. Jetzt fangen die Kanaker an auszugraben. Es erscheinen Säcke; als diese weggenommen sind, kommen Bananenblätter zum Vorschein. Alles schnuppert. Unter den Bananenblättern liegt auf dem Rücken ein ganzes gebackenes Schwein. Unter seinen Rücken und in den Bauch hat man glühendheiße Steine gepackt. Rundherum liegen, in Bananenblätter gewickelt, Fische, Taro, süße Kartoffeln, Hühner usw. Alles ist von den heißen Steinen in eigenem Saft tadellos gar gebacken. Jetzt geht's im Gänsemarsch ins Haus zurück. An einer langen Tafel, die mit Blättern gedeckt und mit Blumen geschmückt ist, beginnt das Luau. Es wird fast alles mit den Fingern von Bananenblättern oder aus kleinen Koaholzschalen gegessen. In der Umgebung, der Ausschmückung, der Tropennacht, der hawaiischen Musik und dem Gesang fühlt man sich ganz in das Ur-Traumland zurückversetzt. Es schmeckt geradezu fabelhaft, alle zehn Finger werden abgeleckt.

Hawaiischer Gesang mit blendendem Rhythmus klingt an unser Ohr. Alles kommt in Bewegung und stürmt nach oben. Da sind sie nun endlich, die Hula-Mädchen. Drei entzückende Geschöpfe tanzten uns in wildem Rhythmus und außerordentlicher Gelenkigkeit ihren Hula-Hula vor. Auf einer Matte sitzt eine alte Matrone und schlägt auf einer großen Kalabasse mit unglaublicher Geschicklichkeit den Takt. Man muß schon eine gänzlich verknitterte Mumie mit drei geflickten Arterienverkalkungen sein, wenn man bei einem solchen Hula nicht mitgerissen wird. Es dauerte auch nicht lange, da hulate die ganze Gesellschaft. Ich habe auch mal die alte Matrone vertreten und die Kalabasse gekloppt.

Der Bürgermeister von Frisko

San Franziskos Bürgermeister heißt James Rolph jr. Nirgends in der Welt hat mir ein Beamter so imponiert wie dieser Welt- und Gentleman James Rolph jr., und nirgends in der Welt bin ich einem Ausländer begegnet, der so warm und mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für die Ehre Deutschlands eintritt, wie gerade dieser Mann. Es ist auch das erstemal, daß der Bürgermeister einer so großen Stadt zu mir an Bord kommt, ohne daß ich vorher einen Besuch bei ihm gemacht habe.

Das letztere habe ich vielleicht einem Zufall zu verdanken. Es kam folgendermaßen: Als ich mit meinem Schiff am Pier 23 anlegte, hörte ich, daß auch Graf Luckner in San Franzisko erwartet würde. Da ich noch mit meinem Schiff zu tun hatte, konnte ich ihn nicht an der Bahn begrüßen. Ganz unverhofft kamen um 9 Uhr 30 drei große Autos an der Pier bei mir vorgefahren. In dem einen sitzt Graf Luckner mit dem Bürgermeister, in den andern das Empfangskomitee der deutschen Verbände. Alle klettern zu mir an Bord, dann folgt freudige Begrüßung und Vorstellung. Der Bürgermeister hatte den Grafen von der Bahn abgeholt und dann waren sie alle zu mir gefahren.

In meiner kleinen Kajüte ging nun das Fragen und Erzählen los, und da erfuhr ich dann auch zu meinem größten Erstaunen, daß der Bürgermeister von San Franzisko der Reeder von zwei Schiffen war, die wir 1917 im Stillen Ozean versenkt hatten. Aber er sagte ganz richtig: „All is fair in war and love." (Alles ist recht im Krieg und in der Liebe.)

Von meinem Schiff ging's nun im Auto in die wunderbare City-hall (Rathaus). Seinen ganzen Stab trommelte Rolph zusammen, und nun mußten wir erzählen. Dann zeigte der Graf noch seine große Kraft, indem er das 500 Seiten dicke Telephonbuch des Bürgermeisters einmal längs und einmal quer in Stücke riß. Jeder wollte ein Stück zur Erinnerung haben. Luckner hatte nachher weiter nichts zu tun, als Telephonbücher zu zerreißen. Als wir das Rathaus verließen, wurde uns feierlich der Schlüssel der Stadt (ein großer, vergoldeter Schlüssel aus Holz) mit einer Widmung überreicht.

Am 12. Mai hielt Graf Luckner im großen Civic Auditorium vor 4000 bis 5000 Menschen einen Vortrag. Bürgermeister Rolph, der Bürgermeister von Oakland, die Spitzen der Behörden, der deutsche Generalkonsul und die Vorsitzenden der deutschen Vereine waren anwesend. In überaus herzlicher Weise stellte der Bürgermeister uns dem Publikum vor. In der Pause, die Graf Luckner in seinem Vortrag hielt, bat mich der Bürgermeister, mit ihm zu kommen. Draußen angelangt, zeigte er auf den taghell erleuchteten Dom des Rathauses und sagte: „Den habe ich Euch zu Ehren heute erleuchten lassen."

Hut ab vor dem Mann! Einen besseren Kämpfer gegen die Kriegsschuldlüge konnten wir nicht finden. Aufrecht, wahrhaft und ehrlich hat er sich öffentlich für die Ehre unseres Volkes eingesetzt.

Der Diktator: Oliver Cromwell

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Alexander v. Müller, München

Alle großen europäischen Revolutionen der Neuzeit haben mit einer Diktatur geendet: die russische mit der Lenins, die französische mit der Napoleons, die englische mit der Cromwells. Nur die deutsche hat weder in der Zerstörung, noch im Aufbau die Maße ihrer Vorgängerinnen erreicht. Von diesen modernen europäischen Revolutionen war die englische die erste, die älteste. Sie fällt in dieselbe Zeit, in der bei uns in Deutschland der Dreißigjährige Krieg in Erschöpfung ausblutete, etwa in die Mitte des 17. Jahrhunderts: fast hundertfünfzig Jahre also vor der französischen, über zweihundertfünfzig vor der russischen und der deutschen. Sie gehört noch in die Epoche der letzten großen religiösen Bewegungen, welche Europa erschüttert haben. Der Geist, der sie getragen hat, war nicht die Aufklärung oder der Jakobinismus, nicht die marxistische Lehre oder der Bolschewismus, sondern eine Spielart des protestantischen Christentums, des Calvinismus: das Puritanertum. Und gerade dieser Charakter bestimmt ihre Eigenart und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. — Zugleich religiös und politisch, aus dem Widerstand gegen die absolutistischen wie gegen die katholisierenden Bestrebungen der Stuartkönige, ist sie langsam emporgewachsen. An einem religiösen Aufstand der Schotten gegen ihr eigenes Königshaus hat sich ihr Bürgerkrieg entzündet, der nach neunjährigen Kämpfen zum erstenmal in einem großen europäischen Staat die königliche Gewalt niederrang und stürzte. Auch diese Revolution, gleich ihren späteren Nachfolgerinnen, hat der Reihe nach alle Stadien durchlaufen: ein erstes, noch gesetzmäßiges und königliches, dann ein zweites der parlamentarischen Revolution, das schließlich in die republikanische und soziale überschlägt. Gewaltige Ereignisse, voll mächtiger und eindrucksvoller Charaktere, voll farbiger Gegensätze, noch mit der ganzen sinnfälligen Unmittelbarkeit, die unsern heutigen abstrakten Zeiten so fremd geworden ist. Unvergeßliche menschliche und historische Szenen, wie Karl I. aus seinem Schloß in Windsor, wo der Mundschenk ihm



Oliver Cromwell. Gemälde von Samuel Casper. Cambridge, Jesus College



Die Königliche Bank von England zu Cromwells Zeit. Erbaut von J. Greshem
Zeitgenössischer Stich von W. Hollar

noch kniend den Wein gereicht hatte, nach London geführt wird, um vor dem Gericht des revolutionären Unterhauses als Angeklagter zu erscheinen: die Mitglieder des Gerichtes behalten als Vertreter des souveränen Volkes ihre Hüte auf, als er, von Soldaten geleitet, vor sie hintritt — aber auch er weigert sich, als ihr König, das Haupt vor ihnen zu entblößen; wie er das Schwert vor sich auf dem Tische liegen sieht und sagt: „Ich fürchte es nicht"; wie der Gedanke der Volkssouveränität und das göttliche Recht der Könige („gleichsam Leib an Leib einander entgegentreten".) Der König versucht sich zu verteidigen, die Königin bittet, zu ihrem Gemahl kommen zu dürfen, sein ältester Sohn bewegt Holland und Frankreich, Sondergesandtschaften zu senden, um sein Leben zu retten: aber nach sechs Tagen verurteilt das Gericht „Karl Stuart, gegenwärtig König von England", als Tyrannen, Verräter, Mörder und öffentlichen Feind des Gemeinwesens von England in aller Form zum Tode. Vor Whitehall, in der Mitte von London, wird die Richtstätte aufgebaut; Karl I. legt sein Haupt auf den Block und gibt dem Henker selbst das Zeichen zum tödlichen Schlag. England war Republik geworden (1649).

Ein weltgeschichtlicher Augenblick! Die erste große, nationale, auf dem Grundsatz der Volkssouveränität aufgerichtete Republik in Europa. Vollständig revolutionär in ihrem ganzen Charakter: gegen die alte englische Kirche wie gegen den alten englischen Staat, gegen den alten Adel und seine politische Stellung wie gegen die alte Geistlichkeit gewendet. Gewaltig schien sie sich zunächst zu behaupten.

Mit unerbittlicher Grausamkeit schlug sie den royalistischen Aufstand in Irland nieder, der dort Katholiken und Protestanten, neun Zehntel der ganzen Bevölkerung gegen sie zusammengeführt hatte. Sie warf Karl II. und die schottischen Presbyterianer mit grausamen Schlägen zu Boden. Sie hielt sich mit eiserner Strenge, aufs nackte Schwert gestützt, gegen alle Widerstände in England aufrecht. Fast den gesamten royalistischen Adel belegte sie mit Vermögensentziehung. Die königlichen Schlösser und Gärten versteigerte sie, um den Krieg gegen das Königtum zu führen. Sie riß Kathedralen nieder, um ihre Steine zu verwenden; ihre Glocken goß sie um zu Schiffskanonen. Sie trug den Krieg gegen ihre Feinde, als er in England entschieden war, auch noch über die Meere. Sie kannte nur noch Macht und Krieg. Und sie schien sie zu gewinnen. Sie errang in der Tat die Oberhand in den drei Reichen und verschmolz England, Schottland und Irland zum erstenmal zu einer streng zusammengefaßten Einheit. Eine „großartig furchtbare Staatsgewalt," wie Ranke sagt, „von einer intensiven Kraft und weiten Umfassung, wie sie die Welt überhaupt nur selten erlebt und Britannien noch nie gesehen hatte."

*

Es war e i n Mann, der diese neue Staatsgewalt trug, auf dessen Wesen sie zugeschnitten war, wie diejenige, welche die französische Revolution beendete, auf Napoleon Bonaparte. Aber er ist nicht wie dieser erst gekommen, nachdem die Revolution bereits ihren ganzen eigenen Kreislauf durchmessen und sich selbst erschöpft hatte: um zum Teil wieder aufzurichten, was vor-

her zerstört worden war. Auch war es nicht wie Bonaparte in Frankreich ein Fremder, der die englische Revolution geführt und *beherrscht hat, sondern ein Landedelmann* dieser Insel selbst, aus ihrem eigensten Boden hervorgewachsen; seine Vorfahren hatten schon ein Jahrhundert zuvor in der Reformation mitgewirkt, von der Mutter her floß sogar stuartisches Blut in seinen Adern. Oliver Cromwell (1599—1658), der in diesen Wirbeln plötzlich aus der dunklen, grünen Stille seines Landguts in Huntingdon emporsteigt, bis ganz England seinem Willen dienstbar zu Füßen liegt; der erste europäische Privatmann, der in einem der großen abendländischen Reiche die souveräne Gewalt ergreift, eine vulkanische Natur von dämonischer Tiefe und Gewalt, aber, wenn man so sagen darf, ein englischer Vulkan: zähflüssig noch mitten in der Glut, beständig in aller Treulosigkeit, konservativ in aller Zerstörung, von unbeirrbarer Geradheit in seinem unregelmäßigen Gang: „Was ihm widerstrebt, muß weichen oder zugrunde gehen.“

Ranke hat in meisterhafter Kürze seinen Weg geschildert, Carlyle hat ihn als erster aus seinen Briefen und Reden von innenher erleuchtet. Eine weltliche, vielleicht zum Teil verwilderte Jugend: Fußball, Jagden, wenig Universität, juristische Studien, Leben eines Landedelmanns, Heirat, früh (1628) schon Mitglied des Parlaments; mitten darin, in den zwanziger Jahren, gewaltige religiöse Erschütterungen, in denen sein leidenschaftliches, melancholisches Gemüt vom Puritanismus im Innersten ergriffen und durchtränkt wird, der aktivsten und heroischsten Form des protestantischen Christentums, die ihre Bewährung nicht in der Selbstgewißheit des Glaubens, nicht im *bloßen inneren Ringen nach Vollkommenheit*, nicht in der Zugehörigkeit zu irgendeiner Kirche fand, sondern nur in der praktischen Tat und im rastlosen Kampf für das Interesse Gottes schon in dieser Welt. Furchtbare innere Schlachten zwischen erdrückender Gottesfurcht und befeuerndem Bewußtsein der Gnadenwahl, die doch immer neuer Bestätigung im Erfolg bedurfte. Unzertrennliche, religiös gestimmte Bindung von Gottesdienst und persönlichem Streben: sie bleibt von da ab, in großartiger Ausprägung, die Grundlage seines Wesens wie seines Handelns, gibt ihm den Antrieb zur Tat, die unerschütterliche Ausdauer im



König Karl I. eröffnet eine Parlaments-Sitzung

Kampf, den alles verachtenden Mut in der Gefahr.

Schritt für Schritt steigt er nun hinan: immer mit seiner Aufgabe wachsend und doch immer derselbe. In den örtlichen Angelegenheiten seines Landbezirks ist er zunächst hervorgetreten; dann im sog. Langen Parlament — wo Warwick ihn zuerst schildert: in einfacher, nachlässiger Kleidung, der man den ungeschickten Landschneider ansieht, das Schwert an der Seite, mit gerötetem Gesicht, scharfer, unmelodischer Stimme und leidenschaftlicher Beredsamkeit. Durch seine Tatkraft und unbeugsame Entschlossenheit erlangt er sogleich ein besonderes Gewicht. Aber seine eigentliche Rolle beginnt doch erst da, wo die Waffen anfangen, an die Stelle der Reden zu treten. Da rüstet er auf eigene Faust, wieder zuerst in seiner engeren Heimat, die puritanische Bürgerschicht unterhalb der Gentry aus, faßt sie unter seiner Führung als freiwillige Reitertruppen des Parlaments zusammen — die berühmten „Eisenseiten" Cromwells, Besitzende ohne Sold, mit strenger Sorgfalt ausgewählt, gleich ihm selbst leidenschaftlich puritanisch gesinnte Männer, von gestählter Kraft und persönlichem Mut, zur ernstesten Manneszucht verpflichtet, eine Truppe von „religiös-politischen Fanatikern", von denen jedem erlaubt ist zu predigen, die sich mit einem Psalm auf den Lippen in die Schlacht stürzen, deren jede für sie ein Gottesurteil ist für diese und jene Welt, eine Entscheidung zwischen dem Allmächtigen und dem Satan, deren hinreißende Tapferkeit alle verwandten Herzen im Land an sich zieht. An ihrer Spitze schwingt er sich allmählich zur entscheidenden Macht im Bürgerkrieg auf, Jahr um Jahr Städte erstürmend und verteidigend, Royalisten entwaffnend, Gefechte und schließlich die Schlachten entscheidend, immer im Feld, immer am gefährlichen oder wichtigen Punkt, immer persönlich vornedran im Treffen, mehrmals verwundet oder wie durch ein Wunder gerettet, fortschreitend von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg, bis alle Feinde niedergeworfen sind. Er war kein Offizier der Armee gewesen, als er diese Laufbahn begann; er war immer noch ein einfaches Parlamentsmitglied, als er an der Spitze des parlamentarischen Heeres das Oberhaus aufhob, den König stürzte, das Unterhaus selbst ersetzte durch ein ausgesiebtes Konventikel seiner Anhänger. Er hat auch später die Krone abgelehnt, als er, unumschränkter als ein König, England regierte, und ist der Führer des siegreichen Heeres geblieben, der sich als solcher mit der höchsten bürgerlichen Gewalt bekleidete (Lord Protector 1653—58).

★

Aber was bedeutete diese Stellung, wie ist er schließlich zu ihr gekommen? Ein höchst bemerkenswerter Weg, kennzeichnend für ihn selbst wie für die Eigenart der englischen Revolution, deren Gang er bestimmte. Eine beinahe übermenschliche Aufgabe. Denn wenn die Lawine einer solchen allgemeinen Umwälzung einmal gelöst ist, will sie ihren Lauf haben. So erhob sich



Großes Staatssiegel von England nach Aufrichtung der Republik mit Darstellung einer Versammlung der Gemeinen im Parlament. Die Umschrift lautet: Im dritten Jahre der durch Gottes Gnade wiederhergestellten Freiheit, 1651



Oliver Cromwell löst das Parlament auf

auch in England sofort nach dem Sturz des Königtums mit Notwendigkeit zwischen dem Heer und dem Unterhaus der Streit um die oberste Gewalt. Das Parlament, so umgewandelt es schon war, hatte doch das Interesse, aufrechtzuerhalten, was noch bestand; das Heer trieb von Natur weiter auf dem eingeschlagenen Wege. Die großen Hoffnungen, welche die Anfänge der Revolution im Volk erregt hatten, waren, wie immer, nicht erfüllt worden; die religiösen wie die politischen Ideale, die man ihm gezeigt hatte, noch alles eher als verwirklicht. Schon hörte man in den Truppen von neuen Bewegungen. Eine meeresgrüne Standarte, hieß es, wollten sie aufpflanzen und ihre Pläne ausführen. An der Spitze dieser Truppen löste Cromwell den letzten Rumpf des alten, Langen Parlaments mit einigen zwanzig Musketieren auf (1653) und berief eine neue Versammlung lediglich aus „Männern mit Gottesfurcht und von erprobter Gläubigkeit“, den sog. Godlys, den Gottseligen. Schon hatten sich am linken Flügel der puritanischen Republikaner die Ideen der sog. Levellers in einem großen sozialen Programm zusammengeschlossen. Die ursprüngliche Freiheit der Schöpfung wiederherzustellen, ist ihr Ziel, die alte natürliche Gemeinschaft der Menschen im Genuß der Früchte dieser Erde, die sofortige Befreiung aus der „ägyptischen Knechtschaft“. Freiheit von allen Abgaben fordern sie, Fürsorge für einen jeden, der arbeiten will. Das Privateigentum, vor allem an Grund und Boden, soll aufgehoben werden. Die Erde, sagen sie, ist von dem Schöpfer „zur großen Schatzkammer des Unterhalts bestimmt, für den einen so gut wie für den andern, ohne Unterschied der Person . . . Gott hat das Menschengeschlecht zum Herrn über die Erde und die Tiere des Feldes gesetzt, aber nicht die einen zu Herren und die andern zu Sklaven“. Und schon haben sie die Hand am Hebel der Gewalt.

In der Armee breiten ihre Lehren sich aus; in dem sog. Kleinen Parlament der Godlys gewinnen sie die Oberhand. Schon gehen sie daran, das oberste englische Gericht abzuschaffen, das alte gemeine und statutarische Recht von England aufzuheben, die Ehe als bloßen bürgerlichen Haushaltsvertrag zu erklären, alle Patronatsrechte zu verwerfen, die Eidesleistung zu beseitigen, die Zehnten aufzuheben — so gleich bleiben sich im Grund alle europäischen Revolutionen. Und schon spaltet sich auf ihrer linken Seite abermals eine noch radikalere Gruppe ab, die Gesellschaft der sog. fünften Monarchie, die — wie ein Jahrhundert zuvor die Wiedertäufer in Münster — auf Grund biblischer Prophezeiungen den Grundsatz aufstellen, daß nun die Regierung des Gottessohnes selbst beginne, und daß die ganze Erde ohne Unterschied ihnen, seinen Heiligen, allein zum Erbteil gegeben sei,

daß Staat und Kirche überhaupt, als Einrichtung der vierten Monarchie, jetzt vernichtet werden müßten. Führer des Kleinen Parlaments und alsbald die Mehrheit von dessen Mitgliedern werden von solchen Anschauungen hingerissen. Die Revolution greift über auf die bürgerliche Ordnung, auf den sozialen Zustand des Landes. Sie ist dabei, würden wir heute sagen, wenngleich mit calvinistischem Geist, eine bolschewistische Revolution zu werden.

An Cromwells Stellung hingen die Geschicke Englands.

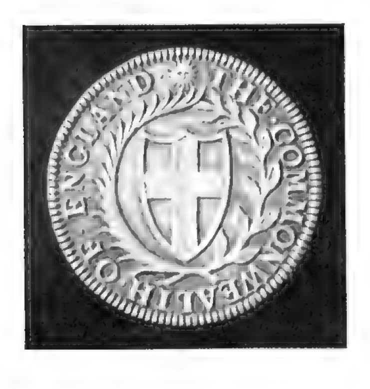
Von dem äußersten linken Flügel der Independenten, welche jetzt diese Wege einschlugen, war er selber ausgegangen; mit ihnen vor allem hatte er seine Stellung errungen, die alten politischen Mächte des Landes zersprengt. Er selbst hatte dies Parlament der Godlys berufen. War es nicht die gewiesene Rolle für ihn, wie Ranke es ausdrückt, jetzt an die Spitze dieser anabaptistisch-demokratischen Partei zu treten, ihre Ideen in England durchzuführen, und dann als ein neuer Mohammed — ein Lenin und Trotzki von damals — in der Welt auszubreiten?

Aber Cromwell war kein Orientale, sondern ein Engländer; kein Marxist, sondern ein Puritaner. Immer schon hatte letzten Endes nicht eine Theorie, sondern ein praktischer Gesichtspunkt, neben und im „Interesse Gottes" das „Interesse der ehrlichen Leute" (wie er selbst zu sagen pflegte) sein Handeln bestimmt. Er hatte, im Gefühl eines göttlichen Auftrags, die Stürme der Revolution nicht gescheut, die ihn selbst emportrugen. Aber er wollte nicht den allgemeinen Umsturz, die chaotische Verwirrung. Wie die Bewegung, die er bisher geführt hatte, in diese umschlug, warf er selbst sich ihr entgegen. König, Lords und Parlament hatte er mit dem Schwert und der Bibel zu Boden gerungen: aber an diesem Punkt hielt er inne. Nun erhob er, mitten im Zusammenbruch des alten Staates und der alten Kirche, dasselbe Schwert und dieselbe Bibel zum Schutz der bürgerlichen Zustände und der Grundlagen der Gesellschaft, des bürgerlichen Rechts, des Eigentums, der niederen Geistlichkeit, welche das Gemeinwesen von England trugen. In diesem Sinn ergriff er, als Lord Protector, als die einzige übrig gebliebene gesetzliche Gewalt, die höchste Macht.



Zeitgenössische Medaille auf Oliver Cromwell
Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Eine ungeheure Stellung, nach beiden Seiten im Kampf. Es zeigt seine ganze staatsmännische Kraft, wie er in den folgenden Jahren immer wieder von neuem versucht, die inneren Gegner zu versöhnen, sein Protektorat in ein Verhältnis zu den alten parlamentarischen Überlieferungen des Landes zu bringen. Nie hat er, bei allen taktischen Wendungen im einzelnen, das große Ziel einer wirklichen Befriedung des Gemeinwesens aus dem Auge verloren. Aber wie hätte sie in so kurzer Zeit gelingen können? Bis in den tiefsten Grund waren die Leidenschaften aufgeregt. Bis in seine letzten Tage drohten ihm von beiden Seiten, den Royalisten wie den Levellers, Verschwörungen und Attentate. Nur mit grausamster Härte vermochte er sie niederzuschlagen. Worauf sein Protektorat sich stützte, war und blieb ein Militärregiment von einer Schrankenlosigkeit, wie



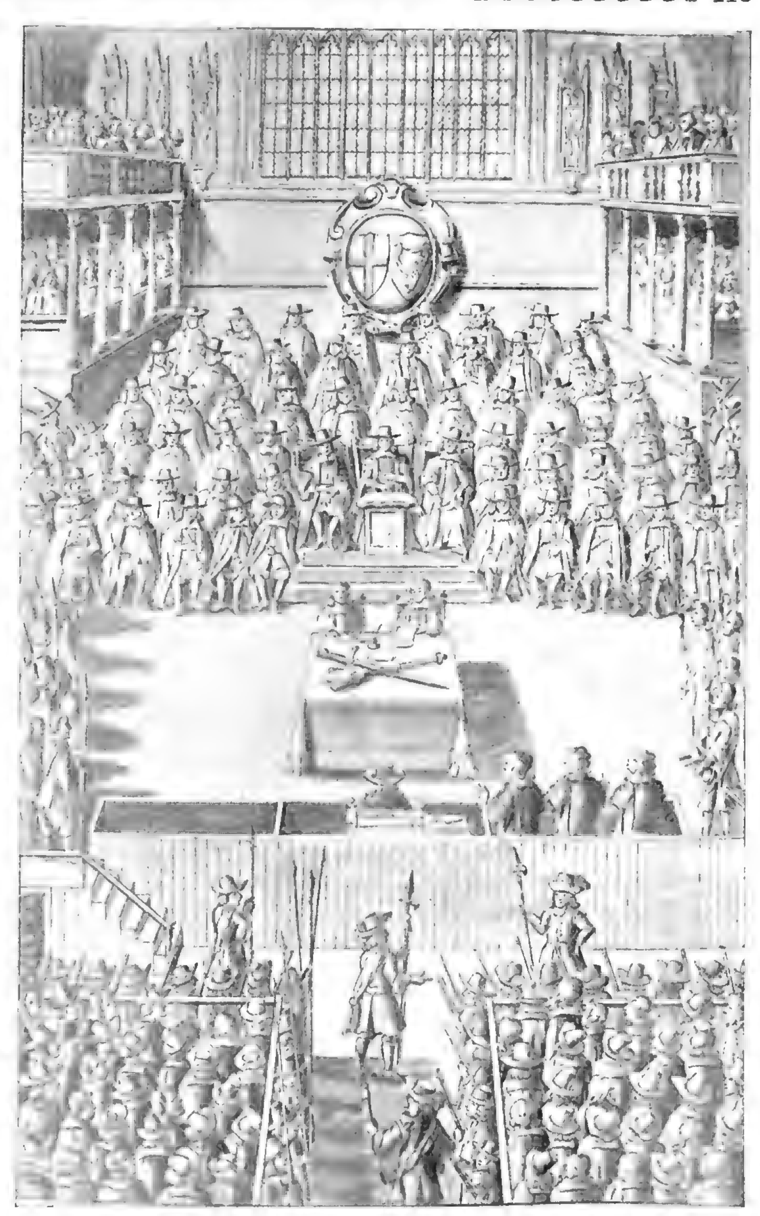
Links: Vorderseite der halben Krone mit dem Georgskreuz, dem Wappen der neuen Republik England

★

Rechts: Rückseite der im Jahre 1651 vom Parlament geprägten halben Krone



England sie noch nicht erlebt hatte. Das ganze Land wurde in dreizehn militärisch regierte Bezirke eingeteilt. Eine eigene Landmiliz wurde ausgehoben und den ihm anhänglichsten Offizieren unterstellt. Von zwei zu zwei Meilen über die Inseln lagen ständig ihre Posten. Alle Verdächtigen und ihr Betragen standen unter Überwachung. Haftbefehle, Versendung nach Westindien, in die Sklaverei, Todesurteile waren an der Tagesordnung. An die 12 000 politische Gegner, heißt es, füllten 1658 die Gefängnisse. Jedoch die strengste Mannszucht herrschte. Trunkenheit, Schwören, Fluchen waren unter Strafe gestellt; auf schwere Gotteslästerungen stand der Tod. Alle alten Volksbelustigungen, Pferderennen, Hahnenkämpfe, Schauspiele waren verboten. Eine Art „religiös-politischer Belagerungszustand“ breitete sich über das ganze Gemeinwesen aus.


König Karl I. von England vor seinen Richtern

Aber es war die geordnete und einheitliche Staatsgewalt Englands, die mit diesen Mitteln, mitten in einer grundstürzenden Revolution, aufrechterhalten wurde. Es war die alte Überlieferung des Landes, die auch dieser Usurpator — mit Mitteln, die ihr ins Gesicht zu schlagen schienen — fortführte. Derselbe Oliver Cromwell, der den König aufs Schafott gebracht hatte, hat die Revolution selbst in den Bahnen der englischen Entwicklung festgehalten.

Es ist das gleiche, was auch seine äußere Politik kennzeichnet. Auch hier bleibt Cromwell innerhalb der englischen Entwicklung, ja hier hat er selbst sie sogar aufs mächtigste gesteigert. Den ersten reinen Imperialisten Englands hat man diesen Puritaner genannt, der sich vornahm, den Namen der Engländer so groß zu machen, wie einst derjenige der Römer gewesen war. Auch hier ging er aus von parteimäßigen, einseitig religiösen Ideen. Phantastische Gedanken, wie der einer völligen Verschmelzung von England und Holland zu einer einzigen

Republik, einer einzigen Nation tauchten am Anfang in seinen Plänen auf. Eine große Liga aller protestantischen Staaten zur Sicherung der protestantischen Religion blieb bis zuletzt sein oberstes Ziel. Aber in der Ausführung wurde auch hier schließlich alles überwältigt vom Interesse des Staates, der gesamten Nation. So stark war deren dunkler Trieb, daß er alle, auch die gewaltsamsten einzelnen, zu seinen Trägern machte.

Er hatte als erster, wie wir sahen, das ganze Gebiet der großbritannischen Inseln innerlich zu einer Einheit zusammengefaßt; als erster wandte er dies neue Selbstbewußtsein nun auch nach außen. Der Vorteil der geographischen Lage der ganzen vereinigten Inselgruppe, ihr Beruf zur See drängten sich diesem stolzen, militärischen Geist auf. Kriegerisch und kraftbewußt führte er dies neue England in die europäischen Auseinandersetzungen hinein.

Zum ersten Male, unter diesem demokratischen und calvinistischen Protektor, empfanden die atlantischen und mittelmeerischen Küsten Europas das Übergewicht der englischen Flotte. Zum erstenmal erzitterte Italien vor dem englischen Namen. Vor den spanischen und portugiesischen Häfen, vor Tunis, Malta und Toulon drohten die englischen Schiffsgeschütze. Schon dachte diese neue Republik an eine Fußfassung in Italien, in Deutschland; in den Niederlanden kam sie wirklich zustande. Der Schlüssel des Kontinents, sagte ein Zeitgenosse, hange am Gürtel Cromwells.

Vor allem bedeutsam aber wurde der Kampf gegen Spanien, in dem die religiösen und die nationalen Antriebe, die puritanische Kreuzzugsstimmung und das englische Handelsinteresse völlig ineinander aufgingen, in dem Cromwell vollends, nur mit gesammelter Stärke, die Bahnen der alten elisabethanischen Politik einschlug. Dieser Kampf führte zur Fußfassung auf Jamaika, zum Bündnis mit Frankreich, das den Keil zwischen den katholischen Weltmächten verstärkte, und damit — erfolgreicher als die geplante protestantische Liga — zur Sicherung des Protestantismus in Europa, zum künftigen Ausbau des britischen Reiches über die Welt.

⋆

Als Cromwell am 3. September 1658, 59½ Jahre alt, am Jahrestag seiner Siege von Dunbar und Worcester, starb, hatte er die puritanische Revolution in die Grundlagen des englischen Staatsbaues eingefügt. Sein Protektorat freilich, ganz auf seine Person zugeschnitten, und mit ihm die republikanische Staatsform, brach alsbald nach seinem Tode zusammen. Das alte, noch unter dem König gewählte Parlament versammelte sich wieder; die Stuarts wurden zurückberufen (1660). Fast ein weiteres Menschenalter lang dauerten die neuen inneren Erschütterungen, in denen sich schließlich, zwischen König und Volk mitteninne, das Parlament zur führenden Stellung in einer neuberufenen, eingeschränkten Monarchie emporrang. Über alle Kriege und Umstürze Europas hinweg, bis zum heutigen Tage, hat England sich diese Staatsform bewahrt.

Der Protektor selbst wurde nach seinem Tod zuerst einbalsamiert und mit mehr als königlichen Ehren in der Westminster-Abtei bestattet. Aber kaum zweieinhalb Jahre später, nach der Rückkehr der Stuarts, wurde sein Leichnam, auf einstimmigen Parlamentsbeschluß, wieder ausgegraben und, am Tage der Hinrichtung Karls I., öffentlich an den Galgen gehängt. Sein Kopf wurde abgeschnitten und auf dem Dach der Westminster Hall, in der Karl I. verurteilt worden war, auf einem Pfahl aufgespießt, bis ihn der Sturm herabwarf.

Oliver Cromwell war im Leben ein Mann von kräftigem und gedrungenem Körperbau, nicht ganz sechs Fuß groß (etwa 178 cm); als Protektor gern in dunklen, schwarzen Samt und Mantel gekleidet; mit hellbraunem, früh ergrautem Haar und Schnurrbart, starker, stumpfer Adlernase, tiefen, gewaltigen Augen unter drohenden Brauen; im ganzen, löwenhaften Antlitz, durchfurcht von unermüdlicher Arbeit und Anspannung, von leidenschaftlichen Kämpfen des Gemüts, ein Zug von Schwermut und Größe, der über die Jahrhunderte hinweg erschüttert. Ein Mann von vulkanischem Temperament, aber gesammelter sittlicher Willenskraft; von unerbittlicher Härte in seinem Werk, aber von Natur äußerst mitleidig gegen alles, was er in Schmerzen sah; lebenslang ein Freund sportlicher Vergnügungen im Freien, vor allem der Falkenjagd und der Pferde; ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, der menschlichen Stimme wie der Instrumente; wie es scheint, nicht ohne Sinn für bildende Künste, als Regent ein Förderer der Wissenschaft und Literatur, selbst wenn ihre Träger ihm politisch gegnerisch gesinnt waren: mit einem angeborenen Zug zum Großen auf jedem Gebiet. Seine Tapferkeit als Mann, seine großartige Würde als Herrscher erkannten auch seine Feinde uneingeschränkt an. Der Ehrgeiz, der ihn zweifellos beseelte, war aufs tiefste mit seiner Religion verwachsen: von seinem ersten öffentlichen Auftreten 1629 bis zu seinem Tod betrachtete er sich als Instrument Gottes, zugleich von der Vorsehung und der sachlichen Notwendigkeit vorwärtsgetrieben. Der Vorwurf berechneter Heuchelei, den vor allem seine enttäuschten Anhänger später gegen ihn erhoben, hält vor der tiefen Wahrhaftigkeit seiner Briefe und Reden nicht stand. „Selten, meine ich,“ sagte der Verwalter seines Haushalts, Maidstone, „hat eine größere Seele in einem Kleid von Erde gelebt, als die seinige war.“



Die Skagerrakschlacht. Gemälde von Claus Bergen

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus meinem Leben und Streben

Von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Heck

Ludwig Heck ist ein berühmter Mann. Er hat sich eine Volkstümlichkeit errungen, wie sie unter den Zoologen vor ihm wohl nur dem Verfasser von Brehms Tierleben zuteil geworden ist. Auch wer zu den wenigen zählt, die sein stolzestes Werk, den Berliner Zoo, in seiner jetzigen Gestalt nicht kennen, weiß von Ludwig Heck. Sein Name hat den vollen Klang einer Autorität. Seit vierzig Jahren leitet er den mustergültigen Berliner Garten und hat in dieser langen Zeit sich nicht darauf beschränkt, ein ausgezeichneter Fachmann zu sein. Ein lebhafter Mensch, wie er ist, hat es ihn immer wieder getrieben, von seinen Beobachtungen und Erfahrungen einem großen Publikum zu erzählen, und er hat stets aufmerksame Hörer und Leser gefunden, auch in diesen Heften, wo er besonders gern Ausflüge in das ihm so innig ans Herz gewachsene Gebiet der bildenden Kunst unternommen hat. Als sich sein Jubiläum nahte, haben wir Heck gebeten, ein wenig aus seinem Leben und Streben zu plaudern. Er hat es getan, Ernst und Frohsinn auf eine höchst anmutige Weise mischend. Aber die fertige Handschrift war ein Buch geworden, und so drucken wir hier nur ein paar Stellen daraus ab. Sie zeigen mehr den Menschen als den Gelehrten, doch es will uns scheinen, als ob im Abschnitt eines so arbeitsreichen Lebens auch der Mann Ludwig Heck ein Recht hätte vorzutreten, und sicher sind wir, daß die Leser sich seiner mit Dank und Glückwunsch freuen werden. Geben wir ihm jetzt das Wort:

Wo ich herkam

Bei jedem besseren Tier fragt man längst nach Abstammung und Aufzucht, um seinen Wert zu beurteilen. Es wäre Zeit, auch beim Menschen diese grundlegenden Umstände zu würdigen. Es gibt ja auch schon eine ganze Wissenschaft, die darauf abzielt. Ich fürchte aber, ehe diese Erkenntnisse nur einigermaßen Allgemeingut werden, müssen wir noch viel mehr leiden unter dem Irrwahn, alle Menschen seien gleich. Was bin ich nun für einer? Ein Lehrerssohn und ein Oberförstersenkel, also sozusagen Mischblut von Lehrer und Jäger, von Wissenschaft und Natur, und in Darmstadt aufgewachsen, d. h. ein evangelischer oberrheinischer Süddeutscher. Das hat alles viel zu bedeuten.

Von meinem Großvater, der den Kranichsteiner Wildpark bei Darmstadt unter sich hatte, habe ich wohl die angeborene Neigung zur Tierwelt, die von klein auf, wie selbstverständlich, bei mir vorhanden war. Auf eine Rundfrage „Wie kam ich zur Naturwissenschaft?" konnte ich deshalb nur antworten: „Ich war immer bei ihr, wenigstens bei der Tierwelt." Und von meinem Vater, der historisch und literarisch eingestellt war, habe ich wohl das Bedürfnis, das mit Herz und Gemüt in Besitz Genommene mit dem Verstande zu ordnen und zu beherrschen. Deshalb gingen mir als kleinem Knirps schon Tierbilderbücher über alles.

Wenn ich zurückdenke, an was für fürchterlichen Schreckgespenstern der Tiermalerei ich meine ersten zoologischen Kenntnisse habe erwerben müssen, so muß ich die heutige Jugend beneiden. Zugleich aber kann ich mich gar nicht genug wundern, daß klassische Bücher wie Brehms Tierleben nicht breiter und tiefer auf unsere Allgemeinbildung eingewirkt haben. Denn darüber bin ich mir mit meinen sämtlichen Kollegen einig: man hört im zoologischen Garten vom durchschnittlichen Publikum heute noch genau dieselben törichten, von krasser Unwissenheit zeugenden Redensarten wie vor Jahrzehnten. Ja, ich habe sogar — leider, leider, leider! — manchmal den Eindruck, als ob ein gewisses löbliches Bestreben des 19. Jahrhunderts, alles, insonderheit auch die Tierwelt, möglichst verständig zu betrachten und vernünftig aufzufassen, wieder sehr zurückgetreten sei und einer ganz bedenklichen, mir geradezu Leibschmerzen verursachenden Hinneigung Platz gemacht habe zum Übernatürlichen, Mystischen. Hemmungslose Vermenschlichung der Tiere, als ob sie verkleidete Menschen von beachtlicher Bildungsstufe wären, und ohne die geringste Rücksicht darauf, wie hoch oder niedrig sie in der Abstufung der geistigen Fähigkeiten stehen, fanatische Tierschützerei ohne eine Ahnung von der Natur der Schützlinge und daher auch ohne jedes Urteil darüber, was ihnen wirklich frommt, das erlebt man jetzt alle Tage — man könnte manchmal an seinem ganzen Lebenswerk verzweifeln.

Ich hatte zu meinem Glück in der Schmitzschen Privatschule, die ich zunächst besuchte, einen sehr guten Lehrer für Naturgeschichte, den alten Klier, der uns die Tiere anschaulich schilderte und selbst an die

Tafel zeichnete; er hat auch ein ausgezeichnetes Schmetterlingsbuch geschrieben und selbst mit schönen farbigen Tafeln ausgestattet, das ich mir natürlich glühend wünschte und von meinen guten Eltern eines Tages auch erhielt.

Zum erstenmal im Zoo

Und dann kam der Brehm! Schon als Quintaner bekam ich einen Band der Volksausgabe zum Geburtstag, und nun fühlte ich mich besorgt und aufgehoben. Was da drin stand, das wußte ich bald alles. So kam es, daß ich dem Landsmann und Jugendfreund meines Vaters, dem Rektor Dr. Dietrich in Frankfurt a. M., der heute noch hochbetagt lebt und jetzt wohl der einzige Lebende ist, für den ich noch einfach „'s Hecke Luddwig" bin, im Frankfurter Zoo eine Enttäuschung bereitete, weil ich ihn gar nichts fragte, sondern jedes Tier gleich selber beim Namen nannte. „Dem braucht man nichts mehr beizubringen!" sagte er, einigermaßen ärgerlich, abseits zu meinem Vater. Ich aber war von diesem ersten Besuche eines zoologischen Gartens natürlich ganz erfüllt, und damals mag wohl die erste dunkle Ahnung in mir aufgedämmert sein, daß ich dahin streben müsse, an solchem Orte meines Lebens Zweck und Inhalt zu finden.

Ähnlich ging es im Kölner Garten, den ich mit meinen Düsseldorfer Verwandten besuchte. Da hatte ich auch schon eine tiergärtnerisch-kritische Anwandlung. Man wollte ein Paar Weißschwanzgnus eintreiben, indem man ein Tau quer durch das Gehege zog und an beiden Enden je einen Wärter außerhalb des Geheges anfassen ließ. Ich weiß heute noch, daß ich mir dachte, so geht das vielleicht mit Schafen, aber nicht mit Gnus, und tatsächlich stürmte der Gnubulle derart gegen das Tau an, daß die beiden Wärter lang hinschlugen, ehe sie nur loslassen konnten. Fünfzehn Jahre später war ich Direktor am Kölner Zoo.

Gut Essen und Trinken

Durch meinen ersten Besuch bei den Düsseldorfer Verwandten, die die städtische Tonhalle dort bewirtschafteten, die größte Saalanlage des damaligen Deutschlands, wurde wohl auch der Grund gelegt zu meiner Vorliebe und meinem Verständnis für gutes Essen und Trinken, das ich für nichts weniger als Schwäche halte, sondern ganz im Gegenteil für ein wesentliches Merkmal des vollsinnigen und vollkräftigen Kulturmenschen.

Wer da nicht mitkann, den entschuldigt in meinen Augen nur ein vorgeschrittenes Magen- oder Nierenleiden. Der damalige Düsseldorfer städtische Kellermeister, der den vertrauenerweckenden Namen Unschuld führte, nahm mich mit zwölf Jahren schon in sein weitläufiges unterirdisches Reich, lehrte mich Rhein- und Moselwein unterscheiden und war mit meinen Fortschritten zufrieden. Freilich kam ich nicht gänzlich unvorbereitet zu ihm. Denn auch in meinem Vaterhause gehörte zum Sonntagsbraten ein Glas Wein. Da tranken wir aber Bergsträßer, Auerbacher Rott, der es an Körper und Alkoholgehalt mit kräftigem Rheinwein aufnehmen kann, nur daß er leider kein Bukett hat. Und die Zubereitung und das Anrichten all der feinen Gerichte, der Fische und Braten, des Geflügels und der süßen Speisen in der großen Tonhallenküche! Mit welchem Interesse ich mir das alles ansah und die französischen Namen lernte! Die Köche freuten sich über mich und noch mehr die „Kochstudenten", rheinische Mädels aus guten bürgerlichen Familien, die die feine Küche lernten, Schönheiten dabei von jenem urgermanischen, urgesunden niederrheinischen Typ, an dem sich mein Mannesauge jedesmal wieder erfreut, so oft ich an den Rhein komme.

„Die Preußen kommen!"

Ich war und bin ein richtiger Hesse, und als wir im Gymnasium später den ersten preußischen Direktor bekamen, hielt er in meinen Augen den Vergleich mit unserem alten Boßler nicht aus. Trotzdem war ich nie ein beschränkter Partikularist und verbohrter Preußenhasser. Ich habe mit meinen hessischen Landsleuten und badischen Stammverwandten schon als heranwachsender Mensch die Überzeugung vertreten, daß Deutschland nur mit und durch Preußen vorwärtskommen könne. Dafür wurde ich von gewissen Familienverwandten als der „Preiße-Luddwig" abgestempelt, und das geht bis in meine Kindheit zurück, bis ins Jahr 66. Von dieser Wende Deutschlands zum Starken und Großen hatte ich als sechsjähriger Bub schon meine tiefen, fest in der Erinnerung haftenden Eindrücke. Da lernte ich Preußens Kraft- und Glanzpunkt kennen, seine Armee, und konnte sie vergleichen mit anderen Armeen.

Was hatten wir da in wenigen Monaten für verschiedene Einquartierungen! Sogar einen Bremer Stadtsoldaten in ganz schwarzer Uniform. Alle wurden sie sehr mitleidig und liebevoll aufgenommen, zumal wenn sie müde und staubig waren. Als es aber eines Tages hieß: „Die Preußen kommen!", da wurden die Gesichter bedenklich

ernst, auch die meiner guten Eltern, und man sprach sich besorgt mit Hausgenossen und Nachbarn darüber aus, was man wohl von denen zu gewärtigen haben würde. Wir Buben rannten ans Rheintor; denn daher mußten sie kommen. Sie waren aber schon da, saßen und lagen unter den alten Linden im Grase, und wir waren gleich ganz vertraut mit ihnen, durften uns das Wunderwerk der damaligen Waffenindustrie, das Zündnadelgewehr, ansehen, mit dem die Preußen so schnell schießen konnten, während unser Militär noch Vorderlader stopfte.

Da auf einmal die hellen Kommandostimmen der Offiziere: „An die Gewehre!" Wie elektrisiert sprang alles auf, und wie gescheuchte Spatzen stoben wir Buben auf die Seite. Ich spitzte schon die Ohren und riß die Augen auf. Und dann der Einmarsch die berühmte Darmstädter Rheinstraße hinauf! So was hatte man bei uns noch nicht gehört und gesehen! Wie der schrille Ton der Querpfeifen in die Ohren gellte und der helle Ton der kleinen, niedrigen Trommeln dazu! Die Österreicher und Süddeutschen hatten große, hohe Trommeln, wie kleine Bierfässer, mit dumpfem, dunklem Ton. Und dann der Einmarsch des Regiments selber! Wie da die Beine geschmissen wurden und die Köpfe sich mit hörbarem Ruck zur Seite drehten, als es vor der Rheintorwache am Obersten vorbeidefilierte! Das imponierte mir so, daß ich es zu Hause gleich vormachte und den sicheren Sieg der Preußen vorhersagte. Meine Mutter lachte, und mein Vater staunte über mich. Als Einquartierung brachte ich einen blondbärtigen pommerschen Reserve- oder Landwehrmann mit, der meiner Mutter durch sein bescheidenes, freundliches Wesen eine große, aber angenehme Enttäuschung bereitete. Sie hatte sich „so en Preiß" ganz anders gedacht, drängte ihm aber nun um so mehr an Essen auf, je weniger er verlangte.

Nun aber erst die Wandlung unserer süddeutschen Geister, Seelen und Herzen bis zum Ruhmes- und Einigungsjahre 1870, in der kurzen Zeitspanne von vier Jahren! Das konnten die preußischen Deutschen, die schon hundert Jahre und länger in einem großen, gefestigten und geachteten Staatsgefüge saßen, uns gar nicht nachfühlen. Wir waren aus Rand und Band vor Begeisterung. Wie viele Nächte habe ich am Bahnhof verbracht, Eimer mit Kaffee und anderes geschleppt für die durchfahrenden Truppen und auf den Straßen Hurra geschrien, und meine Eltern mit! Schule spielte gar keine Rolle mehr, alle Augenblicke war siegfrei. Es war eine Zeit ohnegleichen.

Als Student in Berlin

Ich hatte die ersten Semester in Straßburg und Gießen studiert und kam in Berlin in das von mir erhoffte rege geistige Leben. Im akademischen Zoologiestudium kam ich aber nicht viel weiter; denn auf dem zoologischen Lehrstuhl saß noch der alte Peters, der zwar ein tüchtiger Museumssystematiker, doch von allem modernen Institutsbetrieb so weit entfernt war, daß sein Kolleg eine gesprochene Naturgeschichte war und sein Praktikum im Bestimmen von Reptilien bestand, deren Kopfschuppen gezählt werden mußten, ohne die Tiere aus dem versiegelten Spiritusglase herauszunehmen. Da waren aber andere, die mich fesselten; darunter wirklich große Universitätslehrer. v. Martens, noch einer der universalen Wissensbolde aus der alten Gelehrtenschule, las Geschichte der Zoologie; den genialen Chemiker Hoffmann (auch noch ein Liebigjünger) mit seinen eleganten Experimenten ließ ich mir nicht entgehen; von Dubois-Reymonds geistreichem Publikum in dem verflossenen Barackenauditorium, einem unglaublichen Dreckstall, ließ ich mich anregen und entzücken. Bei Treitschke und Herman Grimm zu belegen oder auch nur zu schinden, was viele Naturwissenschafter taten, konnte ich mich nicht aufschwingen: so gründlich hatte man mir im Darmstädter Gymnasium Geschichte und Literatur, denen ich sowieso nicht sehr zugeneigt bin, verleidet. Aber zwei Berliner Philosophen übten merklichen Einfluß auf mich. Der eine war der alte Zeller, ein furchtbar gelehrtes Haus, in der äußeren Erscheinung ein zweiter Kant. Er las Geschichte der Philosophie im Barackenauditorium. Während der greise Gelehrte, ganz weit da vorne, seinen Vortrag hielt, sanken die Zuhörerköpfe langsam immer tiefer auf die Tische herab. Da plötzlich schwang er sein weißes Kollegheft mehrmals hin und her, und nun fuhren sie alle wieder hoch; denn jetzt gab er eine kurze Zusammenfassung des vorher Gesagten, und da wurde nachgeschrieben aus Leibeskräften. Dann wieder dasselbe Wechselspiel zwischen Niedersinken und Aufraffen. Ganz anders bei Paulsen. Da waren die ganze Stunde alle Ohren gespitzt und alle Federn in Tätigkeit, kein Wort mochte man verlieren. Es waren mitunter aber auch unvergeßliche Worte, die dieser unbefangene große Geist mit leiser Stimme sprach, ohne jegliche äußere Erregung, während er ein winzig kleines Bleistiftrestchen zwischen den Fingern drehte und sanft aufs Katheder aufstieß. So z. B. sagte er: „Die meisten Väter glauben genug getan zu haben in der Erziehung ihrer Kinder, wenn sie sie von Zeit zu Zeit einmal durchprügeln," oder: „Die Kirche ist dank ihrer Erstarrung in mittelalterlichen Glaubensformeln vielen Menschen so gleichgültig geworden, daß sie sich nicht einmal mehr die Mühe nehmen, aus ihr auszutreten."

Der Berliner Zoo 1880

Mein Hauptkolleg in Berlin aber war natürlich der Zoologische Garten. Wie oft wanderte ich schon des Morgens in aller Frühe hinaus durch den damals noch, ach, so stillen Tiergarten. Auf der Tiergartenstraße kein Mensch und kein Fuhrwerk. Auch am Tage kaum. Hie und da wiesen an die Bäume genagelte Bretter mit grob ausgeschnittener Hand den Weg nach dem Zoologischen Garten.

Der damalige Zoo imponierte durch einen gewissen großartigen Zuschnitt des Ganzen. Gebäude, wie Bärenzwinger, Raubtierhaus, Antilopenhaus, Elefantenhaus hatten damals nicht ihresgleichen. Waren sie doch von Ende & Böckmann, der ersten großen Privatarchitektenfirma, die sich in Berlin auftat, entworfen und ausgeführt! Ebenso viele kleinere Anlagen (Büffelhäuser, die zum Teil heute noch stehen, Stelzvogelhäuser). Der Tierbestand ragte hervor durch viele große Schautiere, schönes Geflügel und seltene Vögel.

Da sah man unter den Bewohnern der einzigartigen Indischen Elefantenpagode ein Paar indische Nashörner (heute ein beinahe ausgestorbenes Tier!), die sich allerdings nicht vertragen wollten, sondern, zusammengelassen, einen lebensgefährlichen Kampf aufführten. Das eine hat 37 Jahre, von 1871 bis 1908, hier gelebt. Heute muß man schon der Prinz von Wales sein, um von einer Indienreise noch eins mitbringen zu können: es muß aus den unzugänglichen Wildnissen am Fuße des Himalaya herausgeholt werden.

In dem eleganten Antilopenhause mit dem anmutigen Säulenumgang, das damals auch die Zebras beherbergte, starb 1875 das letzte Quagga vom Kap, das überhaupt auf der Erde gelebt hat. Ich habe es nicht mehr gesehen. Wohl aber das „bonte Quagga“ der immer weiter nach Norden „trekkenden“ Buren, das Burchellszebra, aus dem Gebiete des Oranjeflusses, bei dem die Streifung nach hinten immer schwächer wird und auf den Keulen und Beinen ganz aufhört. Dieses Zebra habe ich selbst noch gesehen und später als Direktor gepflegt; ja ich habe gerade jetzt wieder ein solches nach hinten schwach gestreiftes Stück. Die Burchells-Hengste waren wunderbar feurige Tiere, mit Tiergärtneraugen angesehen: böse Teufel, die allen möglichen Unfug machten, gegen die Stallwände schlugen, daß es knallte wie Pistolenschüsse, und bissen wie die Hunde. Jetzt lassen wir alle unsere Tiere, mit wenigen Ausnahmen, immer einmal heraus, und diese Auffrischung tut ihnen ganz gut, wenn man sie nur nicht zu längerem Liegen kommen läßt. Früher aber wurde alles Ende Oktober spätestens eingewintert und kam frühestens im April erst wieder ins Freie. Da war natürlich der Stallmut groß, und ich sah als Volontär hier bei solchem ersten Herauslassen ein Burchellszebra so toll gegen das Gehegegitter rennen, daß die Stäbe sich krumm bogen und das Tier wie ein Gummiball wieder zurückflog. Ohne Schaden zu nehmen. Gute Knochen und ein unerschütterliches Gehirn! Die großen, schweren Elenantilopen züchtete man Generationen hindurch. Schließlich wurden aber die Kälber so knochenweich, daß sie nicht mehr stehen konnten. Freilich wußte man damals noch nichts von Vitaminen und hatte überhaupt nur unvollkommene Einsichten in rationelle Fütterung. Heute ist das anders, und diese Fortschritte verdanken wir den Forschungen unserer modernen Tierärztlichen und Landwirtschaftlichen Hochschulen.

Schon damals blühte im Berliner Zoo auch die Zucht des Wisents, dieses gewaltigen europäischen Wildrindes, das in früheren Jahrhunderten auch unsere Heimat bewohnte, in neuerer Zeit aber auf den Bialowieser Wald, ein Leibrevier der russischen Zaren, beschränkt war. Diese, zuletzt noch Zar Alexander II., übten die noble Fürstenpflicht, den älteren Zoologischen Gärten (Berlin, Dresden, Wien) von Zeit zu Zeit ein Paar zu schenken, und so hat sich die Zucht bis heute forterhalten. In Bialowies aber waren sehr schnell die letzten Reste vernichtet, als nach Errichtung der polnischen Republik die Deutschen abzogen.

Stundenlang stand ich als Student auch bei den Fasanen, die damals ihre Gehege zwischen Affen- und Elefantenhaus hatten. Da waren, wie auch heute wieder, kostbare Prachtstücke zu sehen, und ihnen zuliebe pilgerte ich so manches Mal schon in aller Herrgottsfrühe durch den Tiergarten hinaus in den Zoo. Da hatte ich denn auch das Glück, den Tragopan balzen zu sehen, einen der schönsten fasanartigen Vögel aus dem fernen Ostasien: auf braunem und sattrotem Grunde prachtvoll geperlt und der Hahn am Kopfe mit einem Schmuck buntfarbiger Hautlappen ausgestattet, der sich schwer beschreiben läßt. Für gewöhnlich sieht man kaum etwas davon; aber in der Balzerregung dehnen sie sich aus zu wunderschönen Figuren, auf tiefblauem Grunde rot und orangegelb gemustert.

Leipziger Lehrzeit

Man spricht nicht umsonst von Universitäten, auf denen man sich studienhalber aufgehalten, und solchen, auf denen man wirklich studiert hat. Diese Unterscheidung mußte ich jetzt ins Praktische übersetzen. In meinem Fache, in der Richtung aufs Examen war ich noch nicht vorwärtsgekommen: ich hatte gesucht, aber nichts gefunden.

Was ich suchte und brauchte, das fand ich erst in Leipzig. Da aber im höchsten und schönsten Maße, und da wurde ich dann auch etwas. Dieses bestimmte, frohe und zuversichtliche Gefühl hatte ich sofort beim ersten Anblick des Leipziger Zoologischen Universitätsinstituts, das sich aus seiner Nachbarschaft spießiger Mietshäuser um so stattlicher heraushob. Es war das schönste und beste seiner Zeit. Als ich im Innern die Laboratorien, Hör- und Museumssäle sah, freute ich mich erst recht, und als ich die erste Vorlesung bei Rudolf Leuckart, dem Schöpfer und Leiter des Ganzen, hörte, da ging ganz und gar mein junges, begeisterungsfähiges Herz auf. Ich habe ihn geliebt wie einen zweiten Vater, und das hat er auch um mich verdient. War er doch wirklich mein geistiger Vater! Ohne ihn wäre ich sicher nicht das geworden, was ich bin. Sein Arbeitsgebiet war zwar weit entfernt von meinen besonderen Interessen: er war der Begründer der modernen Parasitenforschung. Aber er war von jener bewundernswerten Vielseitigkeit, deren geniale Persönlichkeiten fähig sind, und hat als Förderer meiner persönlichen Bestrebungen wie ein Vater an mir gehandelt.



Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck
Gemälde von F. Klinkert-Rieß

Wo ich eigentlich hinauswollte, das kam ihm wohl zum ersten Bewußtsein durch folgende kleine Episode, die in der rückschauenden Erinnerung für mich selber immer etwas Belustigendes hat. Ich war natürlich sehr bald auch in Pinkerts damals rein privatem Leipziger Zoo zu Hause und kannte den Tierbestand auswendig. Da wurde die erste Tierleiche ins Laboratorium gebracht, die ich schon als lebendigen Kranken und Todeskandidaten bei Pinkert gekannt hatte: ein indischer Palmenmarder. Leuckart rief seine Schüler zusammen und fragte mit lauter Stimme: „Was ist das für ein Tier?" Allgemeines Schweigen, wie der Frager es wohl erwartet hatte. Da wurde ich erst auf die Sache aufmerksam und sagte im Aufstehen schon von meinem Arbeitsplatz her: „Paradoxurus musanga." Er: „Woher wissen Sie das?" Ich: „Das sehe ich, Herr Geheimrat, ich habe das Tier schon bei Pinkert lebendig gekannt." Wäre Leuckart ein kleiner Geist gewesen, so hätte mir mein unverhofftes Wissen in diesem Augenblick vielleicht schaden können; denn ich hatte den Lehrer um die beste Wirkung auf seine Schüler gebracht. So aber nickte er mir bloß freundlich zu, ehe er nähere Erklärungen anfügte, und das gab mir den Mut, später bei ihm anzuklopfen und ihm nicht ohne banges Zagen zu gestehen, welchem Ideal ich zustrebte: der Tiergärtnerei. Er zeigte volles, ich muß sagen: väterliches Verständnis und ließ mich mein ganzes Studium nach Möglichkeit auf mein Endziel einrichten. So wurde die Arbeit im Institut meine Freude, zumal noch zwei hervorragende Forscher und Lehrer da wirkten: Carl Chun, der später als Führer der Valdivia-Expedition in aller Munde war, und William Marshall, der aus der Weimarer Goetheluft stammte und in alle seine Vorträge einen gewissen idealen Schwung hineinbrachte. Ich habe keinen Tag und keine Stunde im Institut gefehlt, und meine Kolleghefte waren so gut, daß Chun, als er Ordinarius in Königsberg wurde, sie von mir sich entlieh, um sie bei der Vorbereitung für seine Vorlesungen zu benutzen. Das war eine Ehrung, auf die ich noch heute sehr stolz bin.

Trotz ernstester und fleißigster Arbeit wurde ich aber kein Kopfhänger, und das verlangte unser Oberhaupt auch nicht: Leuckart war ein Mensch im besten Sinne des Wortes, und nichts Menschliches war ihm fremd. Das bewies er mir mit humordurchwürztem Wohlwollen, nachdem ich mich eines Abends auf der Straße an ihm vorbeigedrückt hatte, weil ich mich in einem gewissen Zustande der Zweisamkeit befand. Da fragte er mich am anderen Morgen im Laboratorium mit ebenso freundlichem wie verschmitztem Schmunzeln, ob ich mich in Leipzig bereits einigermaßen eingelebt habe. Ich bejahte das etwas beklommen, worauf er noch stärker schmunzelte und zur Besprechung des anatomischen Präparates

überging, das ich gerade vorhatte. — Nun habe ich einmal diejenige Seite des Studentenlebens berührt, die — mir wenigstens — für Herz und Gemüt ebenso wichtig scheint wie das Studium für Geist und Verstand. Ich würde mir selber beschämend feige und undankbar vorkommen, wenn ich in meinen Lebenserinnerungen die lustigen und lieblichen Wesen totschweigen wollte, die mir nach strammer Tages- und Wochenarbeit manchen Abend und die Sonntage verschönt haben. In selbstloser Zuneigung und arglosem Vertrauen. So waren damals in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts diese Verhältnisse in Leipzig; andere, die es auch gab, kamen für mich nicht in Betracht. Deshalb kann ich aber auch eine schöne und ungetrübte Erinnerung bewahren und darf begründete Hoffnung hegen, daß das bei den anderen Beteiligten ebenso ist.

Die nächste glückhafte Wendung meines Lebens, die Berufung nach Köln, hatte ich natürlich wieder meinem geliebten Lehrer Leuckart zu verdanken. An welchem dünnen Zufallsfaden hing es, daß ich überhaupt von der Ausschreibung der Stelle erfuhr! An einem winzigen, dreizeiligen Inserätchen hatte sich der Verwaltungsrat genügen lassen. Wenn das nicht meine Düsseldorfer Verwandten zufällig gesehen und es ausgeschnitten mir zu meinen Eltern nach Darmstadt geschickt hätten, wer weiß, was und wo ich heute wäre! Es war gerade Weihnachten; ich setzte sofort ein Bewerbungsschreiben auf und fuhr am nächsten Tage schon nach Leipzig, um mir von Leuckart ein empfehlendes Zeugnis zu erbitten. Trotz Kopfschüttelns meines guten Vaters, der mit verzweifelter Miene meinte: „Du junger Mensch wirst dir doch nicht einbilden, daß du solche Stelle kriegst.“ Meine Mutter war schon mutiger: ihr war für ihren „Lud“ nichts zu gut. Leuckart empfing mich einigermaßen erstaunt, als ich mich mitten in den Weihnachtsferien bei ihm meldete und mein Anliegen vorbrachte. Dann sagte er mit halb nachdenklichem, halb zuversichtlichem Gesichtsausdruck: „Ich werde Ihnen was aufschreiben. Kommen Sie Nachmittag wieder!“ Als ich Nachmittag wiederkam, hielt er mir ein Papier entgegen und sagte in seiner freundlich-herzhaften Art: „Hier! Lesen Sie!“ Was ich da las, war so, daß ich ihm unwillkürlich die Hand küssen wollte. Er aber, selbst etwas bewegt, schob mich mit gütigem Lächeln zur Tür hinaus.

Direktor des Berliner Zoo

Noch nicht 26jährig, wurde ich zum Direktor des Kölner Zoo ausersehen. Mein Vorgänger war ein Belgier gewesen, und ich hatte viel zu tun, um den Betrieb in Ordnung zu bringen. Ich verfügte über wenig Hilfskräfte, mußte viel selbst anpacken, und ein Bär quetschte mir einmal dabei gehörig die Finger. Das war mein Glück. Ich mußte sehr oft ins Krankenhaus und kam dadurch auch sehr oft zu einer befreundeten Familie, bei der ich dann mit zu Mittag aß. Da war nun die Tochter eines Berliner Kollegen und Freundes des Hausherrn zu Besuch, und da ist es eben geschehen. Ich war bald sterblich verliebt in das schöne, hochgebildete Mädchen, bald so fest überzeugt, die Richtige gefunden zu haben, wie ich das heute, nach 40 Jahren, noch bin. Meine Verlobung durch den Bärenbiß stand lang und breit im Kölner Stadtanzeiger und war Stadtgespräch.

Gewöhnlich sagt man: Ein Unglück kommt selten allein. Ich konnte in meinem Leben aber dasselbe vom Glück sagen, und zwar für die beiden wichtigsten Lebensfragen. Ich überlegte mir gerade, daß ich nun doch wohl nach Berlin fahren müsse, um mich meinen Schwiegereltern vorzustellen, da sagte der von mir hochgeschätzte Zoowirt Worringer eines Morgens zu mir, als ich in seinem Hinterstübchen wie immer beim Kaffee saß: „Wissen Sie schon: Ihr Berliner Kollege und Lehrmeister Schmidt ist gestorben.“ Am anderen Tage fuhr ich nach Berlin.

Es waren gerade die Märztage des Jahres 1888, als der alte Kaiser Wilhelm gestorben war. Am Rhein war schon Frühling, ich hatte schon Maibowle mit frischem Waldmeisterkraut vom Siebengebirge getrunken. Aber hinter Hannover froren die Fensterscheiben im Zuge, und ich in meinem hellen Sommerüberzieher fror mit. In Berlin waren 6 Grad R Kälte, und ich mußte mir für meine Bewerberbesuche von meinem Schwiegervater einen Winterüberzieher leihen.

Meine Bewerbung wurde von den geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern des Gartens sehr freundlich aufgenommen. Insbesondere derjenige, der am meisten im Garten war und mich infolgedessen von meiner Volontärzeit her am besten kannte, klopfte mir vertraulich auf die Schulter und sagte in seiner entschlossenen urberlinischen Art: „Wir werden die Sache schon fingern. Sie kommen hierher!“ Bald war ich denn auch berufen. Aber der Abschied von Köln, auf den Tag nach zwei Jahren schon, war mir doch etwas peinlich. Der Vorsitzende sagte: „Sie haben unglaubliches Glück, schon mehr Schwein! Aber Sie werden den Posten ausfüllen.“ Das klang etwas ärgerlich, zugleich aber ehrlich anerkennend und entsprach ganz dem ebenso natürlichen wie vornehmen Wesen des Mannes. Die Kölner Verwaltung brauchte sich übrigens nicht zu grämen: sie erhielt den denkbar besten Ersatz in der Person meines Freundes und bis dahin Frankfurter Kollegen Wunderlich.

Ein Besuch in Tagores Erziehungs-Anstalt

Von Univ.-Prof. Dr. phil. et theol. Joh. B. Aufhauser

In viereinhalbstündiger Fahrt durchquert der Personenzug von Kalkutta bis Bolpur, nordwestlich von der gewaltigen Handelsstadt im Gangesdelta, eine eintönige, ungemein fruchtbare, aber völlig flache Ebene, wie ich sie je kaum in meinem Leben sah. Soweit das Auge reicht, Reisfeld an Reisfeld, bis am Horizont einige Baumlinien Himmel und Erde ineinander übergehen lassen. Überall herrscht hier im fruchtbaren Gangestale, wie auch sonst meist in Indien, Kleinfeldwirtschaft. Doch die Felder sind abgeerntet und von einer sengenden Sonne ausgesogen.

Bolpur ist eine völlig unbedeutende Ortschaft mit etwa 6000 Einwohnern, zum weitaus größten Teile Hindus, nur einige Hundert Mohammedaner. Ärmliche Lehmhütten, mit Palmenfaserblättern bedeckt, wechseln mit nur wenigen Geschäfts- und Wohnhäusern aus Ziegelstein; alle haben sie nur ein Erdgeschoß. Die Basarstraße bildet langgestreckt fast die ganze Ortschaft.

Seit Dr. Rabindranath Tagore in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde 1901 sein Erziehungs- und Unterrichts-Institut Visva-Bharati (Brahma-Vidyalaya) eröffnet hat, ist Bolpur das Ziel gar vieler Inder, West- und Ostländer geworden, die diese Schule besuchen, mit ihrem Gründer und Leiter sich besprechen wollen. Zwei Rasthäuser, eines für Europäer, ein zweites für Inder, geben uns die Möglichkeit, einfach bescheiden und doch bequem hier einige Tage Gastfreundschaft zu genießen.

Das Institut zerfällt in zwei Abteilungen. Jene in Santi-Niketan baut sich auf einer Art Elementarschule (Patha-bhavan) als unterster Stufe auf.

Hier werden etwa vierzig Knaben und zehn Mädchen im Alter von sechs bis elf Jahren in den Anfangsgründen unterrichtet und erzogen, und zwar hauptsächlich nach der Methode des Anschauungs- und Werkunterrichtes auf individueller Grundlage ohne die sonst übliche Klasseneinteilung, ohne Lehrbücher usw., also nach dem Ideal alt-arischer persönlicher Einwirkung des Sadhu (Eremiten), des Lehrers auf den Schüler, wie wir dies auch sonst in manchen Asram (Erziehungsheimen) heute in Indien finden. Der Unterricht und die persönliche Erziehung finden dann ihre Fortsetzung in der höheren Stufe (Siksha-bhavan, College). Hier kann man Bengali, Urdu, Tamil oder sonst eine lebende Sprache des indischen Reiches, Sanskrit oder Pali, Englisch, auf Wunsch auch Deutsch — nach meinem Wissen wird in keinem anderen Regierungs- oder auch Missions-College, selbst nicht bei unseren deutschen Missionären oder Schwestern Deutsch auch nur als Wahlfach gelehrt — Französisch, Griechisch, Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Musik, Philosophie, Hygiene, in der Abteilung für Kunst (Kala-bhavan) Zeichnen, Malen, Modellieren usw. lernen. Im nächsten Jahre sollen auch Laboratorien für Physik und Chemie geschaffen werden. Eine eigene landwirtschaftlich-industrielle Abteilung im nahen Sri-Niketan-Surul mit Farm gibt Gelegenheit zu theoretischer und praktischer Ausbildung für das Leben eines Landwirtes. Insgesamt mögen etwa 200 bis 300 Schüler und Schülerinnen hier ihre Erziehung und Ausbildung finden. Die Unterrichtssprache ist nicht wie in all den Regierungs- und Missionsschulen im Lande Englisch, sondern Bengali. Übrigens findet der Unterricht entsprechend dem Asram-Ideal auch vielfach im Freien, im Schatten der Bäume, selbst beim mildklaren Mondlicht statt. Das Studium hier berechtigt zum Privatexamen bei der Universitätsbehörde in Kalkutta oder bei einer anderen indischen Universität für den Bachelor oder Master of Arts.

Im wesentlichen Unterschied zu unseren Unterrichtsanstalten wird hier der Hauptwert auf Erziehung, und zwar im echt indischen Sinne gelegt. Indien gibt ja auf dem Gebiete der Erziehung viel größere Freiheit als unsere westlichen Länder. Jeder kann dort nach alt-arischer Art Kinder um sich sammeln und sie, zumal wenn er auf finanzielle Unterstützung der anglo-indischen Regierung verzichtet, völlig nach seinem eigenen Geiste ohne Buchgelehrsamkeit erziehen. Manche solcher Asram (Home, Heim-Schulen) besuchte ich während meines Aufenthaltes in Indien. Die erzieherische Einwirkung übertrifft bei weitem die reine Unterrichtstätigkeit. Wer einmal Zeuge davon war, welche Anhänglichkeit, Liebe, Offenheit, welches Vertrauen hier Schüler und Lehrer verbinden, wird den Wert dieser Erziehung sicherlich hoch einschätzen. Freilich ist dies nur bei einer geringen Zahl von Schülern für einen Lehrer möglich. So finden wir denn in jedem gutgeleiteten

Asram neben dem Prinzipal, dem Direktor, noch eine Reihe von anderen Lehrern; ja jeder Schüler hat gewöhnlich seinen eigenen „tutor", Mentor, Angelus, wie er in Jesuitenschulen wohl heißt. Keine staatlichen Vorschriften drängen sich hier in diesen freien Asram zwischen Lehrer und Schüler.

Rein indischer Geist beseelt diese Anstalten Tagores. Schüler wie Lehrer begrüßen ihren weltberühmten Meister nach echt indischer Art, indem sie sich in Liebe und Verehrung vor ihm niederwerfen oder doch tief verneigen und dabei seine Schuhe berühren. Alle verbindet gemeinsam indisches Denken und Wollen. Kastenunterschiede kennt man hier nicht. Alle Schüler wohnen in einzelnen, nur erdgeschossigen Pavillons äußerst bescheiden und genügsam. Auf dem Steinpflaster ruht eine niedrige Holzpritsche mit einigen Decken: die nächtliche Ruhestätte. Daneben ein paar Koffer, einige Bücher, die wenigen Habseligkeiten dieser Studenten. Gewöhnlich wohnen sie in Gruppen von je sechs in diesen Räumen. Die Schülerinnen hausen natürlich für sich im Naribhavan, nach indischer Sitte betreut von einigen Lehrerinnen und Damen. Sie haben auch ihre eigenen Zeichensäle, lernen außer den genannten Gegenständen auch Kochen, Sticken und andere Hausarbeiten, Krankenpflege usw. Alle Schüler und Schülerinnen speisen gemeinsam, und zwar vegetarisch, ohne sich auch hier durch Kastenvorschriften voneinander abzusondern. Weite Spielplätze für Fußball, Kricket, Tennis usw. dienen der körperlichen Ertüchtigung, ebenso auch Wandersport mit den Lehrern. Bei besonderen Gelegenheiten wie jüngst anläßlich der Überschwemmung in Orissa werden sie auch zu sozialer Gesinnung und Gemeinschaftsgeist aufgemuntert. Das ganze Leben dieser Schüler- und Studentengruppen ist größtenteils auf Selbstverwaltung und Selbstaufsicht aufgebaut.

Eine natürlich auch erst im Werden begriffene Bibliothek bietet neben einer ansehnlichen Zahl von Werken aus dem Gebiete der Philosophie, Religion, schönen Literatur und Kunstwissenschaft in verschiedenen abendländischen Sprachen auch eine Reihe von indischen Werken sowie eine beträchtliche Zahl indischer, zumal buddhistischer Handschriften. Ein kleines Museum zeigt indische Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, Musikinstrumente usw. Das Sekretariat, die elektrische Lichtanlage, das Bad und einige Wohnhäuser der Lehrer wie auch das gleich nüchtern bescheidene Bungalow Tagores und seines Sohnes, des Leiters der landwirtschaftlichen Abteilung, vollenden das äußere Bild des Instituts. — Tagore will durch sein Erziehungs- und Bildungs-Institut nicht bloß geistige Führer seines Volkes in echt indischem Geiste, in psychologisch weisem Eingehen auf eines jeden Schülers Eigenart für die Aufgaben ihrer künftigen Berufe heranbilden. Als Ideal schwebt ihm vielmehr vor, zunächst die verschiedenen Völker des Ostens und Westens einander näherzubringen und damit höchsten Aufgaben des Friedens und der Wohlfahrt der gesamten Menschheit zu dienen, ohne deren kulturelle und wirtschaftliche Verschiedenheiten aufzuheben und zu verkennen.

Gerade die öde äußere landschaftliche Umgebung, bar jeglichen Reizes wie auch weit abgelegen von den Zerstreuungen und Gefahren der Großstadt, sowie das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler mag um so mehr das innere geistige Leben fördern. Die unmittelbare Naturverbundenheit soll zugleich das geistliche Leben der Schüler wahren und pflegen helfen. Nach Tagores Idee soll das tägliche Leben hier zugleich eine Art Gottesdienst darstellen ohne eigentliche direkte religiöse Beeinflussung, vielmehr aus dem eigenen Innern, der eigenen Initiative der Schüler erstehend, die am Morgen private Versenkung und Gebet pflegen, am Abend gemeinsam im Schatten der Bäume eine Sutra singen.

Zur besseren Pflege des gegenseitigen Austausches der besten Kulturgüter des Ostens und des Westens sucht Tagore auch seinen Mitarbeiterstab dementsprechend international auszugestalten. So lehrten hier seit 1921/22, also seit dem eigentlichen Heraustreten des Instituts aus dem bisherigen mehr privaten Charakter in die Öffentlichkeit, die Professoren Sylvain Levy, Paris, Mor. Winternitz und Dr. Lesni, Prag, Sten Konovo, Oslo, Dr. Bogdanow, Rußland, N. G. Lim, China, Formichi, Rom. Sie alle suchten besonders in Zusammenarbeit und Forschung mit den älteren Schülern im Vidya-bhavan, dem Forschungs-Institut, nach unserem Begriff etwa im Seminar, ihr Bestes zu geben und durchs gemeinsame Leben im Asram auch dessen Ideale praktisch zu verwirklichen. Sie alle fühlten auch, daß hier in Wahrheit ein Band der Liebe und des Glücks Lehrer und Schüler umschlingt. So mag die Visva-Bharati in Santiniketan, dem „Heime des Friedens", heute noch klein und erst im Aufblühen, nicht bloß ein heimatliebendes Jung-Indien heranbilden, sondern in noch höherem Maße zum Frieden unter den Völkern beitragen.

Deutsche Wasserstraßen und Binnenhäfen

Von Privatdozent Dr. A. F. Napp-Zinn

Mit Bildern von Ernst Vollbehr

Wer natur- oder kunstfrohen Auges den Rhein, nicht nur die „romantische" Mittelrheinstrecke, bereist, dem wird das vielgestaltige Treiben auf dem Strom, die eleganten Personendampfer, die mächtigen Schlepper mit den Lastkähnen im Anhang, die Frachtdampfer und Frachtmotorboote ebenso wie das Laden und Löschen der Fahrzeuge, das zwischen einfachster Handarbeit und Verwendung modernster Hebemittel wechselt, Gelegenheit zu mannigfach bereicherndem Schauen geben. Aber wohl die wenigsten werden sich vergegenwärtigen, welche wirtschaftliche Bedeutung dem ganzen Geschehen zukommt, welchen Wandlungen es im Lauf der Zeit unterworfen war, was da heute überwiegend geladen, gefahren und entladen wird.

Etwa ein Jahrhundert ist es her, daß das Dampfschiff auf dem Rhein seinen Einzug hielt: Am 11. Juni 1926 konnte die Preußisch-Rheinische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die zusammen mit der Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein zu der weltbekannten Betriebsgemeinschaft der „Köln-Düsseldorfer" zusammengeschlossen ist, als erste deutsche Unternehmung ihr hundertjähriges Bestehen feiern. Wenn man auch schon bei Einführung der Dampfkraft auf dem Rhein an ihre Verwendung zum Schleppen der bisher getreidelten bzw. segelnden Lastschiffe dachte, so dienten doch die ersten Dampfer auf dem Mittel- und Oberrhein fast ausschließlich dem Personen- und Eilguttransport. Erst die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ließen daneben die Dampfschleppschiffahrtsunternehmen hochkommen. Zugleich trat aber der jüngere und stärkere Bruder der Dampfschiffahrt, die Eisenbahn auf den Plan. Da die ersten Eisenbahnlinien senkrecht zum Strom liefen, war das neue Verkehrsmittel als Zubringer und Abführer von Gütern der Rheinschiffahrt zunächst willkommen, wenn es auch gleichzeitig den Verkehr auf den Nebenflüssen erdrosselte. Mit der Entwicklung dem Strom parallel laufender Linien wurde aber die Konkurrenz auch für die Rheinschiffahrt mehr und mehr fühlbar. Sie führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem Erliegen der Schiffahrt auf der technisch ungünstigen Strecke oberhalb Mannheims. Auf dem übrigen Strom wandelte sich die Personenbeförderung zum



Im Rheinhafen bei Homberg-Ruhrort



Blick auf die Hafenanlagen der Stadt Dortmund (vom Turm des Hafenamtes aus)

Saison- und Vergnügungsverkehr. Der Güterverkehr wurde in dem gleichwohl vor sich gehenden Aufschwung gehemmt. Zugleich bahnte sich eine Arbeitsteilung an, die auch heute das Verhältnis von Binnenschiffahrt und Eisenbahn bezeichnet, deren wirtschaftliche Begründung hier aber zu weit führen würde: für die Binnenschiffahrt wurde der Transport von Massengütern auf weite Entfernungen die Domäne, während der Eisenbahn vorwiegend der Einzelguttransport sowie die Massennahtransporte zufielen. Da die Eisenbahnen im Gegensatz zu den Wasserstraßen eine höhere Verzweigungsfähigkeit aufweisen und dementsprechend für weite Landesteile das einzige Großverkehrsmittel sind, müssen naturgemäß auch Massenguttransporte auf weite Entfernungen sich ihrer bedienen. Von besonderer Wichtigkeit ist nun der Umstand, daß in vielen Fällen die Verbindung von Wasserweg und Bahntransport die wirtschaftlichste Beförderungsart bildet. Daraus ergibt sich für die Umschlagsstellen der Wasserstraßen die bedeutsame Folgerung, daß sie nicht etwa nur Versand- oder Empfangsplätze für die Erzeugung oder den Verbrauch des betreffenden Ortes sind, sondern auch in großem Umfang nur Orte des Fahrzeugwechsels, also Hauptknotenpunkte des Verkehrs, eine Tatsache, die aus Vollbehrs Bildern lebensstark hervorleuchtet.

Da die Wasserstraßen nur ein grobmaschiges Netz bilden und dank ihrer Billigkeit in großem Umfang auch Güter anziehen, die nur mit vorhergehender oder nachfolgender Bahnbeförderung ihr Ziel zu erreichen vermögen, so ergibt sich, daß die Wasserstraßen eine bedeutend höhere Verkehrsdichte aufweisen als die Eisenbahnen. Unter den Wasserstraßen zeichnen sich hinwieder einige wenige durch ihre überragende Leistung aus. Vor dem Krieg belief sich die auf den deutschen Wasserstraßen bewältigte Verkehrsleistung auf ein Drittel der der deutschen Bahnen, heute unter der Auswirkung der seit 1920 geänderten Eisenbahntarifpolitik und sonstiger wirtschaftlicher Umlagerungen nur etwa zwei Neuntel. Von der Vorkriegsverkehrsleistung der deutschen Wasserstraßen entfiel nicht weniger als die Hälfte auf den Rhein, ein Fünftel auf die Elbe, ein Achtel auf die Oder. Der Rhein hat nach dem Verkehrsrückgang der Kriegs- und Inflationsjahre jetzt das Vorkriegsmaß überschritten, während der Verkehr auf den anderen Strömen noch dahinter zurückbleibt.

Wie gesagt, drücken heute die Massengüter, in erster Linie Schüttgut, der Binnenschiffahrt ihren Stempel auf. An die Stelle der Mannigfaltigkeit der Kaufmannsgüter, die noch vor hundert Jahren die Schiffe füllten, ist heute im wesentlichen die große Masse weniger wichtiger Rohstoffe der Pro-



Luitpoldhafen mit Speichern in Ludwigshafen-Mannheim

duktion und Konsumtion getreten. Nicht weniger als die Hälfte allen auf dem Rhein verfrachteten Gutes ist heute Ruhrkohle, die von den Häfen um Duisburg und am Rhein-Herne-Kanal stromauf und stromab wandert. An zweiter Stelle steht das Erz, das in erster Linie aus Schweden und Spanien, daneben aber auch aus anderen Weltteilen kommend den Strom hinaufzieht nach den Hütten am Niederrhein, die ihrerseits das erzeugte Eisen zum Teil wieder stromab senden. An dritter Stelle ist dann überseeisches Getreide zu nennen, dessen Empfangsplätze sich über den ganzen Strom verteilen. Daneben belebt noch manches andere Massengut den Strom, so Steine, Erden, Kali, Salz, inländische Hölzer und chemische Produkte im Talverkehr, Schwefelkies, ausländische Hölzer, Mineralöle im Bergverkehr.

Versand und Empfang dieser Güter geben nun den verschiedenen Rheinhäfen ihren besonderen Charakter. Zentrum der Rheinschiffahrt ist, seitdem die Kohle zum Urgrund des wirtschaftlichen Seins wurde, Duisburg-Ruhrort. In weitem Kranz um seine Häfen entstanden Ende des vorigen, Anfang dieses Jahrhunderts die Häfen der großen Hüttenwerke. So wuchs sich der Komplex der Rhein-Ruhr-Häfen zu einer Größe aus, die von keiner anderen an Binnenflüssen gelegenen Hafengruppe der Welt erreicht wird. Die Kohle, die in Mengen von jährlich 25—30 Mill. t in den Rhein-Ruhr-Häfen zum Umschlag gelangt, macht den Versand zur charakteristischen Funktion dieser Häfen, hinter der der Empfang von Erz zur Verhüttung und noch mehr der von Getreide zur Ernährung der Bevölkerung des westlichen niederrheinischen Industriebezirks zurücktritt. Der Erfüllung dieser Aufgabe dient eine in dauernder Ausdehnung begriffene Reihe von Umschlagsstellen am offenen Strom und in das Land tief eingeschnittenen Hafenbecken. Das Treiben auf Strom und Kai erreicht nicht die Großartigkeit des Bildes in Seehäfen: die Dimension der Höhe tritt im Binnenhafen in den Hintergrund, die der Breite wirkt sich mehr aus. An langgestreckten Ufern liegen hier die gradlinigen Kähne und nehmen mit Hilfe der Kipper und Krane die schwarze Last auf. In dem alten Duisburger Hafen drängt sich allerdings das Leben auf engerem Raum und mehr in die Vertikale. Die Wasserfläche ist hier nur ein langes, schmales Band, zu dessen Seiten sich hochragende Lagerhäuser erheben, die in erster Linie zur Aufnahme des Getreides bestimmt sind. Den schönsten Eindruck gewährt indessen der freie Strom, wo sich die Schleppzüge zur Fahrt ordnen. Von der Ruhrorter Straßenbrücke kann man zu jeder Tageszeit dieses bunte Treiben beobachten:

klarmachende Schleppzüge, dazwischen Güterboote, Seedampfer (kleinere Typen, die regelmäßig den Rhein bis Köln befahren), Bugsierboote. Zugleich spiegelt dieses Bild die Mannigfaltigkeit der am Rheinverkehr teilnehmenden Nationen wider: neben den vorherrschenden deutschen und holländischen Farben erblickt man die französische, in geringerem Umfang auch die belgische Trikolore und das eidgenössische Kreuz.



Blick von der Klappbrücke in Duisburg nach den Hafenanlagen

Kennzeichnet die Kohlenabfuhr und der Massengüterumschlag der Schwerindustrie (Erz, Eisen) die Rhein-Ruhr-Häfen, so sind die Oberrheinhäfen, aus deren Schar Mainz, Mannheim-Ludwigshafen, Karlsruhe und Straßburg hervorragen und zu denen sich nach Bedeutung und wirtschaftlichem Charakter die Mainhäfen Frankfurt und Aschaffenburg gesellen, in erster Linie Empfangsplätze. Hier gelangen einmal die Kohlen-

kähne zur Entladung, zum Teil auf weit gedehnten Lagerplätzen, um von hier später der Industrie des Hinterlandes zugeführt zu werden. Zahlreiche Lagerhäuser nehmen dann das Getreide von übersee auf, das zur Versorgung von Süddeutschland und der Schweiz bestimmt ist. Gemessen an Vorkriegsverhältnissen ist heute die Lage des Lagerhausgewerbes ungünstig, da in den letzten Jahren die Getreideeinfuhr über den Rhein infolge Verschiebung der Einfuhrwege und Minderung des Bedarfs nur etwa die Hälfte der Vorkriegsmenge erreichte, überdies die Vorratslagerung zu spekulativen Zwecken eingeschränkt worden ist. So finden heute die mächtigen Bauten der oberrheinischen Häfen keineswegs die ihrem Leistungsvermögen entsprechende Ausnutzung.



Blick vom städtischen Hafenturm auf den Dortmunder Hafen und die Fabrikanlagen der Union

Wie angedeutet wurde die Binnenschiffahrt um die Mitte des vorigen Jahrhun-



Hafen- und Speicheranlagen bei Worms

derts durch das neue Verkehrsmittel der Eisenbahn in Bedrängnis versetzt. Sie erstarb auf leistungsschwachen Wasserstraßen, und selbst die Zukunft der stärkeren schien bedroht. Die ungünstige Beurteilung ihrer ökonomischen Kraft machte indessen schon in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts einer hoffnungsfreudigeren Platz. Durch Schaffung neuer Wasserwege und Verbesserung bestehender erstrebte man, bislang nicht an leistungsfähigen Wasserstraßen gelegenen Plätzen die gleichen Vorteile des Standorts zu verschaffen wie den bereits an solchen gelegenen. Allerdings mußte man sich dabei vielfach für die mangelnde Eigenwirtschaftlichkeit der neuen Wasserstraße trösten mit der Förderung der gesamten Wirtschaftsverhältnisse der von der neuen Wasserstraße berührten Orte. So kam es, daß auch der Rhein teils neue Arme erhielt, die seine Kraft stärkten, teils Konkurrenten in Form neben ihm laufender Wasserstraßen. Zu den ersteren gehört die 1886 bis Frankfurt, 1921 bis Aschaffenburg durchgeführte Mainkanalisierung wie die Regulierung des Oberrheins 1908—1918 bis Straßburg.

Einen Mitbewerber erhielt der Rhein dagegen in dem 1899 vollendeten Dortmund-Ems-Kanal. Die Veranlassung zu seinem Bau war einmal eine politische. Man wollte einen Zugang zur Nordsee, der nicht wie die Rheinmündung das Risiko der Sperrung bei kriegerischen Verwicklungen in sich trug. Zum anderen sollte den östlichen Teilen des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ein ähnlich vorteilhafter Verkehrsweg zur Verfügung gestellt werden, wie ihn die westlichen im Rhein schon besaßen. Zugleich bezweckte man einen Teil des Verkehrs von den ausländischen Rheinmündungshäfen abzulenken und Emden, dem Lieblingskinde preußischer Seehafenpolitik, zuzuwenden. Als Ausgangs-, bzw. Endpunkt dieser Wasserstraße entwickelte sich Dortmund zum bedeutendsten Hafenplatz. Der Erzbezug für seine großen Hüttenwerke ist die wichtigste Funktion. Allgemein wird der weitaus größte Teil des Verkehrs auf dem Dortmund-Ems-Kanal von zu Berg gehendem Erz und zu Tal gehender Kohle bestritten, die einander etwa die Wage halten. Durch die Vollendung des Rhein-Herne-Kanals (1914) und die Fertigstellung der Mittellandkanalstrecke Bewergern (am Dortmund-Ems-Kanal) — Hannover (1916) ist der südliche Teil des Dortmund-Ems-Kanals zu einem Glied der großen west-östlichen deutschen Wasserstraße geworden, die die Verbindung zwischen Rhein und Elbe schaffen soll, um deren Bau in der Vorkriegszeit so schwere Fehden in Wort und Schrift geführt worden, deren Vollendung aber heute noch trotz des Beschlusses des preußischen Landtages von 1920 dahinsteht.

Ungleich älter und doch von der Verwirklichung noch weiter entfernt als der



Schleusenbau an der Kachletstufe bei Passau (Rhein-Main-Donaukanal)

Plan des Schiffahrtsweges Rhein-Elbe ist der der Verbindung von Rhein und Donau. Allerdings ist sie in Miniatur bereits geschaffen: Von Bamberg am Main nach Kelheim an der Donau zieht der 1836 bis 1845 gebaute, hundertschleusige Ludwigskanal. Doch entspricht er den heute an eine Wasserstraße, will sie sich gegen die Bahn behaupten, zu stellenden Anforderungen keineswegs. Nur für 120 t-Schiffe befahrbar, ist er der mit Kähnen von 1000 t und mehr arbeitenden Großschiffahrt verschlossen. Beschwingt von dem Gedanken der mitteleuropäischen Gemeinschaft nahm der, wenn auch im engeren Kreis, schon vor dem Krieg geförderte Gedanke der Schaffung einer Großschiffahrts- und Kraftwasserstraße Rhein-Main-Donau mit Kriegsende greif-



Schiffswerft Ubigau bei Regensburg a. d. Donau

barere Form an. Die Hoffnungen auf kurzfristige Verwirklichung zerschellten indessen bald. Nur in jahrzehntelanger Arbeit wird dieser Plan in die Tat umgesetzt werden können. Nächst einer am Main neu erstellten Staustufe reift heute als erstes Teilstück, als solches gleichwohl von eindrucksvoller Größe, der Ausbau des Kachlets bei Passau seiner Vollendung entgegen. Hier, wo die Donau in einer 25 Kilometer langen Strecke die Ausläufer des Bayrischen Waldes durchbricht und der Schiffahrt durch geringe Tiefen und starkes Gefälle Schwierigkeiten bereitet, wird der Strom bis zu 9 Meter aufgestaut. Das an der Staustufe gewonnene Gefälle wird der Kraftgewinnung dienstbar gemacht, während die Schiffahrt den Höhenunterschied mittels einer Doppelschleuse, deren Kammern je einen aus einem Raddampfer und vier Kähnen bestehenden Schleppzug auf einmal aufzunehmen vermögen, überwindet. So wird nach weiterer Durchführung von Regulierungsarbeiten oberhalb der Kachletstauung die Donauschiffahrt bis Regensburg, den heutigen Endpunkt der Großschiffahrt, fortan immer glatte Fahrt haben.

Bahn und Schiff! Wie sie in ihrem Werk halb Feinde, halb Brüder sind, einerseits miteinander ringen, die Transporte am billigsten zu bewerkstelligen, anderseits sich gegenseitig Transporte zuführen, so sind sie auch als wirtschaftlich-kulturelle Erscheinung Gegenpole, die teils fremd einander gegenüberstehen, teils einander ergänzen: Die Bahn ganz ein Ergebnis der rastlos nach höherer Wirtschaftlichkeit strebenden modernen Technik, Uhrwerk, das sich die fernsten Täler und höchsten Berge erobert, Tag und Nacht sein ratterndes Lied singt. Das Schiff hingegen trotz aller Neuerungen ungleich mehr naturgebunden. Nach wie vor sind Kanäle, die höchste Berge überschreiten oder untertunneln, technische Träume ohne wirtschaftlichen Bestand. Noch hört mit dem sinkenden Tag im allgemeinen auch der Schiffahrt Tagwerk auf. Hoch- wie Niedrigwasser, Nebel und Frost hemmen ihre Arbeit. Zum Leben und Handwerk des Schiffers gehört auch heute noch die Verwachsenheit mit der Natur, mag man an die Duldung ihrer Unbill oder die notwendige Vertrautheit mit dem Stromlauf denken. Für die Eigenart der Bahn mag der nächtliche Rangierbahnhof mit seinen ungezählte Gleise überstrahlenden Bogenlampen, den rollenden und stoßenden Wagen, Pfiffen und Hornlauten ein charakteristischer Spiegel sein. Für die Schiffahrt ist es der Schleppzug, der im Morgengrauen seinen Anhang aufnimmt, der mit scheidendem Tageslicht sich auf Strom vor Anker legt, oder das Güterboot, das noch vor Abend dem Hafen zustrebt.

Hoppners Ausflug ins Dionysische

Novelle von Werner von der Schulenburg

Ein seltsamer Mann ging über die Terrasse der Villa Serbelloni und schaute gelegentlich hinab auf die beiden blaugoldenen Arme des Comer Sees. Die alten Steineichen, unter denen bewegliche und schön gekleidete Menschen den Tee nahmen, warfen graublaue Flecken auf den erbsenfarbenen Anzug des langsam Dahinschreitenden. Wenn das blasse, lange Gesicht in einen Lichtkreis kam, zog es sich rasch und erschrocken zusammen, als ob hinter der hohen Stirn etwas Böses vorgehe. Aber bald verging der strenge Blick der klugen, dunklen Augen; der Mann lachte leise vor sich hin, schlug mit der Hand in die Luft, als ob er eine Mücke abwehren wolle, und setzte sich endlich, ohne sich um die wachsende Aufmerksamkeit der Gäste zu kümmern, an einen der weißgedeckten Teetische, an welchem bereits ein ernster Gast in mittleren Jahren Platz genommen hatte.

„Gestatten Sie," sagte der Ankömmling, „ich bin der Oberfinanzrat Hoppner." Er sah den Tischgenossen besorgt an und setzte sich fast ängstlich an den Tisch.

Der Angeredete hob den Kopf ein wenig, prüfte den Oberfinanzrat rasch aus grauen, nordischen Augen und antwortete, mit dem feinen Spott des Niederdeutschen: „Ich gestatte."

Ein Schrecken fuhr dem Oberfinanzrat durch den Körper. Man sah ihm diesen Schrecken an; sogar der erbsenfarbene Anzug verzog sich. Die seltsame Uhrkette aus kleinen eisernen Platten, an welche goldene Anhänger gereiht waren, schlug eine winzige Welle. Dann aber hob der so Angesprochene plötzlich die hängenden Arme, legte seine schönen, mageren Hände auf den Tisch, warf sich in den Stuhl zurück und begann laut zu lachen. Seine Rechte umfaßte dabei ein Buch, welches er neben das Gedeck gelegt hatte.

Erstaunt sah ihn sein norddeutscher Tischgenosse an. Während der Kellner dem neuen Gast den Tee brachte, stieß der Oberfinanzrat, immer noch ruckweise lachend, die Worte hervor: „Sie sind mein Mann — Sie habe ich gesucht."

Der Niedersachse setzte die Teetasse, welche er gerade zum Munde heben wollte, mit dem Ausdruck leichten Erstaunens wieder hin. „Das ehrt mich, werter Fremdling," meinte er, blieb aber im Satz stecken, als der Oberfinanzrat, sich vor Lachen schüttelnd, immer nur wiederholte: „Werter Fremdling . . . Werter Fremdling . . ."

Die Mischung von Erstaunen, Mißmut und Ansteckungsgefahr in der Richtung des Lachens hin, welche sich jetzt auf dem durchdachten Antlitz des Niederdeutschen zeigte, brachte den Oberfinanzrat zur Besinnung. Er schien sogar zu fürchten, daß sein Tischgenosse sich empfehlen könnte, denn er meinte plötzlich mit einem fast klagenden Ausdruck in der Stimme: „Gehen Sie nicht, ich bitte Sie; ich bin nicht verrückt, ich bin nicht betrunken, ich bin nur ein Unikum."

Nun begann der so Aufgeklärte herzhaft zu lachen. Es war ein verhaltenes, aber ganz reifes Lachen, von bezaubernder Anmut, und den Oberfinanzrat überkam es wie eine Befreiung, als sein Gegenüber antwortete: „Daran wage ich nicht mehr zu zweifeln."

„Ja," erwiderte der Oberfinanzrat — er sprach eilig, als ob er doch noch irgendwo eine leise Furcht habe, daß sein Nachbar sich unter irgendwelchen Gründen empfehlen könnte — „es ist merkwürdig, ich gebe es zu; aber ich mache eine Kur durch."

„Darf ich eines bitten," antwortete der Niederdeutsche und sah mit fein zusammengekniffenen Seemannsaugen hinunter auf die besonnte Halbinsel mit ihren zarten Olivengärten, ihren bunten Häusern und den Zypressen, die wie schwarze Spindeln in all dem Licht standen, „nur keine Krankengeschichte."

„O, ich bin kerngesund," beeilte sich der Oberfinanzrat zu versichern, und seine braunen Augen suchten eifrig einen Blick der grauen Augen zu erhaschen, „ich entwöhne mich nur . . ."

„Also doch," nickte der Niederdeutsche.

„Nein, nicht so: drei Zigarren, eine halbe Flasche Moulin à vent, von dem modernen Zeug, fff" — er zog die Nase hoch und machte die Bewegung des Schnupfens — „oder ssst" — er bewegte die Rechte mit steifem Handgelenk gegen den linken Arm — „natürlich nichts! O, nein! Macht faul und feig. Tötet das Bewußtsein. Asiatisch. Nicht humanistisch. Nein!" Der Oberfinanzrat wiegte den Kopf und fuhr fort: „Großartig sind die Palmen hier. Und der Waldpark auf der Halbinsel, über dem See. Plinius. Ja, der wußte Bescheid. Für einen Römer allerlei, so ein Landschaftsverständnis." Er blätterte in seinem Buch. „Sehen

Sie hier . . . aber, ich verstehe . . . ich bin Ihnen die Antwort schuldig: wovon ich mich entwöhne."

„Und warum ich Ihr Mann bin," setzte der Niederdeutsche gutmütig hinzu. Man sah, daß er innerlich lachte, aber er hielt sein Gesicht in guter Form.

„Ich entwöhne mich von der Gewöhnung, Herr . . . Lassen Sie mich bitte zu Ende reden. Ich bin Beamter. Das sehen Sie, brauchen Sie mir gar nicht erst zu sagen. Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre Beamter und ich bin es gern. Sie sind kein Beamter, das brauchen Sie mir auch nicht erst zu sagen. Ich würde Sie für einen Rittergutsbesitzer halten, der künstlerisch tätig ist, früher Offizier war . . ."

„Und jetzt hier als Hilfsprediger eine Anstellung hat," nickte der Niederdeutsche ernst. „Stimmt."

Wieder hielt sich der Oberfinanzrat vor Lachen am Tisch fest. Dann, ernster werdend, fuhr er fort: „Sehen Sie, zwanzig Jahre im gleichen Büro, im gleichen Dienst, das gewöhnt. Denken Sie sich eines: seit zwanzig Jahren stehe ich um halb acht Uhr auf, frühstücke das gleiche Frühstück — mal war es schlechter, aber jetzt ist's schon längst wieder ebenso — erwische gerade noch die 18, bekomme die gleichen Vorlagen, gebe die gleichen Anordnungen, habe die gleiche Stunde den gleichen Vortrag, und so geht es weiter, bis zum Schlafengehen. Als ich im vergangenen Herbst acht Tage Ferien gemacht hatte, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß ich an solcher Gewöhnung krank war. Von zwanzig Minuten vor neun bis drei Minuten vor neun war ich an der 18 krank. Ich saß in Schierke — keine 18. Um neun Uhr und drei Minuten wandte ich mich nach Stoffelsen um, der natürlich nicht in Schierke war, um neun Uhr und fünfzehn nach Fräulein Drechsler, deren rotes Haar sonst wie ein Sonnenaufgang in mein Büro kam . . ."

„Das muß nett sein, so ein Sonnenaufgang, der einem ins Büro kommt. Recht komfortabel," bemerkte der Nachbar und entzündete sich eine Zigarette. „Alles ist schön hier," murmelte er, „nur das Rauchwerk . . . Nun, bitte weiter."

„Was soll ich weiter erzählen?" antwortete der Oberfinanzrat sinnend. „Sie können es sich ja denken. Die Viertelstunde Angst vor dem Vortrag, die Fahrt mit der 18 zum Essen — ich bin Junggeselle und esse allein — und die Rückfahrt ins Büro, wissen Sie, das machte ich alles in Schierke durch. Jeden Tag. Glauben Sie ja nicht, daß es besser wurde. Im Gegenteil. Am vorletzten Tag lief ich verzweifelt im Zimmer hin und her. Frühstück, 18, Fräulein Drechsler, Stoffelsen, der Vortrag — ich sage Ihnen, ich litt Qualen. In mir saß eine Uhr, ein Lautsprecher, und die beiden arbeiteten gemeinsam auf meiner Seele herum — Rest Schierke — Elend."

Inzwischen hatte der Niederdeutsche sich dem Sprecher zugewandt. Er sog von Zeit zu Zeit an seiner Zigarette und lächelte heiter, als der Oberfinanzrat eine kleine Pause machte. „Und von diesem Zustand wollen Sie sich entwöhnen?" fragte er. „Warum? Ich wäre froh, wenn ich ihn hätte."

„Um Gottes willen, Herr . . ."

„Thorwaldsen, kein Verwandter vom Bildhauer, sondern aus Auenhof bei Celle, damit Sie beruhigt sind und nicht etwa jene überflüssige Frage an mich richten, welche mir die sogenannte gebildete Menschheit zur Qual werden läßt — die Frage nach meiner Verwandtschaft mit dem Bildhauer Thorwaldsen, der sich da drüben in der Villa Carlotta ausgetobt hat. — Ja, ich möchte Ihre Krankheit haben. Ich bin nämlich — erschrecken Sie nicht — freier Schriftsteller."

„O, ich erschrecke gar nicht," beeilte sich der Oberfinanzrat zu erwidern, „das ist sogar sehr interessant . . ." Er stutzte einen Augenblick, lächelte dann und murmelte: „Es ist jetzt fünf Uhr fünfzehn — ich fühle das — das — da kommt die Abendzeitung. Verzeihen Sie. Es gibt ja sogar sehr vornehme Schriftsteller. Manche sollen ja direkt Herren sein wie beispielsweise . . ."

„Ja, manche sollen direkt Herren sein," nickte Thorwaldsen, „aber die sind selten."

Der Oberfinanzrat lachte unsicher. Plötzlich aber lachte er so schallend, daß sich zwei Amerikanerinnen am Nebentisch erschrocken umwandten und ein holländischer Knabe, zwei Tische weiter, laut mitlachte. Der Kellner, welcher hilfsbereit zum Tisch der beiden Herren eilen wollte, kehrte, vornehm lächelnd, in der Baumreihe wieder um.

„Sie sind mein Mann," begann der Oberfinanzrat nach einiger Zeit wieder. „Es ist eine Gottesfügung. Sie haben Witz. Ich habe ihn eigentlich auch, aber auch von ihm habe ich mich entwöhnt. Doch weiter. Ich muß mich von der Entwöhnung entwöhnen. Denn, Herr Thorwaldsen, Sie als Schriftsteller — ich habe zwar noch nichts von Ihnen gehört, also werden Sie etwas können — o bitte sehr, das weiß ich, es ist immer so, mit Dudenstrupp und Pinternelle ist es die gleiche Geschichte —"

„Kenne ich leider nicht." Der Niedersachse machte ein erstauntes Gesicht.

„Ich auch nicht, aber da sehen Sie es ja. Doch Sie als bedeutender Schriftsteller, als Dichter, wenn ich so sagen darf, werden es begreifen, wenn ich Ihnen den Grund sage: Ich liebe. Das ist zwar kein Sonderfall, in der Geschichte der Menschheit soll er öfter vorgekommen sein. Und hier oben, in diesem paradiesischen Ort, in dem alten Schloß, welchem auch alkoholentwöhnte Amerikaner nichts vom Geist des italienischen Barock nehmen können, ist dieses Geschäft wohl auch kräftig betrieben worden. Aber für mich ist's ein Sonderfall. Und ich habe eines eingesehen: so geht das nicht weiter. Der Bürokrat tut seine Pflicht. Das wird ja fürchterlich. Die arme Carmen. Carmen, ja. Aus Hamburg. Carmen Achternknick, von Achternknick & Co. die älteste. In Sao Paulo groß geworden; weite Gesichtspunkte mit Kaffee. Sie ist Witwe, ohne Kinder. Prachtvoller Mensch. Sie kommt hierher. Aber bis dahin muß . . .“ Wieder zuckte Oberfinanzrat Hoppner zusammen.

„Ihnen ist wohl eben die 18 vor der Nase weggefahren?“ erkundigte sich Thorwaldsen nicht ohne Teilnahme.

Aus dem Knurren konnte und wollte der Schriftsteller nicht klar werden. Er hatte während der Unterhaltung den Kopf des öfteren zur Seite gewandt; jetzt überflog seine Züge ein Glanz; im Aufstehen sagte er zu Hoppner: „Da kommt Frau Sonne,“ und ging rasch einer jungen Frau entgegen, welche aus dem Hotel auf die Terrasse trat.

Die Dame blinzelte ein wenig, schob die feine Nase umher, als ob sie mit der Nasenspitze sähe und dann, als sie Thorwaldsen erblickte, ging sie mit bewegten, weichen Schritten rasch auf ihn zu und bot ihm die Hand. Alles an ihr war Frische und Bewegung; sie war nicht gemalt und nicht gefärbt, und das ganz feine Grau im Blond ihrer Haare machte sie noch jugendlicher, als sie an sich schon durch ihre ungezwungenen Bewegungen wirkte.

„Sie ist aus einer Familie, in der die Säuglinge bereits zu ergrauen beginnen,“ stellte der Oberfinanzrat für sich fest. Als die Dame auf ihn zutrat, mit kleinen, gezähmten Bewegungen des Meeres, und ihm die Hand reichte, meinte er: „Oberfinanzrat Hoppner. Angenehm. Thorwaldsen und Frau Sonne, Sie bleiben bei uns. Ja? Sie werden Sonderbares hören. Wir haben hier eben eine G. m. b. H. gegründet. Na, jetzt gucken Sie?“

Frau Sonne verfügte über eine sympathische Art, mit welcher sie sich dorthin zu greifen pflegte, wo früher der Haarknoten saß. Gelegentlich dieses atavistischen Griffes zeigte sie, mit hochgehobenen, spitzen Ellenbogen, ihre schönen Arme. Der Oberfinanzrat genoß diesen Anblick mit Kennermiene, aber seine beginnende Behaglichkeit wurde bedroht, als Frau Sonne, in ihrer Stellung verharrend, den Kopf ein wenig zu Thorwaldsen drehte und ganz liebreich und freundlich meinte: „Du bist wohl leicht verrückt?“

Thorwaldsen bestritt dieses. Er nahm mit Andacht eine neue Zigarette aus seinem Etui, klopfte sie mit zwei Fingern zurecht und begann, während er das Feuer benutzte: „So ist die Geschichte nicht. Hör' mich einmal an, Chiarina. Du weißt,“ sprach er breit, „daß seit jenem köstlichen Tag, da uns der eine Blitz gemeinsam aneinander schmiedete, du dir über mein allzu dionysisches Naturell Sorgen gemacht hast, du hast darunter gelitten . . .“

„Ich? Thorwaldsen, du bist wirklich verdreht!“ Chiarina begann herzlich zu lachen.

„Doch,“ setzte der Oberfinanzrat fast ängstlich hinzu. „Sie haben sicher gelitten, Frau Sonne.“

Chiarina schüttelte den Kopf. „Angesichts dieser Märchenwelt, im schönsten Hotel der Erde, ist ein Massenirrsinn etwas überraschendes. Aber nun los. Also ich habe gelitten, Herr . . .“

„Hoppner,“ ergänzte der Oberfinanzrat. „Leopold Hoppner. Sie haben gelitten.“

„Denke an Miß Turtle,“ bekräftigte Thorwaldsen eifrig. Er freute sich an seiner Reue; aber obwohl er sie nur aus dialektischen Gründen heraufbeschworen hatte, begann sie sich selbständig zu regen.

Chiarina wurde dunkelrot und schoß in die Höhe. „Na, wenn ich das Beef in die Finger bekomme. Gnade ihm Gott.“ Sie atmete heftig. „Und du, mein Sohn! Ich werd' dir dionysisch!“

„Also haben Sie gelitten?“ Der Oberfinanzrat bekam in seiner Stimme etwas Sanftes wie ein Modearzt. Mit strahlenden Augen, halb offenem Munde streckte er die Rechte mit dem großen Karneol entgegen, aber Frau Sonne wandte den Kopf dem Kellner zu. „Kaffee, bitte.“

Dann neigte sie sich Thorwaldsen zu und sagte leise: „Vieles war auch sehr hübsch.“

„Das ehrt mich,“ erwiderte der Dichter mit sanftem Kopfneigen. „Aber das Dionysische, weißt du, ist doch so eine Sache. In gewissen Fällen mag es gut sein. Nur hat heutzutage jeder Backfisch seine dionysischen — sagen wir — Bedürfnisse, wie er sein Radio und sein Unterbewußtsein notwendig hat.“

Hoppner zog seine Taschenuhr und sagte:

„Noch sieben Minuten. Dann darf ich meine Zigarre rauchen.“

Aber Thorwaldsen überhörte diese Betrachtung. Er fühlte, daß Chiarina unsicher war, ob sein Vorschlag, die dionysische Note in sich einer apollinischen Schulung zu unterziehen, Scherz wäre oder ob dem ein Korn Wahrheit innewohne. Tatsächlich wußte Thorwaldsen das selbst nicht, und er hätte gern von Chiarina gehört, wie es eigentlich damit stünde. Nun aber, weil er keine Unterstützung oder Führung fand, begann er sich in der Vorstellung einer schulmäßigen Zügelung seines Dionysischen zu verbeißen, und da ihm nie bessere und überzeugendere Worte zur Verfügung standen, als wenn er sich durch seine eigene Rede selbst überzeugen wollte, sprach er hinreißend.

„Sieh, Chiarina, diese mordende asiatische Woge, der Bromios, der Brausende, der mich, den Künstler, quält und foltert, muß gezähmt werden. Du weißt: das Dionysische — der Rausch, das Ur-Rasen, das Apollinische — das gezähmte, das geordnete, das Griechische, das ist das Höchste. Du willst, daß ich das Höchste leiste. Wie aber leistet man das Höchste? Allein. Wie aber bereitet man sich vor? In einer Gemeinschaft. Es mag sonderbar klingen: aber ist es nicht fast eine Fügung, daß Herr Oberfinanzrat Hoppner genau mit dem gegenteiligen Wunsch hierher kommt? Der Herr Oberfinanzrat beabsichtigt — sagen wir mal — einen Ausflug ins Dionysische. Er bereitet sich vor auf ein Wiedersehen mit der Frau, welche er liebt. Wir werden Frau Carmen Achternknick in den nächsten Tagen hier sehen. Bis dahin will ich die Gelegenheit benutzen zu einem Ausflug ins Apollinische, um der Frau immer mehr wert zu werden, die ich liebe, und so das Höchste zu leisten.“ Sein Gesicht war traurig, als er schwieg.

Inzwischen hatte der Oberfinanzrat noch einmal nach der Uhr gesehen und sich dann mit stillem Behagen eine Zigarre angezündet.

Chiarina sah in ihre leere Kaffeetasse. „Wann kommt Frau Carmen? . . .“

„Achternknick, von Achternknick & Co.,“ ergänzte der Oberfinanzrat höflich, nachdem er mit zurückgelegtem Kopf eine große Wolke in das Geäst der Steineichen gesandt hatte. „Sie kommt in drei Tagen. Jetzt ist sie im Waldhaus in Sils-Maria.“

„Und bis dahin wollen Sie fertig sein?“ Frau Sonne fragte als kluge Hausfrau, welche die Dauer von Arbeitsleistungen zu beurteilen vermochte.

Der Oberfinanzrat wiegte den Kopf. „In den Anfängen. Im Bewußt-Machen der schädlichen Motoren. Jetzt glaube ich daran — nachdem ich durch eine Fügung Herrn Thorwaldsen . . .“

„Und du?“ fragte Frau Chiarina, die plötzlich ganz unauffällig mit der Selbständigkeit ihrer Mundwinkel zu kämpfen begann.

Das ernste und schöne Antlitz des Dichters wandte sich der blaugoldenen Bergwelt zu, welche über beiden Teilen des bei Belaggio gegabelten Sees in seltsamen Farbgegensätzen lag. Das Ostufer schwamm in heiterem, watteauschem Glänzen; das Westufer, hinter welchem die Sonne sank, entrollte vor seinen Augen eine dramatische Düsternis. Die Halbinsel tief unter der Terrasse aber flimmerte in florentiner Lieblichkeit.

Thorwaldsen wandte den Blick zu Frau Sonne. ‚Schön ist er,‘ dachte sie, ‚so wunderbar wahr und schön, trotz Miß Turtle und trotz allen Verrücktheiten. Er ist köstlich, so wie er ist.‘ Vom Dionysischen und Apollinischen wußte sie nicht viel, aber sie hielt dergleichen Feststellungen auch für harmlose Männerbelustigungen, an denen die Frauen von heute gern teilnahmen. Nur wußte sie, daß sie wußte, was los war.

„Ich denke, ebenfalls in drei Tagen einen großen Schritt weiter gekommen zu sein,“ sagte Thorwaldsen sinnend.

„Hast du gestern etwas gearbeitet?“ fragte Frau Sonne mit schonender Stimme.

„Ich habe gedacht,“ entgegnete der Dichter kurz. „Ich suchte.“

Der Oberfinanzrat streckte dem neuen Freund die Rechte entgegen, während er die Linke, welche die Zigarre hielt, mit ausgestrecktem Arm über die Seitenlehne des Rohrstuhles hielt. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend,“ nickte er.

Frau Sonne erhob sich. „Ihr fangt dann wohl gleich an,“ bemerkte sie gleichmütig. „Ich werde noch ein paar Briefe schreiben. Beim Essen sehen wir uns wieder.“ Und freundlich nickend, mit weichen, schönen Bewegungen, ging sie über die Märchenterrasse in das spätbesonnte Hotel zurück.

*

Der Dionysier und der Apollinier saßen sich eine Zeitlang stumm gegenüber. Thorwaldsen wußte nicht recht, wie er jetzt mit dem neuen Freunde weiter kommen sollte. Der aber erhob sich kurz und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Herr Thorwaldsen, dann fangen wir gleich an. Es ist jetzt fünf Uhr fünfunddreißig, und wir haben noch bis sieben Uhr Zeit. Lassen Sie uns durch den Waldpark wandern.“

Der Waldpark der Villa Serbelloni liegt

auf der felsigen Höhe, in welcher die Halbinsel von Belaggio endet. Hunderte von Metern stürzen die Schroffen ins Wasser; aber japanisch gebogene und zartnadelige Bäume, welche an den seltsamsten und verwegensten Stellen Wurzel gefaßt haben, mildern die erschreckende Großartigkeit der Felslandschaft. Die beiden neuen Freunde stiegen von der Terrasse hinauf in den Waldpark; sie schritten über wohlgepflegte Wege, genossen die malerischen Durchblicke auf die jenseitigen Ufer und standen endlich ergriffen an der äußersten Spitze des Parkes, über dem weiten, grünen See, der von der Firnenpracht der fernen Alpen begrenzt wurde.

„Hochaufgefügtes Wunder meiner Seele,
Ihr Spitzen, die ihr den Himmel,
Den Himmel ihrer Güte zerfetzt,
Daß Blut herniederrieselt, Blut ihres Herzens,“

improvisierte Thorwaldsen.

„Es ist jetzt fünf Uhr fünfundvierzig,“ bemerkte der Oberfinanzrat.

Thorwaldsen zuckte zusammen. „Was ist da?“

„Dann kommt die Zeitung. Die Abendausgabe. Amalie legt sie mir auf den Schreibtisch. Amalie ist meine Haushälterin, die ich seit zwanzig Jahren . . .“

Mit Würde wandte sich Thorwaldsen dem Sprecher zu. „Sagen Sie, lieber Verehrter, können Sie sich nun wirklich nicht von der Vorstellung Ihrer elenden Zeitung lösen? Müssen Sie denn an schlechtes, beschmiertes Papier denken, wenn man Ihnen Verse zitiert, deren sich Hölderlin gewiß nicht . . .“ Er hustete und sah starr hinaus auf die ferne Alpenkette, deren Schneegipfel noch leuchteten.

Der Oberfinanzrat hing seine beiden Daumen in die Ärmellöcher der erbsfarbenen Weste. „Tja,“ sagte er, „da haben Sie recht. Aber was tun wir?“

Sinnend sah der Dichter vor sich hin. „Wir müssen psychologisch vorgehen. Wir müssen vorbauen. Wir müssen feststellen, welche Erregungen jetzt kommen werden; und dann wollen wir versuchen, sie von vornherein zu neutralisieren. Bitte, Herr Oberfinanzrat, was kommt jetzt?“

Hoppner hakte die Daumen wieder aus. „Ja,“ meinte er nachdenklich, „um sechs Uhr zehn kommt die Aktenmappe; um sechs Uhr dreißig fährt die 18 zum Dämmerschoppen; um sechs Uhr fünfundvierzig beginnt die Sitzung im ‚Athenaion'. Um elf Uhr spiele ich allein die Flöte.“

Thorwaldsen nickte. „Verehrter Christ, Mensch und Sonntagsjäger,“ befahl er, „ wollen uns, angesichts dieser einzigen La schaft erst einmal theoretisch über das W des Dionysischen klar werden, und ich h daß Sie über meinem Vortrag die Ak mappe vergessen.“

„Und das Praktikum?“ erkundigte der Oberfinanzrat.

„Ich denke, das beginnen wir h abend. Wir gehen dann hinunter Hotel Britannia; rassige Jazzband; bel Säle; munterer Betrieb; Stimmung. erinnern sich: auch Miß Turtle, von Frau Sonne . . .“

Ein verhaltenes Leuchten ging über Gesicht des Oberfinanzrates. „Ah, die da . . . Aber wissen Sie, mein Tanz etwas rückständig . . .“

„Darüber machen Sie sich keine So Sie knöpfen sich vorher die Hosenträger und wir setzen Ihnen einen hübschen zwischen die Schulterblätter. Dann wer Sie bei Saxophonklängen losgelassen, das dionysische Rasen ergibt sich von sel

Gegen das Rezept seines dionysi Mentors wollte der Oberfinanzrat einiges einwenden. Thorwaldsen h jedoch mit seinem Vortrag über das Di sische begonnen. Er sprach, mit dem nossen langsam zu dem Gemäuer aus mit alterlicher Zeit hinaufsteigend, schön gehaltvoll. Die Flöte, so sagte er, sei ihrer heutigen Form ein absolut apoll sches Instrument geworden. Ihr fehle Leidenschaft, eben das Dionysische. Er sp von der großen asiatischen Woge, we einst Griechenland überfiel; von den ra den Weibern, den Satyrn, die mit Zym klang und Beckengerassel — „Beckengeras wiederholte der Oberfinanzrat tiefsinnig durch die Wälder getobt waren; wie Pa und Apollon, die ordnenden Gotthei dieser Woge von Alkohol und Zügellosig Meister geworden seien und ihre Kräfte griechischen Volksgeist als belebendes ment zugeführt hätten. „Und so ist's heute wieder,“ fuhr Thorwaldsen begei fort. „Wieder kommt aus Asien ein Ang gegen Europa. Wieder wird — dies nicht Griechenland, sondern der ganze Mit meerkreis von asiatischen Giftwinden schüttert, politisch, religiös, kulturell — droht Asien. Zurückschlagen können diese Gifte nicht mehr. Wir können Do jewski und Buddha nicht mehr ausschal Wir müssen Götter werden, Herr O finanzrat. Wir müssen ferntreffen Apoll, was wir treffen können; aber müssen uns — wenn es nötig ist, wie Ihnen — die belebenden Kräfte di

Rasens zuführen, damit wir nicht verstumpfen, versteinern. Wir haben die gleiche Aufgabe, wie die Griechen zur Zeit des Aischylos sie hatten."

Auf baumumstandenen Burgplatz fiel der erste Glanz der Sternennacht. Die Berge leuchteten glasig-weiß, und der See lugte schwarzseidig durch die Bäume. „Das ist wunderschön, was Sie da sagen," meinte der Oberfinanzrat sinnend. „Ganz wunderschön. Das leuchtet mir ein."

Als er nach seiner Uhr sah — er benötigte dazu einer kleinen Taschenlaterne — hatte er die Aktenmappe und die Tram ins Athenaion versäumt.

„Herrlicher Mensch!" jubelte er und legte dem Dichter die Hand auf die Schulter. „Ja, es gibt Fügungen." Dann brummte er den Torreromarsch und ging heiter neben dem Dichter her, welcher langsam, mit jenem inneren Hochgefühl des Edelpädagogen, dem Hotel zusteuerte. „Es wird," strahlte der Oberfinanzrat bei der Trennung, „seien Sie sicher, es wird. Ich habe die Aktenmappe, die Tram, ja sogar das Athenaion glatt vergessen, den Eröffnungsschluck, den Weiheschluck der Athene."

„Nehmen Sie den immer?" erkundigte sich Thorwaldsen.

„Ja. Das ist so eine alte Sitte. Mit Kulmbacher. Mit echtem Kulmbacher." Dann schüttelte der Oberfinanzrat dem etwas befangenen Dichter beide Hände und stieg rasch hinauf in sein Zimmer. Thorwaldsen ging langsam in seine schöne Behausung. Er warf noch einen Blick vom Fenster aus hinab auf die dunkle Halbinsel, auf welcher sich die Lichter zu entzünden begannen. Über den Orten an beiden Seearmen lag das Licht wie goldiger Staub.

Im Nebenzimmer wirtschaftete Frau Sonne. Sie lief hin und her, und man hörte das Klappen von Schränken, von Koffern und das leise Klingen metallischer Geräte. Thorwaldsen aber stand am Fenster und murmelte etwas bedrückt vor sich hin: „Mit Kulmbacher. Mit echtem Kulmbacher."

*

Chiarina hatte für den Oberfinanzrat mit an ihrem Tisch decken lassen, welchen sonst nur Thorwaldsen mit ihr teilte. Den Dichter, der etwas später kam, überfiel ein neues, kleines Mißbehagen, als er den Oberfinanzrat bereits in lebhaftem Gespräch mit Frau Sonne vorfand. Frau Sonne bemühte sich sichtlich um seinen dionysischen Schüler. Sie trug jenes schwarz-weiße Stilkleid, das er so besonders liebte. Wenn er in ihrer Abwesenheit an sie dachte, dann sah er sie in diesem Kleid, das sie zeitlos jung machte. Er fühlte sich erhoben, wenn er, im Dinnerdreß der schwarz-weißen Frau Sonne folgend, in den Speisesaal eines großen Hotels trat und die Gäste sich nach ihnen umsahen. Und nun hatte er über dem Kulmbacher und der Pallas den gemeinsamen Einzug in den Speisesaal versäumt. Nicht genug: Frau Sonne unterhielt sich mit dem Mann im Gehrock. Thorwaldsen verbeugte sich lächelnd, wie immer, wenn er innerlich mißmutig war, mit einer leicht karikierten Verbindlichkeit.

Frau Sonne sah ihn kurz und freundlich an, legte die Rechte auf den Platz, welchen er einnehmen sollte, sprach aber weiter mit dem Oberfinanzrat, der sich über die erste Unterrichtsstunde im Dionysischen und die bereits merklichen Erfolge nicht beruhigen konnte. „Es freut mich von Herzen, daß der Herr Oberfinanzrat Hoppner so zufrieden ist." Sie lächelte freundlich zu Thorwaldsen. „Und du, mein Lieber?"

„Ich möchte Kulmbacher trinken," erwiderte Thorwaldsen ruhig.

„Ein guter Anfang," stellte Frau Sonne fest. „Das ist Ruhe, Würde, Maß."

„Du bist infam," zischelte der Dichter.

Der Oberfinanzrat erkundigte sich lebhaft, ob es hier wohl Kulmbacher gäbe. Mit besonderer Liebenswürdigkeit wandte sich Chiarina an den Kellner und erreichte es, daß eine große Karaffe mit einem dunklen, schweren Bier auf den Tisch gesetzt wurde. Diese Karaffe überließ Thorwaldsen dem Oberfinanzrat; er beteiligte sich kaum an der Unterhaltung der beiden Tischgenossen. Ihm war weh im Leib.

Nach dem Essen trieb Hoppner zum Aufbruch. Chiarina wünschte ihm guten Fortgang seiner Exerzitien und sah Thorwaldsen vergnügt an. „Es freut mich, daß du mitgehst, du mußt einmal wieder unter Menschen. Wir sind schon zu lange hier allein. Und deinen Übungen wird das sicher gut tun. Ich habe mir vorgenommen, dich darin mit allen Kräften zu unterstützen. Nur so kannst du Großes leisten. Gute Nacht. Wir sehen uns dann morgen früh wieder."

Sie stand auf, nickte herzlich nach beiden Seiten, und wunderbar federnd, im Wiegen des schwarz-weißen Stilkleides, verließ sie den Speisesaal. Ihre schönen, nackten Arme leuchteten noch zartrosa durch die Glasfenster des Flures.

*

Während Thorwaldsen verstimmt und mißmutig den Fahrweg durch die Olivengärten herunterging, jubilierte der Oberfinanzrat an seiner Seite in allen

Tönen. Ohne seiner Carmen auch nur seelisch untreu werden zu wollen, hatte er doch in der Unterhaltung mit der bezaubernden Frau Sonne eine ungewohnte Anregung empfunden. Das war ja eine entzückende Frau! Und was sie für ein Verständnis für seine Absichten hatte! Wie sie auch seinen mäßigenden Einfluß auf Thorwaldsen richtig einschätzte! O, Thorwaldsen war durchaus nicht der allein Gebende! „Sehen Sie," so hatte sie gesagt, „wie still und besonnen er schon heute abend geworden ist! Nichts von seinen ungestümen, oft allzu gewagten Einfällen. Ich danke Ihnen, Herr Oberfinanzrat." So hatte sie gesagt. Ja, mit dieser Frau wollte er Carmen sofort bekannt machen. Die würde Carmen auch über seine Persönlichkeit aufklären.

Der Oberfinanzrat pfiff ‚Valencia'! Thorwaldsen erinnerte sich des beglückenden Tages in Pozzuoli, als Chiarina und er am Ufer zwischen den auf Sand gesetzten Schiffen entlang gestrichen waren, und aus einem kleinen Café am Meer ein guter südländischer Straßensänger ‚Valencia' schmetterte. Seit jenem Tag, einem der reifsten seines Lebens, war ihm der Gassenhauer zum Choral geworden. Er duldete aus begreiflichen Gründen viel; aber jetzt wurde es ihm doch zu toll. „Lassen Sie bitte dies undionysische Gepfeife," sagte er kurz vor dem Verlassen des Parkes. „Das ist dümmstes Klischee; von Dionysiertum keine Spur. Das sollten Sie nach meinen Auseinandersetzungen begriffen haben."

Der Oberfinanzrat schwieg verschüchtert. ‚Ganz so einfach ist das nicht mit dem Dionysiertum,' dachte er. Aber bald tröstete er sich, daß das gezähmte Apolliniertum in seinem Genossen Wurzel zu fassen beginne, und so war er über diese Bemerkung durchaus nicht ungehalten, sondern sie bereitete ihm sogar Vergnügen. Er summte ‚Valencia', ohne Töne zu bilden, im Kopfe weiter und war angenehm überrascht, als die Jazzband im ‚Britannia' die beiden beim Eintreten mit ‚Valencia' begrüßte und das Gesicht Thorwaldsens einen bitteren Geschmack auf seiner Zunge anzeigte.

Der Dichter verbeugte sich lächelnd gegen eine lange, blonde, kniefreie Dame in Liberty, welche an ihm vorübertanzte und ihm zulachte. Das Bild ihrer Zähne, stark und schön, vielleicht zu weiß, blieb als Eindruck dieses Grußes haften. Der Körper war ebenmäßig gewachsen, von jener gleichgültigen Ebenmäßigkeit, welche der Sport hervorbringt. Was an ihr allenfalls ein Interesse erregen konnte, war eine bewegte, kränkliche Lebhaftigkeit, eine „Morbidezza", wie Thorwaldsen es zu nennen pflegte, die ein wissenschaftlich gebildeter Arzt auf eine gut ausgeheilte Kindertuberkulose zurückgeführt haben würde.

„Ist das Miß Turtle?" erkundigte sich der Oberfinanzrat angelegentlich.

„Ja, das ist Miß Real Turtle."

„Was heißt Real?" fragte der Oberfinanzrat weiter. Seine dionysischen Bestrebungen begannen ihm wieder in einem rosigeren Licht zu erscheinen.

Ärgerlich erwiderte der Dichter: „Real heißt Königlich. Sie ist aus dem uralten Geschlecht der Könige von . . . Ich weiß nicht: Ulster, Raglan oder so. Ich werde Sie mit ihr bekanntmachen."

Die Saxophone hatten ‚Valencia' noch einmal in ihre Hackmaschine genommen; diese ungeheure Zumutung von Musik brach jäh ab. Fünfzig Armpaare sanken schlaff herab; die Tänzerpaare gingen mit einer Gleichgültigkeit auseinander, wie sich sonst im Leben nie Leute trennen, die eine noch so unbedeutende Beziehung zueinander gehabt haben. ‚Wenn ich jemand um ein Streichholz gebeten habe, grüße ich doch nachher,' dachte Thorwaldsen. Dann aber brachte er den Oberfinanzrat, den er noch instruiert hatte, daß man das Real nie aussprechen dürfe, zu Miß Turtle.

Wieder setzte die Jazzband ein. Schlaginstrumente vom mittleren Kongo, turkistanische Flöten und peruanische Maultrommeln gaben die Begleitung; sechs Saxophone herrschten. Nun ließ Thorwaldsen seinen Schüler los. Mit einem seltenen Senkrücken, bedeutender Kruppe und steifer Hinterhand schob er Miß Turtle vorwärts. Der Gehrock flatterte geteilt, daß die Revolvertasche auf dem gestreiften Beinkleid des Oberfinanzrates sichtbar wurde. Als die Musik einige Takte lang gearbeitet hatte, setzte das Orchester plötzlich zum Gesang ein, und die Tänzerpaare sangen mit. „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog nää!" Thorwaldsen beobachtete, wie Miß Turtle ihrem Tänzer die Worte ins Ohr sang und dieser sie nachzusingen suchte. Lächelnd, ruhig und undurchdringlich schritt der große dunkle italienische Hoteldirektor an Thorwaldsen vorüber.

Als der Tanz vorüber war, kam der Oberfinanzrat strahlend auf Thorwaldsen zu. Er fächelte sich Luft zu mit einem seidenen Taschentuch, das er aus dem Rockärmel gezogen hatte, und trällerte dabei: „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog. Großartig geht es,

lieber Dichter. Ich fühle mich wahrhaftig ganz verjüngt. Walpurgiszauber! Rassige Jazzmusik! Munterer Betrieb! Stimmung! Und die Turtle! Das ist ja eine scharmante Person, die kleine Turtle. So was von Rasse. Na, sie will mich gleich zu ein paar Freundinnen bringen. Ich habe die ganze Corona zu Sekt eingeladen. Gott sei gepriesen, daß er mich zu Ihnen geführt hat! Hoch das Dionysische! Heureka! Sehen Sie, da kommt Miß Turtle schon, das Turtletäubchen. Jawohl, wir kommen, Holdselige!" Und wiegend, von rückwärts belächelt, ging der Oberfinanzrat, geführt von Miß Turtle, durch die schwatzenden Paare hindurch zu einem Tisch, an dem viele Mädchen saßen und auf dem mehrere Flaschen Champagner standen.

„Hallo, Apollo!" rief der Oberfinanzrat durch den Schalltrichter seiner Hände.

Thorwaldsen tat, als ob er nicht höre. ‚Der Mann hatte doch heute nachmittag noch ganz feine Momente,' dachte er. ‚Ist er denn völlig verrückt geworden? Oder war er schon vom Kulmbacher niedergemäht? Oder hat diese Kirke, die Turtle ... eine blöde Gans!' Vom Tisch des Oberfinanzrates sprangen die Pfropfen. „We have seen at Eton . . ." erscholl es im Chor, und auf einen Wink des Oberfinanzrates setzte das Jazzorchester wieder ein. „. . . Jimmy Phaeton with his dog Hog" — jubelte der ganze Saal. Die Paare arbeiteten von neuem mit der Musik um die Wette.

„Hallo, Apollo! Göttersproß, dich ruft Dionysos!" erscholl es durch die Saxophone verwischt von neuem.

Da schritt Thorwaldsen, hoch aufgerichtet, der lebendige Protest gegen soviel Dionysiertum, rasch aus dem Saal.

Der Oberfinanzrat sah ihm befriedigt nach. Wie hatte die entzückende Frau Sonne gesagt: „O, er ist nicht der allein Gebende! Wie still und besonnen er schon heute abend geworden ist!" Jawohl, auch bei dem Dichter schlug die Kur an. Und selig ging der Oberfinanzrat mit Senkrücken und Percheron-Kruppe im dionysischen Strudel von Eton, Jimmy Phaeton, Sekt und Real Turtle unter.

Thorwaldsen war es dagegen jämmerlich zumute. Er stieg rasch durch die Olivenpflanzungen wieder zur Villa Serbelloni hinauf. Über ihm drehte sich ganz langsam und leise der unerhörte Sternenhimmel des Südens. Der Waldpark über der Villa stand wie ein freies Kohlenflöz gegen diesen vornehmen und beglückenden Gleichklang der Bewegung. Und dabei dieser verfluchte Jimmy Phaeton, der ihm in den Kopf gehämmert war, saxophoniert, so daß er ihn immer summen mußte. Und wenn er sich zwang, ihn nicht zu summen, dann summte sich Jimmy Phaeton allein in seinem Kopf. Zerschlagen kam er im Hotel an. Er lief über die dicken Läufer, er stürmte in sein Zimmer und blieb herzklopfend stehen.

Nach ein paar quälenden Minuten zermürbenden Wartens trat er an die Verbindungstür, die zum Nebenzimmer führte. Er atmete tief und fragte dann halblaut mit zitternder Stimme: „Schläfst du schon, Chiarina?"

Zunächst bekam er keine Antwort. Nach einiger Zeit wiederholte er seine Frage. Da kam von der gegenüberliegenden Seite des Nachbarzimmers ein unklares, gezogenes Gemurmel, aus welchem sich allmählich die Worte entwickelten: „Bist du schon da? Nun, wie war es? Schön? Natürlich. Well, good night, darling."

„Ich verstehe dich nicht," erwiderte Thorwaldsen fassungslos. „Was sagst du?"

„Good night, darling," kam es irgendwie verhalten zurück. „Sleep well."

*

Als der Morgenstern noch gründlich über den Bergen von Cadenabbia flimmerte, verließ Thorwaldsen das Hotel, um sich auf sich selbst zu besinnen. So sagte er sich es wenigstens, als er aus dem stillen Hause trat. Er stand, tiefatmend, einen Augenblick lang bei den großen Königspalmen. Hinter ihnen stieg der Waldpark an, in welchem noch die Nacht lagerte. Die Halbinsel zitterte tief unten noch in nächtlicher Düsternis. Da überfielen ihn die Erwägungen wie Nadelstiche. War er denn schwachsinnig geworden, daß er sich dazu hergab, einem Oberfinanzrat Nachhilfestunden im Dionysischen zu erteilen?

Und Chiarina?

Ehe er sich über Chiarinas tiefste Einstellung klar werden konnte, wurden seine Gedanken durch ein ohrenbetäubendes Gebrüll, welches sich aus der Dämmerung den Weg durch den Olivengarten hinaufwälzte, abgelenkt. Ein Schauder überkam ihn. Beim reifenden Tag erkannte er den Oberfinanzrat, welcher, ein Saxophon mißhandelnd, mit seltsam aufgesteckten und blumengeschmückten Gehrockenden den Berg hinaufhüpfte. Ihm folgten, wild lachend, Miß Turtle mit ihren Freundinnen, sowie ein paar Herren im Frack, welche die tanzenden und kreischenden Mänaden unter den Armen stützten oder ihnen sonstwie gefällig zu sein bestrebt waren.

‚Herrgott, der Dionysoszug!' schrie es in Thorwaldsen.



Wäscherinnen. Gemälde von Karl Schlageter

Und im Gefühl seiner unvermeidlichen Lächerlichkeit, selbst aber von der Komik des Aufzuges erschüttert, stieg er eilends in den Wildpark hinauf, um nicht das Ende dieses griechischen Festes vor dem Hotel zu erleben. Er erstieg den kleinen Burghügel, wo er sich zwischen den alten Bäumen gesichert glaubte.

Nur hatte er nicht mit der Gelehrigkeit seines Schülers gerechnet. „Wir müssen in den Wald — wir Dionysier!“ schrie Hoppner und tanzte, das Saxophon im Arme, voran. Unter den Klängen des Liedes: „We have seen at Eton Jimmy Phaeton with his dog Hog“ wälzte sich der Zug durch den Wald zum Burghügel hinauf. Kaum hatte sich Thorwaldsen in die Ruine der Burgkapelle geflüchtet, als schon der Oberfinanzrat, umjubelt von Mänaden und Satyrn, auf dem Platz erschien, auf eine Bank kletterte, zunächst dem Saxophon ein paar grauenvolle Töne entpreßte, um dann eine Rede zu halten. Freilich war es keine Rede mehr, selbst keine im Geist des Athenaions! Es war nur noch ein Gestammel, das von den tobenden Mänaden und Satyrn ab und zu mit dem Ruf: „Three cheers for the Upperfinanz!“ unterbrochen wurde. In das Gejohle hinein lallte Hoppner seine Ansprache. Er sprach von der großen asiatischen Woge — von den rasenden Weibern — „we have seen at Eton Jimmy Phaeton“ — von Zymbelklang und Beckengerassel — „three cheers for the Beckengerassel!“ — von der Notwendigkeit, als Liebender Carmens — „three cheers for Upperfinanzes Carmen!“ Langsam versandete die Rede; langsam versandete der Oberfinanzrat.

Als der erste Strahl der Morgensonne über die östlichen Berge hinwegstach, hatte sich der Dionysoszug aufgelöst. Aus dem Park kamen noch hier und da Stimmen oder Stimmreste. Bald war aber alles still, so daß die Vögel ungestört mit Zwitschern beginnen konnten.

*

Als der Dichter nach ein paar Stunden unruhigen Schlafes auf der Terrasse zum Frühstück erschien, fand er einen Genossen im Unglück. Im erbsenfarbenen Anzug, den Kopf in die Hände gestützt, womöglich noch bleicher als gewöhnlich, starrte der Oberfinanzrat auf eine Anzahl von Papieren, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Sehr dionysisch schien seine Stimmung nicht mehr zu sein. Thorwaldsen ahnte apollinische Annäherungsmöglichkeiten.

„Es sieht so aus, Herr Oberfinanzrat,“ meinte er und zeigte auf die im Halbkreis auf den Tisch gelegten Zettel, „als ob Sie sich die Karten gelegt hätten.“

Hoppner zuckte die Achseln. „Man hat mir die Karten gelegt,“ meinte er knurrend. Er betupfte die einzelnen Blätter mit Zeige- und Mittelfinger seiner schmalen Rechten, während er ihre Wesensart kurz darlegte. „Achtundzwanzig Flaschen Veuve Cliquot — drei Stuhlbeine — zwei Spiegel — zweiundfünfzig Kaviarbrötchen — ein Saxophon — eine Aufforderung vom Hotel, bei Lärmbedarf in Hinsicht auf das feine Publikum lieber woanders hinzuziehen — ein Telegramm aus Sils-Maria, das die Ankunft meiner Verlobten erfreulicher-, aber merkwürdigerweise bereits für heute vormittag anzeigt, wobei zu erwägen ist, daß ich gestern alles für eine ‚surprise-party‘ bestellt und angeordnet habe. Irgendwo dahin soll es gehen.“ Er wies mit der Hand hinaus auf die unten liegende besonnte Halbinsel. „Zypressen-Weg,“ hatte die kleine Turtle vorgeschlagen. Dann stemmte er die beiden Arme gegen den Tisch, hob die leicht umflorten Augen zu Thorwaldsen und fragte den Dichter mit einer ein wenig lauernden Stimme: „Sagen Sie mal, verehrter Meister und Mit-Olympier, haben die alten Herrschaften für ihre dionysischen Ausflüge auch so freundliche Autographen bekommen?“

Thorwaldsen bedauerte, das nicht sagen zu können, da seines Wissens Rechnungen für dionysische Exzesse nicht auf uns überkommen seien. Während er sich mit dem Frühstück beschäftigte, fragte er so nebenhin: „Haben Sie vielleicht Frau Sonne schon gesehen?“

„Ja,“ entgegnete der Oberfinanzrat und schob die Rechnungen wie ein Kartenspiel zusammen, „sie war vorhin hier, hat von diesem historischen Material Kenntnis genommen, mein Geschick beklagt und ist dann zum Ort hinuntergegangen.“

Der Dichter legte den Teelöffel hin. „Zum Ort hinuntergegangen?“

„Ja, verehrter Mentor,“ erwiderte der Oberfinanzrat bissig, „sie hatte ein entzückendes, rohseidenes Kleid an, eine Abart von Sonnenschirm unter den Arm geklemmt, und auf dem Kopf trug sie einen bezaubernden Strohhut. Sie wollte spazieren gehen. Spazieren. Apollinisch! Allein!“ — Diese Schilderung gab der Oberfinanzrat mit einer gewissen breiten Bosheit.

Thorwaldsen ärgerte sich über den Oberfinanzrat und seine eigene, überflüssige Unruhe. Da fiel sein Blick zufällig auf das Telegramm, welches aus dem Kartenhaufen des Oberfinanzrates weit herausragte.

„Wann kommt denn eigentlich die verehrte Carmen Achternknick an? Sils-Maria ist ja nur wenige Stunden entfernt. Sie müßte doch in absehbarer Zeit hier sein?“ fragte er unvermittelt.

Der Oberfinanzrat sah betroffen auf den Fragenden.

„Ich habe nicht genau nachgesehen,“ meinte er unsicher und griff nach dem Telegramm, „aber . . . Donnerwetter, das ist denn doch verdammt eilig, sie muß ja sofort kommen! . . . Nein, so was!“

Thorwaldsen wies mit dem Daumen über die Schulter auf den See. „Der Dampfer kommt dort drüben. Ich stelle mit Freuden fest, daß nicht nur Ihr allgemeines nervöses Zeitempfinden, sondern sogar das spezielle Zeitgefühl für die Ankunft Ihres Fräulein Braut durch Ihre Kur erheblich abgemildert ist.“

Der Oberfinanzrat begriff jedoch nichts mehr von diesem Satz. Er war aufgesprungen, hatte das Kartenspiel rasch in die Brusttasche gesteckt und lief dem Ausgang des Parkes zu.

Nach einer halben Stunde, welche Thorwaldsen zwischen Dichten, Dämmern und nervösem Warten zugebracht hatte, bog Chiarina um die Straßenkehre, von welcher aus der letzte breite Anstieg zum Hotel beginnt. Wahrhaftig in dem Rohseidenen, das er ebenso liebte wie das schwarz-weiße. Über dem Kopf hielt sie den Ausreißer, jene „Abart von Sonnenschirm“, welche ihres modernen Formates wegen von Zeit zu Zeit verloren ging, und daher die familiäre Benennung Ausreißer erhalten hatte.

Fünf Minuten später hob sich der erbsenfarbene Oberfinanzrat aus den Bäumen der Pallas Athene, begleitet von seiner Carmen, einem Pummel, ganz nett, rosa, blond, vollschlank, in gutem englischem Reisekostüm, die lebhaft und anscheinend erfreut auf Hoppner einsprach. Hoppner dagegen schien benommen zu sein.

Chiarina schritt rasch den Berg hinan. Thorwaldsen ging ihr entgegen und erreichte sie am Eingang des Hotels.

„Ich freue mich, daß ich dich auch einmal zu sehen bekomme,“ sagte er, im Ton der Stimme artiger als in der Satzbildung.

Chiarina reckte sich und lächelte. Sie schwenkte den Ausreißer im Kreis. „Alter Brummbär,“ meinte sie, „die Freude wirst du vermutlich noch öfter haben. Ich hielt es nur für richtig, einen kurzen Spaziergang in den Ort zu machen. Da der Dampfer gerade anlegte, guckte ich mir die Fremden an und wurde plötzlich fast umgerannt von deinem wahrhaft rasenden Schüler, der eben noch zur Zeit kam, um seine Carmen in Empfang zu nehmen. Er stellte uns vor, wir sprachen auch einiges, dann aber ließ ich das Paar hübsch allein.“

Thorwaldsen strich sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nase und sah Frau Sonne von der Seite an. „Bitte schön, weiter,“ meinte er ergeben.

„Was ist da noch weiter zu erzählen?“ entgegnete Frau Sonne und nahm den Dichter beim Arm. „Carmen Achternknick ist wirklich 'ne nette Deern. Sie liebt ihren Leopold so, wie er ist, und war selig, ihn zu sehen. Sie meinte am Anfang, sie habe das Rumrasen in der Welt satt. Sie wolle jetzt Ruhe und Ordnung. Und mal in Rio, mal in Peking und noch so ein paar Orten, deren Namen ich nicht behalten habe, da könnte einem kein Spinat auf der Seele wachsen. Tut mir leid, mein Lieber, so hat sie gesagt. Als ihr aber Hoppner von seinen Exerzitien erzählte, hat sie gesagt, daß sie alles mitmachen würde, was Hoppner tun wolle, und wenn er in Dionysisch mache — tut mir leid, mein Lieber, du kannst ruhig Gesichter schneiden, sie hat wörtlich so gesprochen — dann wolle sie auch in Dionysisch machen. Sie wollte auch sofort anfangen. Da ließ ich die beiden allein — natürlich — aber, offen gesagt, ich finde das ganz famos. Du weißt ja, daß ich mit dir, um in der Sprache von Frau Carmen Achternknick zu reden, auch in Apollinisch mitmache. Deshalb bin ich auch allein spazieren gegangen.“

Den Dichter überlief ein leichtes Frösteln. „Liebe Chiarina, jetzt laß uns einmal verünftig reden. Mir ist die ganze Sache nicht recht behaglich. Du mußt aber auf meinen seelischen Zustand Rücksicht nehmen. Du weißt, daß ich in der letzten Zeit, von seltsamen, inneren Gesichten geplagt und gefoltert —“

„Nichts getan habe . . .“

„. . . nach einer neuen Form gerungen habe.“ Thorwaldsen versuchte seiner Stimme ein wenig Schärfe zu geben, aber sie klang flackernd. Ehe er jedoch weiterreden konnte, erschienen der Oberfinanzrat und Carmen auf der Hotelterrasse, und Thorwaldsen fühlte sofort, durch Bekanntmachen und Anfangsunterhaltung hindurch, daß der Oberfinanzrat ihn einen Augenblick allein zu sprechen wünsche. Gefolgt von Frau Carmens musternden Blicken, denen er das Zwinkern seiner Seemannsaugen entgegenzusetzen suchte, trat er mit dem Oberfinanzrat ein paar Schritte beiseite.

Hoppner sah seinen Mentor verzweifelt an.

„Hören Sie mal, geliebter Mitgrieche," meinte er, „die Sache wird gefährlich. Carmen hat sehr bald durch Frau Sonne von meinen dionysischen Exerzitien erfahren, und da habe ich natürlich mit eingestimmt. Ich dachte ja an nichts Böses. Und wissen Sie, was Carmen getan hat? Sie hat sofort für die ‚surprise-party' Pferde bestellt. Ich soll mit ihr zur surprise-party reiten. Reiten, meint sie, sei das wahre dionysische Rasen. Du lieber Gott, vor dreißig Jahren war ich 'mal Einjähriger beim Train. Garde-Train natürlich. Und nun soll ich neben der Frau, die sozusagen im Sattel geboren, gesäugt, erzogen, blühende Jungfrau und Gattin geworden ist, auf einem eingeborenen Klepper durch die Gegend galoppieren, und muß dabei nicht nur den Liebhaber, sondern auch noch den Griechen markieren. Der Teufel hole das ganze Dionysiertum. Wär' ich geblieben auf meiner 18!"

Thorwaldsen wußte auf diese Eröffnungen hin nicht mehr viel zu sagen. Nach einer halben Stunde beobachtete er vom Balkon seines Zimmers aus den Pummel und den Oberfinanzrat, die auf zwei hochbeinigen, älteren Pferden den Berg hinabritten. Der Zwangs-Dionysier hatte seine langen Beinkleider über den Knöcheln mit Riemen zusammengeschnürt, aber dieser Sicherheitsmaßregel zum Trotz, sah man schon beim Abreiten sein Unterzeug. Carmen trug ein gutsitzendes Reitkleid. Nach der ersten Kurve, als der Weg flacher wurde, setzte sie ihr Pferd in Trab. Der Oberfinanzrat, die Knie und Zügel am Kinn, begann ebenfalls zu traben. „Milde Oliven, Bäume der allweisen, Form und Maß verwaltenden Pallas, verhüllt dieses Bild des Grauens mit euren Schleiern von Silber," murmelte der Dichter, als er wieder in sein Zimmer zurücktrat.

⋆

In der Erinnerung Thorwaldsens war der ganze Tag nur noch ein Dämmern, eine übelkeit erregende Spanne Zeit, welche er später mit einer erfrischenden Willenskraft aus seiner Erinnerungswelt ausstieß. Wenn Chiarina auf diesen Tag zu sprechen kam, wurde er bleich, stand wohl auch auf und ging davon, und sie mußte sich ernster stellen, als es ihr zumute war, um den Erregten zu beruhigen. Tatsache war jedenfalls, daß am Spätnachmittag, als Thorwaldsen, auf der Chaiselongue langausgestreckt, eine ungezählte Zigarette drehte, der Oberfinanzrat ohne anzuklopfen in sein Zimmer stürmte.

Dem Dichter bot sich ein erschütterndes Bild. Beschmutzt, zerrissen, aufgelöst, mit hochrotem Kopf stand Hoppner in der Tür. „Ich lebe," sagte er mit gesenkter Stimme.

„Na und sonst?" fragte Thorwaldsen, der diese Tatsache bereits zur Notiz genommen hatte.

„Sprechen wir nicht mehr davon." Der Oberfinanzrat streckte die schönen, blassen Hände weit von sich. „Es war grauenvoll — das Fest ... Saxophon unter Zypressen ... wenn ich den ‚Jimmy Phaeton' nur höre . . . ‚three cheers for the Beckengerassel!' und Carmen ... nein, sprechen wir nicht davon. Für heute abend hatte ich ein Tanzfest verabredet; für morgen eine Segelpartie mit Miß Turtle; morgen abend wieder tanzen; übermorgen früh — ich weiß nicht was. Wollen Sie nicht das alles für mich übernehmen? Sie sind der erfahrenere Dionysier. Ich schreibe Ihnen alles auf! Lieber, Verehrter, ich flehe Sie an!"

Aber Thorwaldsen lehnte dankend ab. Er wolle seine apollinische Kur zu Ende führen.

„Nun dann, Unheil, du bist im Zuge," murmelte Hoppner, „geh' welchen Weg du willst. Wir reisen sofort ab. Ich hatte eine grenzenlose Mühe, Carmen für die Schönheiten Venedigs zu begeistern, denn sie fand das hier sehr lustig. Was habe ich ihr angepriesen! Milde Gondeln, sanfte Paläste, fromme Tauben, rosige Stimmung, holde ‚Valencia', Hotel Danieli mit seiner Dogenpracht, wieder milde Gondeln, George Sand, Musset ..." Der Oberfinanzrat schlug die Hände vor das Gesicht.

„Die Götter segnen Sie," flüsterte er. „Sie haben es gut mit mir gemeint, aber ich glaube jetzt, daß ich zum Dionysier in der Anlage verpfuscht bin. Dionysos mit Ihnen!" Und rasch verließ er den Raum. Eine halbe Stunde später fuhr das Paar in einem geschlossenen Auto in der Richtung nach Como ab. Gleichmütig sah Thorwaldsen noch von seinem Zimmer aus die Koffergebirge Carmens, welche hinten auf dem Wagen aufgeschnallt waren, in die Olivenschlucht versinken.

Als Thorwaldsen nach einem längeren Spaziergang durch den Waldpark wieder in sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Arbeitstisch das Manuskript seines neuesten Buches ausgebreitet liegen; ein großes Tintenfaß stand geöffnet dahinter und auf dem Manuskript lag ein feiner, heller Olivenzweig. Der Dichter lächelte zunächst etwas befangen; über sein schönes Antlitz ging aber ein Leuchten, als er hörte, wie die Verbindungstür zum Nebenzimmer von der anderen Seite her ganz vorsichtig geöffnet wurde.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Elsa Bernewitz: Die Entrückten (München 1928, Albert Langen) — **Junge Deutsche: Max Sidow, Manfred Hausmann, Fred v. Zollikofer, Wolfgang Hellmert** (Leipzig 1928, Philipp Reclam) — **Wilhelm Speyer: Kampf der Tertia** (Berlin 1828, Ernst Rowohlt) — **Bruno Frank: Politische Novelle** (1828, im selben Verlag) — **Max Brod: Die Frau, nach der man sich sehnt** (Wien 1928, Paul Zsolnay) — **Friedrich Freksa: Ein Mädchen reist ins Glück** (Berlin-Zehlendorf 1928, Sieben-Stäbe-Verlag)

Die Namenlosen, Zukünftigen, um die noch das Rätsel des Werdens webt, sollen in diesem Monat, dem Mittler zwischen Frühling und Sommer, das erste Wort haben. Es ist von eigenem Reiz, das Erstlingswerk eines Begabten zu lesen. Noch spürt man hie und da einen Geistespaten, oder eine Unbeholfenheit, die auf der Suche nach eigenem Wege ist, man fühlt Schwächen, die zu überwinden sind, dazwischen Neues, Besonderes, Kräfte, die keimen und ans Licht wollen — es ist ein Genuß wie bei der Probe jungen Weins, dessen Entwicklung man zu erraten, zu bestimmen sucht. Viel verspricht der Erstling **Die Entrückten** von **Elsa Bernewitz**. Es sind vier Erzählungen, von denen ausnahmsweise die Titelnovelle wirklich die wertvollste ist. „Die Entrückten" sind ein armes Häuflein deutscher Kurländerinen, die von den Bolschewiken im Kerker gehalten werden, bis an sie die Reihe kommt und die Schüsse knallen ... Ein achtzehnjähriges Mädchen, das in Riga Einkäufe machen will, wird ohne weiteres als deutsche Geisel verhaftet und in ein Gefängnisloch geworfen, wo sie drei Leidensgefährtinnen findet, die sich an die Dunkelheit, an die dünne Suppe, aus der ihre ganze Nahrung besteht, und die beiden Strohsäcke, die vier Personen zugleich Stühle und Betten ersetzen, schon gewöhnt haben. Die Seele der kleinen Gesellschaft ist eine tapfere alte Dame, die nichts mehr aus der Linie werfen kann, in der sie, sicher und ohne Irrtum, ein langes Leben hindurch gegangen ist. Sie liest bei einem Lichtstümpfchen, das alle Abende nur wenige Minuten zu diesem Zweck brennen darf, aus der Bibel vor, und findet für jede Lage ein passendes, aufrichtendes Wort. Als das Mädchen verzweifeln will angesichts dieses Abgrundes, aus dem es nie wieder in die Höhe zu kommen glaubt, da hört sie eine Stimme sagen: „Wissen Sie nicht, Fräuleinchen, daß wir nie tiefer fallen können, als in Gottes Arm?" Eine dürftige kleine Schneiderin ist es, die solchen Trost schon von der alten Dame gelernt hat. Sie auch ist es, die in diesem Elend bekennt: „Noch nie, in meinem ganzen Leben nicht, bin ich unter so guten Menschen gewesen. Einer hilft dem andern, einer tröstet den andern. Wie die Engel Gottes haben wir diese Wochen gelebt." Als endlich die gefangenen Frauen abgeführt werden, ihrer Hinrichtung entgegen, und nur das Mädchen, das man begnadigt hat, zurückbleibt, küßt die alte Dame es und sagt freundlich: „Möge die Gottesnähe dieser Zeit Sie nie verlassen." Und auch die kleine Schneiderin küßt und streichelt es.

Starke Frauenseelen — so könnte das ganze Buch überschrieben sein. Denn vom Kern jener alten Dame im Gefängnis sind auch die anderen weiblichen Heldinnen dieser Erzählungen, das adlige Fräulein, das aus väterlichem Stammschloß hinweg in den Tod geführt wird und eine Gelegenheit, sich zu retten, ausschlägt, oder die alte Krügersfrau, die den frechen lettischen „Flintenmädchen", die schon hundert „Exekutionen" auf dem Gewissen haben, furchtlos die Wahrheit sagt. Nur die letzte Geschichte hat ihre ganz besondere Note. Sie erzählt von einem alten baltischen Gutsherrn, der, vertrieben, einsam in einem hinter der Landkarte liegenden Tiroler Dörfchen das bittere Brot des Heimatlosen ißt, bis ein sanfter Tod ihn erlöst und „das Unwesentliche aus seinen Zügen löscht".

Man sieht: der Stoffkreis dieser jungen Erzählerin ist noch eng begrenzt, ist durchaus heimatlich; man muß abwarten, wie ihre Begabung sich anderen Problemen gegenüber bewährt. Jedenfalls leistet sie auf dem umschriebenen Bezirk für eine Anfängerin erstaunlich viel. Ohne Rührseligkeit, ohne Klage und Pathos befleißigt sich Elsa Bernewitz einer Realität, die an Tolstoi geschult scheint mit ihrer epischen Ruhe und ihrem innigen Bezug zum Leben wie zur Gefühlswelt der dargestellten Personen.

Auf der Suche nach dichterischem Nachwuchs ist der Verlag Philipp Reclam so glücklich gewesen, eine Anzahl druckreifer Erzähler zu finden, deren Erstlinge er in einer Buchreihe **Junge Deutsche** herausgibt. Ein überragendes Talent ist unter dem Häuflein nun zwar noch nicht zu finden, aber kaum eins auch, das unter dem Durchschnitt wäre. Auf drei: **Max Sidow, Manfred Hausmann** und **Fred**

v. Zollikofer lohnt es sich, näher einzugehen. Sidow, ein Thüringer, schier dreißig Jahre alt, steuert ein Novellenbüchlein bei, in dem die Erzählung Haß nicht nur umfangreicher als alle übrigen, sondern auch wertvoller ist. Sie beginnt in Kleistschem Stil, mit kurzem, sachlichem Bericht, in dem sich die Begebnisse der Exposition drängen, damit dann die eigentliche Erzählung in um so ruhigerem Fluß episch dahinströmen kann. Es ist das Romeo- und Julia-Motiv, aber in neuer, selbständiger Abwandlung. Sidow versteht es schon, eine vorwärtsdrängende Handlung fest am Zügel und auf dem Wege zu halten, er verliert nicht einen Augenblick sein Ziel und weiß auch aufregende Naturereignisse in den Dienst der Handlung zu ziehen.

Eine reiche und merkwürdig verästelte Begabung ist Manfred Hausmann; in seiner Erzählung Onkel Arps mischt sich Helles und Dunkles zu wogenden Märchendämmerungen, Nurgeahntes der Jugendträume und kindliche Gedankenspiele werden in die überraschende Beleuchtung eines frühen, aber echten Humors gerückt. Sehr zart, sehr lyrisch kommt Fred v. Zollikofer mit einer Hölty-Novelle: Die Nacht von Mariensee. Zollikofer ist schon zwei Jahre über die Lebensgrenze seines unglücklichen Dichter-Helden hinaus, der nur 28 Jahre alt wurde; in der Erzählung wird Höltys Schattenriß deutlich erkennbar, wenn auch die ganze Fülle von Grazie und Tiefe, Schwärmerei und Sehnsucht dieses großen Lyrikers natürlich nicht in das Gefäß einer Erzählung zu fassen sind und man den wahren „Freund des Frühlings“, wie Lenau ihn nannte, nur in seinen Versen finden kann — die entmutigende Grenze aller Dichter-Romane und -Novellen.

Von den übrigen Jung-Deutschen sei noch Wolfgang Hellmert genannt, der, erst zweiundzwanzig Jahre, den Mut hat, einen politischen Mord aus der Gegenwart in Novellenform zu behandeln. Sehr achtbar und ohne tendenziöse Nebenzwecke.

Das ist überhaupt das Erfreuliche an dieser eigenartigen Sammlung: sie stellt ein heranwachsendes Zeitgeschlecht vor, an dem nichts mehr von dem großen Getue und den ekstatischen Gefühlsausbrüchen einer niemals jungen Jugend zu spüren ist, nichts von jenen Krämpfen des Gehirns und des Sexus, die ein Genie vortäuschen sollen, nichts von Haßgeschrei und politischer Spekulation, — dafür gesammelter Ernst, Sinn für das Wesentliche, ehrlicher Wille zum künstlerischen Gestalten in gefestigter Form, Strenge gegen sich selbst, Tapferkeit mit Bescheidenheit gepaart, — die rechte Mischung für eine neue Jugend.

Von ihr erzählt uns auch Wilhelm Speyer in seinem neuen Werk. Während sein vorletzter Roman „Charlott etwas verrückt“ ungefähr das hält, was der Titel verspricht, hat er es mit mehr Glück unternommen, in dieser neuen Erzählung: Kampf der Tertia die heutige Knabenpsyche der etwa Fünfzehnjährigen zu schildern. Er führt uns zu dem Zweck in ein ländliches Erziehungsheim, das in großem Stil mit allen Errungenschaften modernster Pädagogik betrieben wird. In dem nahegelegenen Städtchen hat ein gerissener Fellhändler das Gerücht von einer Tollwut geschäftlich zu nutzen verstanden und den Oberamtmann zu einem Erlaß bewogen, nach dem die Hunde und Katzen seines Bezirks rücksichtslos abgemurkst werden sollen: mit Knüppeln wird man sie in Säcken totschlagen. Dagegen erhebt sich ganz Obertertia empört wie ein Mann. Eine neue Ilias entsteht. Wie die Griechen gegen Troja, und, man muß es zugeben, aus triftigerem moralischem Grunde, ziehen sie gegen das Städtchen in den Krieg. Mit den Listen eines Odysseus, dem Mut eines Achill führen sie ihre Sache und erringen, wenn auch arg zerschunden und verbeult, den Sieg zum Schutze der Kreatur. Diese prachtvollen Jungen sind wirklich nach klassischen Vorbildern beseelt von Tapferkeit, Stolz, Großmut und Ehrgeiz, hier hat sich die theoretische Veredelung durch das humanistische Gymnasium wahrhaft in Fleisch und Blut umgesetzt. Nur ein bißchen idealisiert scheinen mir diese kleinen Helden, unter denen es keine Bösewichter gibt, wenn es auch glücklicherweise feststeht, daß wir unter der heutigen Jugend solche Prachtkerlchen haben.

Speyer hat sein ganzes gereiftes Können an das kleine Werk gesetzt; sehr geschickt ist der moderne Sport mit seinen Aufregungen in die spannende Handlung verwoben, die Charakteristik des einzelnen zeugt von liebevollem Studium, so etwa die des „Großen Kurfürsten“, des kleinen Borst und vor allem der Daniela, des einzigen weiblichen Wesens, das der Tertia angehört, aber getrennt von den Knaben in einem Zelt wohnt und sich in Groll vom Kampf zurückhält, um endlich, im entscheidenden Augenblick, siegreich einzugreifen — ganz wie der Pelide der Ilias.

Vom Kampf um Troja zum letzten Weltkrieg, von gärender Jugend zu reifem Alter führt uns Bruno Frank in einer Erzählung, die er Politische Novelle nennt. Das Politische ist bei diesem kultivierten Erzähler nachgerade selbstverständlich; auch jene beiden Romane, die sich mit Friedrich dem Großen beschäftigen, sind nicht nur historisch, sondern auch politisch, noch schärfer tritt Franks politische Propaganda in seinem vielgespielten Drama „Zwölftausend“ hervor. Auch diesmal verleugnet er seinen pazifistischen Standpunkt nicht, er billigt es sogar stillschweigend, daß die Hauptperson der Erzählung, Cramer, im Kriege sich krank stellt und so die Möglichkeit gewinnt, politisch zu wirken. Die heimliche Begründung liegt denn auch darin, daß Cramer sich zu Großem berufen fühlt;

sein Ziel ist die Gesundung Europas, deren erste Bedingung ihm eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich scheint. In Frankreich hat er einen Freund und Gesinnungsgenossen, unter leichter Maske erkennt man keinen Geringeren als Aristide Briand. Eine Erholungsreise, die Cramer nach Südfrankreich unternimmt, führt die beiden zusammen, und sie verleben nun in regem Gedankenaustausch und menschlicher Freude am Beisammensein ein paar köstliche Herbsttage, deren Schilderung zu dem Schönsten der Erzählung gehört. Man erlebt die südfranzösische Küste um Cannes in allen Beleuchtungen und Stimmungen, man erlebt die frühlinghafte Zuversicht der beiden Männer und ihre ernsten, bedeutenden Gespräche, die sich um den Leitgedanken: Europas Heilung und Ertüchtigung drehen. Sehr hübsch auch ihr Abschied. Als Cramer dann allein nach Marseille fährt, um von da den Rückweg nach Deutschland anzutreten, hört er in den Ausrufen der Zeitungsverkäufer seinen Namen. Die Regierung in Deutschland ist gestürzt, und Cramer soll das neue Kabinett bilden. Es sind noch mehrere Stunden bis zum Abgang seines Zuges. Cramer, von dem lärmenden Durcheinander der heißen, übelriechenden Hafenstadt angewidert, geht planlos nach dem Hafen, um am Wasser frische Luft zu schöpfen, gerät dabei in ein Verbrecherviertel und wird von einem Rowdy hinterrücks erstochen.

Daß ein so jäher Schluß wie aufgeklebt wirkt und künstlerisch wohl nur durch ein Paradoxon zu rechtfertigen wäre, weiß natürlich ein so feiner Artist wie Bruno Frank ebensogut wie andere. Er wollte wahrscheinlich auf einen ähnlichen Fall anspielen, der sich vor Jahren ereignet hat, den Mord an einem bedeutenden und schöpferischen Politiker, von dem man große Dinge erwartete. Das werden nicht allzuviele herausfinden, und diese noch würden dem Sinnbild einen festeren Boden und klarere Bedeutung wünschen. Der Schluß bleibt also anfechtbar, aber im übrigen ist die Erzählung eine kleine Kostbarkeit. Und mag man sich zu den Ideen, die der Verfasser ausspricht, stellen wie man will, sie weisen immerhin auf edle Ziele hin, und die brauchen wir im Leben wie das liebe Brot.

Aller Achtung wert, welche Entwicklung Max Brods neuer Roman Die Frau, nach der man sich sehnt gegenüber seiner Erzählungskunst vor zehn, ja selbst noch vor fünf Jahren aufweist. In seinem Roman: „Das große Wagnis“ (1919), der noch gänzlich Zweckroman war, störte ein stetes Schwanken zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Ernst und Ironie; ein Lustrum später noch ist in dem „Leben mit einer Göttin“ die Form reichlich nachlässig, um so straffer und zielsicherer dafür dieser Roman, der nach Lucas Muster auch „Drei Stufen der Erotik“ heißen könnte.

In hübscher Einführung, der eine gewisse Lässigkeit sehr gut steht, macht der Verfasser die Bekanntschaft eines ehemaligen österreichischen Offiziers, der ihm seine Erlebnisse mit den Frauen erzählt. Wie Paris hat er ihrer drei vor sich, nur weiß er schließlich mit dem Apfel nichts anzufangen, man möchte sagen, er schenkt ihn dem Leser. Die erste ist Dorothy, eine äußerlich kühle (aber das täuscht), sich in englischen Manieren gefallende Schönheit, der rein erotische Typ unter den dreien. Wie es nach jahrelangem Liebeln zum Bruch kommt, ist sehr fein geschildert —: ein Unerklärliches, das auf einmal — nein, nicht auf einmal, sondern langsam den Zauber löst, der den Mann umstrickt hat; ein leises, aber stetig wachsendes Kältegefühl, ein rätselhaftes Entfremden ohne sichtlichen Grund, eine Anhäufung von Kleinigkeiten, die sich zwischen sie stellen und zu Erwägungen, zu Vernunftgründen führen, über die beide vor ein paar Monaten noch hellauf gelacht haben würden. Hier schaut man in dämmernde Tiefen der Erotik, schließlich der Menschenseele selbst. Die zweite Frauengestalt, Agnes, eigentlich Aneschka, ein junges, herzensgutes Tschechenmädel, das den Tiefbekümmerten, der nach dem Bruch mit Dorothy an kein Glück mehr glaubt, aufrichten will und ihn mit der ganzen selbstlosen Liebe eines idealen Wesens hätschelt. Zeitweise empfindet er ihren Einfluß wie einen Segen, aber schließlich genügt sie ihm nicht, und er merkt, daß jeder ersehnten Frau etwas fehlt ... Er sucht die „chemisch reine Liebe“, wie er sich etwas nüchtern ausdrückt. Endlich glaubt er in Stascha die Rechte zu finden, die er auf höchst abenteuerliche Art kennenlernt. Hier erlebt er das längste, das tiefste Liebesglück, aber auch das erschütterndste Ende.

Der Roman wird viel gelesen. Wenn es auch nicht unsere Aufgabe sein kann, jedem Erfolg die Schleppe zu tragen (denn oft hat der „Absatz“ mit dem Wert des Buches im Vergleich zu anderen nichts zu tun), so ist es doch aufschlußreich, der Beliebtheit hier einmal nachzuspüren. Zunächst hat der Titel eine gewisse Anziehungskraft, sodann ist das Thema Liebe hier wirklich sehr reich instrumentiert, und schließlich fehlt es, namentlich im letzten Teil, nicht an abenteuerlichen Spannungen. Die von Brod schon immer geliebte Einkleidung der Erzählung hat zuerst manches Gefällige, schließlich wirkt sie absurd, denn man kann sich unmöglich vorstellen, daß dieser Offizier a. D. vierhundert Seiten mit allen Einzelheiten und seitenlangen Dialogen auf einem Sitz erzählt.

Ein lustiger Roman von Friedrich Freksa bilde den schwerelosen Abschluß. In dem alten Schwabenstädtchen Weilderstadt wohnen die Steinhausers, die „immer hoch hinauswollten“. Kein Wunder, daß auch Regina, die Tochter der Witwe Steinhauser, große Rosinen im Kopf hat. Anlaß

dazu gibt ihr die Erinnerung an ihren Onkel Jakobus, der noch vor ihrer Zeit nach den niederländischen Kolonien gegangen und, seinen Briefen zufolge, dort ein großer Mann ist. War er doch in Indien und hat jetzt in Holland keinen geringeren Titel als „Commissarius van de laasten Depeschen“, das kann doch nur so etwas wie ein allmächtiger Minister sein, durch dessen Hände alle wichtigen Depeschen gehen! Im Gedanken an diesen einflußreichen und gewiß sehr wohlhabenden Ohm trägt Regina ihr hübsches blondes Köpfchen noch einmal so hoch und denkt gar nicht daran, den Nachfolger ihres Vaters, den jungen Dr. Bopfinger, zu heiraten, wie es ihre Mutter noch auf dem Sterbebett so dringend wünscht. Nach ihrem Tode bricht Regina dann auch nach Holland auf und tritt ihre „Reise ins Glück“ an. Aber so leicht wie sie denkt geht das nicht. Dr. Bopfinger will sie sich nicht entschlüpfen lassen, und so erwartet er sie auf der ersten Station zusammen mit einem napoleonischen Major, einem alten Roué, der gleichfalls in Regina bis über die Ohren verliebt ist. Wie zwei feindliche Hähne umstelzen die beiden während der gemeinsamen Reise die schöne Regina, es kommt aber noch ein dritter Bewerber hinzu, der Student Friedel Reiner, den schon sein Name charakterisiert, der Regina wirklich, um ihrer selbst willen, liebt und der sie denn auch von den beiden zudringlichen Landsleuten durch eine List befreit. Zu zweien reisen die beiden nun nach Holland, eine fröhliche Rheinfahrt, die freilich mit einer Enttäuschung endigt. Der hochklingende Titel Commissarius van de laasten Depeschen ist der eines — Totengräbers. Alle Luftschlösser der Regina stürzen wie Kartenhäuser zusammen. Aber dafür ist sie auch von ihren romantischen Neigungen gründlich geheilt, und als nun der liebe Zufall sich rechtzeitig einstellt und den Onkel Jakobus wie sie selber zu wohlhabenden Leuten macht, so daß sie ihren Friedel Reiner heiraten kann, da ist endlich einmal Steinhauserblut zur Ruhe gekommen.

Es ist Fretsa gelungen, den ernsten menschlichen Kern dieser Geschichte mit der Schale spielerischer Anmut und leichter Ironie zu umhüllen, ein gewisser altertümelnder Humor paßt ausgezeichnet zu den Begebnissen von dazumal, dabei sind die Gestalten, obwohl mit mancher Vertracktheit behaftet, scharf umrissen und auch der Dichter kommt zu Wort, so in der romantischen Rheinfahrt des jungen Paares. Ein sonniges Sommerbuch!

Neue soziologische Literatur. Von Geheimrat Prof. Dr. Otto Hintze

Werke über Soziologie sind in Deutschland eine neue Erscheinung auf dem Büchermarkt. Erst in der Nachkriegszeit haben sie angefangen, eine bedeutende Rolle zu spielen. Frankreich und England hatten längst Meister der Soziologie in Auguste Comte und Herbert Spencer, und ihre Schulen haben sich erhalten, wenn auch in mannigfaltiger Umformung. In Deutschland aber beherrschte Karl Marx mit seiner sozialdemokratischen Propaganda das Feld und drängte die Anfänge einer soziologischen Literatur, wie sie Lorenz von Stein, Robert von Mohl, A. von Schäffle geschaffen haben, in den Hintergrund. Auf der Höhe der Bismarckschen Epoche vollends wurde der Staat gegen die Gesellschaft ausgespielt, und Historiker, wie Heinrich von Treitschke und der jüngst verstorbene Georg von Below, bestritten überhaupt die Möglichkeit einer besonderen von der Staatslehre abgelösten Gesellschaftswissenschaft. Unter den Philosophen hat Wilhelm Dilthey, der sonst dem westlerischen Positivismus manche Konzession machte, doch vor der Soziologie im Sinne Comtes, als einer „Universalwissenschaft“ gewarnt, und Georg Simmel, der sich dadurch nicht abschrecken ließ, wollte doch diese neue Wissenschaft nur als eine rein formale Spezialdisziplin neben andere Fach- und Einzelwissenschaften stellen, ein Weg, den dann auch Alfred Vierkandt eingeschlagen hat und noch heute fortsetzt. Dieser etwas resignierten, bescheidenen Richtung entstammt auch das neue Werk des Kölner Soziologen Leopold von Wiese, dessen erster Band unter dem Titel: „Beziehungslehre“ 1924 erschienen ist, bei Duncker & Humblot. Er knüpft an Spencer an, der im Gegensatz zu Comte das Individuum betont; er will die allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschheit auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage stellen. Er geht dabei von den Individuen aus, als dem, was uns in Wirklichkeit allein gegeben ist. Aber die Individuen, die wir im Leben vorfinden, sind doch schon durch die gesellschaftlichen Mächte und Einrichtungen geformt und in ihrem Wesen bestimmt, und es bleibt abzuwarten, ob und wie es dem Verfasser in der Fortsetzung seines Werkes gelingen wird, die gesellschaftlichen Gebilde in Familie, Staat und Wirtschaft aus rein individuellen Beziehungen aufzubauen und zu anschaulichem Verständnis zu bringen.

Der von ihm vertretenen individualistischen Richtung steht eine namentlich von dem Wiener Soziologen Othmar Spann in seiner „Gesellschaftslehre“ (1923) vertretene Richtung gegenüber, die nicht die Gesellschaft aus den Individuen, sondern die Individuen aus der Gesellschaft erklären will. Sie muß dazu allerdings die „Gesellschaft“ als eine reale geistige Gesamtheit

auffassen; und das ist nicht möglich ohne gewisse metaphysische Voraussetzungen, die eine positive Wissenschaft gern vermeiden möchte. Es handelt sich bei der Gesellschaft doch nicht um ein reines Naturgebilde, sondern um eine Kulturschöpfung, und die Zellen, aus denen der soziale Körper zusammengesetzt ist, sind denkende Wesen, individuelle Persönlichkeiten mit Bewußtsein und Willen, die nicht bloß von Trieben und Instinkten geleitet sind, sondern auch nach rationellen Zwecken handeln.

Einen Weg aus diesem Dilemma zeigte der bedeutendste der neuen deutschen Soziologen, Max Weber, ein bahnbrechender Geist von wahrhaft genialer Kraft, dessen Lebensarbeit in der Hauptsache erst nach seinem allzu frühen Tode der gelehrten Welt bekannt geworden ist. Wir wollen hier nur zwei Werke nennen, die einen allgemeinen, zusammenfassenden Charakter tragen: einmal die beiden Bände über „Wirtschaft und Gesellschaft“, die er zu dem großen Sammelwerk „Grundriß der Sozialökonomik“ (J. C. B. Mohr, Tübingen 1925) beigetragen hat und die eigentlich ein System der Soziologie darstellen, und dann den einen Band über „Wirtschaftsgeschichte“, der nach seinen Münchner Vorlesungen 1923 herausgegeben worden ist und, wie seine Arbeiten überhaupt, auf einer beispiellos umfassenden Erforschung von Altertum und Neuzeit, von Orient und Okzident ruht. Max Weber schuf vor allem ein neues erkenntnis-theoretisches Fundament für die „verstehende Soziologie“, wie er sie nannte. Er vertritt den Standpunkt, daß die organische Auffassung, die von den sozialen Gebilden ausgeht und die sozialen Erscheinungen und Institutionen als Funktion von Gliedern eines sozialen Körpers zu begreifen sucht, nützlich, ja unentbehrlich sein kann, indem sie eine vorläufige Übersicht ermöglicht und fruchtbare Fragestellungen an die Hand gibt; daß aber, wo diese immerhin wertvolle Vorarbeit aufhört, die eigentliche soziologische Aufgabe erst anfängt, die darin besteht, die sozialen Erscheinungen aus dem sozialen Handeln der Menschen „deutend zu verstehen“. Soziologie ist für Max Weber im eminenten Sinne „Kulturwissenschaft“. Aber sie hat nur die Aufgabe zu „verstehen“, nicht die, ethische Werturteile zu fällen oder politische Ziele aufzustellen. Beides überschreitet die Grenzen der Wissenschaft. Der Staat wird, wie das Recht, als soziologisches Phänomen verstanden, als herrschaftliche Organisation, und auf die drei Typen der Herrschaft: den charismatischen, den traditionellen, den legalen zurückgeführt; aber eine Beurteilung der Staatsformen, eine Würdigung der Demokratie z. B. wird man vergeblich suchen. Gerade in dieser spröden Strenge des rein wissenschaftlich-theoretischen Standpunktes besteht der unvergängliche Wert dieser Leistung; aber es liegt auch auf der Hand, daß sie praktisch ziemlich bedeutungslos sein muß und dem großen Publikum nicht das bietet, was es in erster Linie braucht: Leitung des Urteils und Ziele für die praktische, politische Einstellung.

Nicht ganz so spröde ist die Haltung Werner Sombarts in seinem großen Werk über den modernen Kapitalismus, dessen Schlußband (der dritte Doppelband) 1927 bei Duncker & Humblot erschienen ist, und das man mit seinem 1924 erschienenen Buch über den proletarischen Sozialismus zusammenstellen muß. Dieses letztere Buch ist eine runde Absage an den Marxismus, mit dem der Verfasser als junger Dozent einst ziemlich stark geliebäugelt hatte. Er macht jetzt kein Hehl aus seiner gründlichen Abneigung gegen Marx als Persönlichkeit und als Organisator des Klassenkampfes; aber er schätzt und preist ihn als Forscher und Denker und möchte sein eigenes Werk über den Kapitalismus als eine berichtigte und gereinigte Vollendung des Marxschen Werkes über das Kapital angesehen wissen. Natürlich nur nach der wissenschaftlich-theoretischen Seite hin. Er hat von Max Weber gelernt; er handhabt die gleiche Methode wie dieser; aber er beschränkt sich auf den abendländischen Kulturkreis. Er gibt eine stark mit Theorie durchsetzte vergleichende Wirtschaftsgeschichte der europäisch-amerikanischen Kulturwelt, die von den Tagen Karls des Großen bis auf Stinnes und Pierpont Morgan reicht. Er will ganz besonders die Entstehung und Entfaltung des kapitalistischen Geistes schildern, dem er neben dem bürgerlichen einen romantischen Zug, etwas von faustischem Unendlichkeitsdrang, zuschreibt. Man erinnert sich dabei an Spengler; doch dürfte hier die Priorität auf seiten Sombarts sein. Der moderne Kapitalismus, der mit der Renaissance zugleich anhebt und nach einer „Frühzeit“ von drei Jahrhunderten seit etwa hundertundfünfzig Jahren in die Epoche seiner Vollendung eingetreten ist, wird als eine einmalige weltgeschichtliche Erscheinung, als ein „historisches Individuum“ behandelt, mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschrieben und zergliedert, leidenschaftlos, ohne ethische Werturteile und politische Zielrichtung. Immerhin kommt es dabei zu der Aufsehen erregenden Feststellung, daß die Zeit des Hochkapitalismus mit dem Weltkrieg zu Ende gegangen ist, daß die Welt seitdem in die Epoche des „Spätkapitalismus“ eingetreten ist, die ohne Geräusch und Katastrophen langsam verdämmern wird, und die zugleich als die Vorbereitung einer neuen Ära betrachtet werden muß. Mit Nachdruck wird betont, daß der Kapitalismus in der Gegenwart keineswegs das einzige Wirtschaftssystem ist, daß das Handwerk noch etwa die Hälfte der arbeitstätigen Hände beschäftigt, daß das Bauern-



Frühmorgen

Gemälde von Heinrich Emil Adametz

tum in der Welt noch immer überwiegt und in Zukunft zu noch stärkerer Bedeutung gelangen wird, daß auch die genossenschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Systeme eine große Zukunft haben. Im Hintergrund taucht die internationale Planwirtschaft auf. Aber welcher Art der neue Geist sein wird, der den langsam verdämmernden Kapitalismus abzulösen bestimmt ist, wird nicht verraten. Hier herrscht vorsichtige Zurückhaltung.

Ganz anders geht Franz Oppenheimer ins Zeug in seinem fünfbändigen „System der Soziologie“, von dem der Mittelteil über den Staat 1927 erschienen ist (bei Fischer in Jena), während der abschließende Teil über Wirtschafts- und Sozialgeschichte noch aussteht. Er übernimmt manches aus der kritizistischen Methode Max Webers, aber die „verstehende Soziologie“ ist nicht seine Sache. Ethische Werturteile und politische Zielsetzung beleben sein Werk wie ein feuriger Atem. Es ist eine Prophetie großen Stils auf wissenschaftlicher Grundlage. Der Verfasser weissagt den „Untergang des Abendlandes“, wenn nicht rechtzeitig die Mittel ergriffen werden, die er vorschlägt. Trotz aller kritischen Vorbehalte und psychologischen Grundlegung betrachtet er doch praktisch die Gesellschaft als einen lebendigen Körper, und zwar als einen kranken. Er ist seinem ursprünglichen Beruf nach Arzt und ist es auch als Soziologe geblieben. Er entwirft eine Physiologie des gesunden Gesellschaftslebens mit der Gerechtigkeit als maßgebendem Prinzip, das die Gesundheit, den „consensus“ verbürgt; und er findet den Gesellschaftskörper der Wirklichkeit todkrank, und zwar weil die reine Wirtschaft von der Gewalt, deren Ausgestaltung der Staat ist, gestört und auf falsche Bahnen geführt worden ist, vor allem durch das Bodenmonopol des Großgrundbesitzes. Aus diesem Grundschaden leitet er auch den Kapitalismus ab, dem er, ähnlich wie Marx und ganz anders als Sombart, ein katastrophales Ende mit Schrecken voraussagt. Das Heilmittel, das er vorschlägt, ist die Aufhebung der Gewalt und ihres Rückstandes in der Gegenwart, des Großgrundeigentumes. Der Staat soll sich in eine auf Solidarität beruhende Freibürgerschaft verwandeln, das Land soll weitgehend dem Bauerntum zurückgegeben, Großbetriebe sollen nur in genossenschaftlicher Form beibehalten werden. Nach dieser Richtung hat ja Oppenheimer auch schon praktische Siedlungsversuche angeregt, an deren Gelingen er den Glauben trotz mancher Mißerfolge noch keineswegs verloren hat. Friedlicher Wettbewerb statt des feindlichen Wettkampfes, Humanität statt der nationalistischen Verhetzung sind das Endziel, das dem eifervollen Geiste dieses Propheten vorschwebt.

Im Ziele gleich gerichtet, aber sonst in Auffassung und Temperament sehr verschieden ist das soziologische Testament, das der Nestor der österreichischen staatswissenschaftlichen Schule, Friedrich (Freiherr v.) Wieser 1926 bei Julius Springer in Wien, nicht lange vor seinem Hingang, unter dem Titel: „Das Gesetz der Macht“ hat erscheinen lassen. Es ist von zwei großen Grundgedanken getragen: einmal, daß es die, im Erfolg sich bewährende Macht ist, die innere wie die äußere, was alles Leben der Gesellschaft beherrscht; und dann, daß am Anfang der Zivilisationsgeschichte die Gewalt steht, daß sie aber mit innerer Gesetzmäßigkeit sich fortschreitend den Forderungen von Recht und Sittlichkeit anpassen muß, bis sie mehr und mehr zur bloßen Rechtsmacht wird, und daß zugleich mit dieser Tendenz zur Abnahme der Gewalt sich eine Tendenz zunehmender Freiheit und Gleichheit verbindet, bei der die frühere Herrschaft der Starken und Mächtigen sich in eine mehr genossenschaftliche Führung verwandelt. Nicht ein schlaffer und mutloser, sondern ein tapferer, kühner und tatkräftiger Pazifismus ist nötig, um das Werk der Zivilisation zu erhalten und zu fördern!

Die verschiedenen Stimmen klingen, wie man merkt, noch nicht harmonisch zusammen. Die Fülle der Gesichte verwirrt und blendet das ungeübte Auge. Man möchte mit dem Apostel sagen: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk!“ Aber das Rätsel, das die Sphinx der modernen Gesellschaft uns aufgibt, heischt dennoch immer neue Lösungsversuche!

Der Genius. Von Alfred v. Kessel

Erst saugt er ganz allein am Strahle;
Doch einmal ist sein Durst gestillt,
So daß, wie eine Brunnenschale
Von Wasser, er von Werken überquillt.

Und wie die breitere darunter
Aufnimmt der satten Schale Guß,
Drängt bald um ihn ein Volk sich munter
Und trinkt und lebt von seinem Überfluß!

Illustrierte Rundschau

Kolbes Beethoven-Denkmal — Kunstgewerbliche Arbeiten von Elisabeth Treskow — „Die Jahreszeiten" von Delaville — Wo lassen wir unsre Hände? — Schleißheimer Fresken von Peter Candid — Zu unsern Bildern — Ein Sommerkleid

Als Deutschland und die Welt im vorigen Jahre den 100. Todestag Beethovens feierten, besann sich die Stadt Berlin darauf, daß sie unter ihren zahllosen Denkmälern keines besaß, das des gewaltigsten musikalischen Genius unseres Volkes würdig gewesen wäre. Sie schrieb deshalb einen Ideenwettbewerb aus, der jedoch keinen überzeugenden Erfolg hatte, obgleich sich darunter so ausgezeichnete Arbeiten wie die von Peter Breuer und Hugo Lederer befanden. Vor allen anderen Werken aber fiel eine leidenschaftlich erregte Gruppe von Georg Kolbe auf; sie zeigte den sitzenden Beethoven mit zwei Genien. Aber zu überzeugen vermochte auch diese Lösung nicht, und es mehrten sich die Stimmen, die da fragten, ob es denn überhaupt nötig oder wünschenswert wäre, ein Denkmal zu errichten, wo uns die Werke des Gefeierten sein Wesen so unvergleichlich gegenwärtig hielten. Georg Kolbe war hingegen anderer Meinung. Er löste sich von dem Gedanken einer bildnismäßigen Auffassung, wie sie Klinger unübertrefflich gestaltet hatte. Er wollte in Beethoven der heroischen deutschen Seele das Denkmal schaffen, und so entstand der hier abgebildete Entwurf, der bei seiner Ausstellung im Kunstsalon Cassirer zu Berlin den Streit der Meinungen entfachte wie selten ein Werk der bildenden Kunst. Kolbe hat darauf verzichtet, die allbekannten Züge Beethovens zu formen, und daran können sich viele nicht gewöhnen. Ihnen diene zur Antwort, was Michelangelo sagte, als man ihm vorwarf, seine beiden Medici seien nicht ähnlich: „Das wird nach zehn Jahrhunderten niemand mehr bekümmern." Auch Kolbes Ehrgeiz geht höher. Er schuf hier den Genius, der mit unwiderstehlicher Kraft vorwärtsdrängt, geleitet von den Geistern der Tat und des Gedankens. In dieser Gruppe lebt ein mächtiger musikalischer Rhythmus. Wie selten ist es heute geworden, daß ein Bildhauer drei Gestalten zu komponieren vermag! Gewiß hat auch Kolbe von großen Vorgängern gelernt, von Rodin, von Carpeaux, die die „Bürger von Calais" und die Reliefs an der



Sinnender Genius vom nebenstehenden Beethoven-Denkmal von Prof. Georg Kolbe



Molkerei. Wiederentdeckte Malerei von Peter Candid — Kapelle des Alten Schlosses zu Schleißheim bei München

das griechische Relief mit seiner formalen Strenge haben auf ihn gewirkt. Er bekennt es selbst, versäumt aber nicht hinzuzufügen, daß er nur gewisse Grundgesetze der Plastik übernommen hat, in die er das Neue einzuordnen strebt, was sein Inneres erst- und einmalig bewegt. — Karl Hofer, Professor und Mitglied der Berliner Akademie der Künste, ist mit Werken in allen bedeutenden Galerien des In- und Auslandes vertreten. Er zählt zu den angesehensten Vertretern zeitgenössischer Malerei, und auch wer seine Art nicht schätzt, muß sie kennen. Wir sind überzeugt, daß vielen Lesern das Bild „Am Fenster" (zw. S. 400 u. 401) mißfallen wird, und wir halten wenig davon, das gefühlsmäßige Urteil über ein Kunstwerk durch Worte zu beeinflussen. Trotzdem ist es Pflicht einer Zeitschrift, auch einmal ein Bild zu zeigen, das Unbehagen erregen kann, eben weil es zu unsrer Zeit gehört. Auch die Anhänger Hofers machen es ihm gelegentlich zum Vorwurfe, daß er allzu düster, auch in den Farben allzu erdgebunden sei. Man wird einem Künstler nicht zureden können: „Hab' Sonne im Herzen!" Grade was manchem peinlich ist, macht einstweilen noch Hofers Stärke aus. Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß Millionen die Existenz in der Großstadt, unter den Maschinen einer unbarmherzigen Industrie, eingepfercht in die Masse, ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe höchst fragwürdig erscheint. Sie blicken in eine irre Welt, die buchstäblich mit Brettern vernagelt erscheint, denn die Ideale, die sie durch ein halbes Jahrtausend, seit der Geburt des modernen Menschen in der Renaissance, überwölbten, sind ihnen zusammengebrochen. Diese Weltstimmung schwingt in vielen der trüben Bilder Hofers, und daß er sie zu gestalten vermag, hilft manchem zur Überwindung. — Die Hefte sorgen immer für wohltuende Abwechslung. Wer sich mit Karl Hofer nicht vertragen mag, den wird das Heldentum der Skagerrakschlacht, wie es Claus Bergen gemalt hat (zw. S. 416 u. 417), packen. Und gar Schlageters „Wäscherinnen" (zw. S. 440 u. 441) werden jedermann erfreuen, so frisch und gesund ist dieses Bild empfunden,



Sommerkleid mit grüner Seidenstickerei und Seidenschal. Aufnahme Schneider

so glücklich ist es komponiert. — In dem allmählich hohen Ansprüchen genügenden Verfahren des Offsetdrucks geben wir die „Segelschiffe“ von H. E. Adametz wieder (zw. S. 448 u. 449). Geborner Düsseldorfer ist er in Hamburg aufgewachsen und hatte es bitter schwer, Maler zu werden. Er wurde Schiffsjunge, bekam viele Prügel, aber auch eine Schiffskiste zu malen, und da er sie nicht bloß grün anstrich, sondern auch mit einem Schiffsbild versah, gewann er ersten Künstlerruhm. Sein Kapitän schrieb an die Eltern, sie sollten den jungen Adametz doch lieber Maler als Seemann werden lassen. Der Rat half. Er wurde Lithograph, besuchte die Kunstgewerbeschule in Hamburg, die Akademie in Stuttgart und ließ sich 1913 in Berlin, neunundzwanzigjährig, in einem eigenen Atelier nieder, nachdem er sehr vielseitig als Dekorations- und Glasmaler, Tischler und Bootsbauer tätig gewesen war. Den Seemann von ehedem sieht man auch unserm ungemein sonnenduftigen Bilde an. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**

Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Der Beobachter

Ein deutscher Brief aus dem Banat

* „Das deutsche Herz in Südosteuropa“ — so hieß der Aufsatz, den Paul Oskar Höcker im Dezemberheft veröffentlicht hat, Bilder einer eindrucksstarken und erkenntnisreichen Studienfahrt. Einem deutschen Lehrer aus dem jetzt jugoslawischen Banat ist der Beitrag eine Herzstärkung gewesen. Er sah seine und seiner Landsleute Kampfnot in ihm gespiegelt und dem großen Vaterlande nahegebracht. Wir teilen einige Stellen aus dem Brief, den er dem Verfasser als Gruß und Dank geschrieben hat, mit, überzeugt, daß die Stimme unseres Landsmannes allen unsern Lesern zu Herzen sprechen wird:

„Sie schrieben von Schulbüchern . . . So ist's! Wir haben keine Schulbücher. Warum? Wir - - noch die Vorkriegsgeneration — lernten magyarisch. Und jetzt, da sogenannte Minderheitenrechte in die Welt geschleudert wurden, gingen die Augen uns auf . . . Wir brauchten deutsche Bücher; aber wer soll sie schreiben? Wir selbst können nicht Deutsch und haben beim besten Willen keine Zeit dazu. Wir müssen jede Stunde vergeuden, um die neue Staatssprache uns anzueignen. Es muß geschafft werden, es gilt ums Brot. Und so bleibt auch das Deutsche wieder liegen, denn es schert sich kein Teufel darum, ob wir es können oder nicht. Und es gibt Streber, die ihre ganze serbische Wissenschaft an die Kinder hängen, um dem Schulinspektor zu gefallen.

Ferner fanden Sie drei Grammophone und ein Kind in den Häusern . . . Das sind vieler Leute Ansprüche: reich werden und Grammophon. Eine Hausbibliothek findet man schwer unter dem Bauernstand. Warum? Sie hatten bis jetzt kein Bedürfnis danach. Sie hatten auch keine deutsche Schulung, die eine Grundlage hätte schaffen, den Geist wecken können.

Und doch rüttelt sich etwas. Es ergeht uns wie im Märchen dem Helden, der nach langem Schlafe zur Wirklichkeit erwacht. — Als unsere Ahnen hierher kamen und getrennt wurden vom Mutterlande, da lockerten sich bald die Fäden zur deutschen Kultur. Und gewiß hatten sie andere Sorgen. Frost, Hagel, Mißernte war ein größerer Kummer, als kein deutsches Buch zu besitzen. Und die Folge war, man vergaß sogar das deutsche Lied . . .

Nun aber wurden wir geweckt mit dem Worte: Minderheitenrechte! Und das Erwachen aus dem Zweihundertjahr-Schlaf — doch merkwürdig! — geht mit Singen an. Es entstanden die Gesangvereine wie Pilze nach Mairegen. Überall wird etwas getan. Das Wie ist noch nicht wichtig, denn wir leben in Kinderjahren. Aber wir leben und wollen leben. Es werden langsam Bibliotheken ins Leben gerufen, und da hat uns auch schon das Institut des Auslanddeutschtums unterstützt. Der Kulturbund, der das meiste für das Volk tun könnte, wird gedrückt und mit Argwohn beobachtet. Der Berufenste am Land, der Lehrer, darf nicht in seinen Dienst. Aber es wird gekämpft! Das ist eben unser Los. — Mir als Lehrer liegt sehr viel daran, mein Volk aufzuklären. Ich leite den Gesangverein und den





Jünglingsverein. Sängerfeste wurden ins Leben gerufen. Ich selbst liebe die Kunst, musiziere und male. Mein einziger Luxus — der ist aber auch schon mit Opfer verbunden — ist Ihre Zeitschrift. Wie ein Festtag ist's in unserem Hause, wenn das Heft ankommt. Sie läßt mich soviel Schönes sehen, hören und wissen und muß mir die Wirklichkeit ersetzen, denn ich glaube kaum, daß ich die Stätten deutscher Kultur und deutscher Kunst jemals an Ort und Stelle besichtigen werde. Es bleibt gewiß das gelobte Land, das ich von weitem schauen, aber nie betreten kann . . . Lehrer S."

Bilderpreise

*Auch dem mit der Entwicklung des internationalen Kunstmarktes nicht Vertrauten begegneten in der letzten Zeit häufig Nachrichten über sensationelle Preise, die sagenhafte Amerikaner für einzelne Bilder, namentlich alter Meister, bezahlt haben; es ist in den Tageszeitungen die Mode entstanden, von Zeit zu Zeit in möglichst verblüffender Form solche kurze Mitteilungen zu bringen, die dem Leser ein Kopfschütteln über die „Spleenigkeit" exzentrischer Kapitalisten entlocken sollen. Aber diese Nachrichten entbehren meist nicht eines sehr realen Hintergrundes: der Kreis von Interessenten für hervorragende alte Bilder vergrößert sich fortwährend, das Angebot nimmt — nicht zuletzt infolgedessen — dauernd ab. Die natürliche Folge davon ist eine ununterbrochene Wertsteigerung für solche Werke, so daß etwa ein anerkannt echtes, schönes Bildnis von Tintoretto — auch wenn es dem Käufer im Augenblick teuer zu sein scheint — eine weit sicherere Kapitalsanlage bedeutet als ein Aktienpaket, für das der gleiche Preis gezahlt werden muß. Einige Beispiele sollen diese Tatsache belegen. Im November 1926 wurde in Neuyork die Sammlung Stillmann versteigert, deren Hauptstücke zwischen 1910 und 1920 erworben worden waren. Ein großes Bildnis von Pontormo, 1910 für 10 000 Dollar gekauft, erzielte 39 000; ein schönes Genre-Bild von Ostade — Einkaufspreis 8000 Dollar — ging auf 32 400; Rembrandts „Titus im Armstuhl" brachte 270 000 Dollar, trotzdem der Käufer den Einkaufspreis von 100 000 Dollar kannte, und ein Herrenbildnis von Frans Hals konnte (mit 137 000 Dollar) sogar für das Dreifache des Erstehungspreises zugeschlagen werden. Gerade an Frans Hals, dessen Bilder ja erst vom Standpunkt der neueren Malerei aus völlig gewürdigt werden konnten, läßt sich die Wertsteigerung deutlich verfolgen. So kostete ein prachtvolles Männerbildnis (14 mal 11 Zentimeter groß) 1912 auf einer Berliner Auktion 173 000 Mark, 1913 in Paris bereits 290 000 Frs., um 1919 zu einem noch höheren Preis nach England verkauft zu werden. Nachdem ein ähnliches Bild 1923 auf einer Londoner Auktion mit 20 000 Pfund bewertet wurde, wunderte sich kein Sachkundiger mehr über den Preis von 50 000 Pfund, den der Sammler J. R. Thompson für eine Variation des bekannten „Lachenden Mandolinenspielers" anlegte. Die 2 000 000 Mark, die der auch in Deutschland bekannte Neuyorker Bankier Otto H. Kahn für ein allerdings ungewöhnlich schönes Familienbildnis dieses Meisters bezahlte, würden heute bereits erheblich weniger überraschen, als sie es vor fünf Jahren taten!

Und doch kommen — vor allem im Fieber der großen Auktionen — Fälle vor, in denen einzelne Bilder stark überschätzt und infolgedessen viel zu hoch bewertet werden. Die 100 000 Goldfrancs

z. B., die der Neuyorker Sammler Frick für seinen vierten Rembrandt, das unvollendete „Bildnis einer alten Frau“ ausgab, oder die 32 000 Fl., die im April vorigen Jahres in Amsterdam für ein wirklich schwaches Miniaturbildnis Rembrandts (10,5 mal 7 Zentimeter), einen „Greisenkopf“, erzielt wurden, sind weit eher „Sensationen“, als etwa die 2 000 000 Frs., die ein Händler 1921 für dessen „Alte Frau mit Augenglas“ zahlte (um damit noch Geschäfte zu machen), oder die 100 000 Pfund, die Widener in Philadelphia für die wundervolle „Landschaft mit der Mühle“ anlegte. Die Qualität eines Bildes übt eben doch — auch bei den berühmtesten „Namen“ — einen weit stärkeren Einfluß auf seine Bewertung aus, als der Laie anzunehmen gewöhnt ist. Drei Tizian-Preise zum weiteren Beweis: Ein Bildnis Philipps II. kaufte ein englischer Händler vor Jahren aus der Sammlung Lenbach für 1 000 000 Mark, während vor einigen Monaten das Neuyorker Metropolitan-Museum aus dem Münchner Kunsthandel ein Bildnis Alfonsos I. (Este) für 125 000 Dollar erwarb; aber auch Widener — übrigens der Besitzer wohl der kostbarsten aller Privatsammlungen alter Meister — überzahlte das prachtvolle Bild „Venus und Adonis“ nicht, trotzdem er die enorme Summe von 1 000 000 Dollar dafür ausgab. — Eine weiterhin ausschlaggebende Rolle bei der materiellen Einschätzung eines alten Bildes spielt vor allem auch der Seltenheitswert: man kann beispielsweise ruhig sagen, daß 30—40 Rembrandts im Handel vorkommen, bis sich ein einziges Mal eine Arbeit von Vermeer van Delfft findet, dessen bekanntes Werk außerordentlich klein ist; als vor kurzem in England die Sammlung Coats versteigert werden sollte, entschlossen sich die Erben des verstorbenen Besitzers kurz vorher, das Hauptstück, Vermeers „Christus mit Martha und Maria“ der National-Galery in Edinburgh zu schenken; als Schätzwert wurden von amtlicher Seite 60 000 Pfund angesetzt! Fast ebenso selten kommen die (an sich zahlreichen) Werke von Correggio im Handel vor — schon Friedrich II. erwarb die berühmte „Leda“ trotz des traurigen Zustandes, in dem sich das Bild befand, für 21 000 Livres —, während authentische Werke von Raffael heute fast nie mehr angeboten werden. Als im vorigen Jahre Raffaels kleines, wenig reizvolles „Bildnis der Emilia Pia de Montefeltre“ (25×18 Zentimeter) aus altem englischen Besitz zu haben war, fand sich in dem Sammler J. Epstein (Neuyork) schnell ein Käufer, der die geforderten 250 000 Dollar dafür bezahlte.

In keinem Verhältnis zu derartigen Zahlen, die bei der steigenden Nachfrage nach hervorragenden alten Bildern durchaus ihre Berechtigung haben, stehen die phantastischen Summen, die namentlich von amerikanischen Sammlern in den letzten Jahren für Hauptwerke der englischen Porträtmaler des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts gezahlt werden. Henry Huntington, der im vorigen Jahre starb und dem amerikanischen Staat für etwa 40 000 000 Dollar Kunstwerke vermachte, war der „Hauptschuldige“ an dieser Hausse für englische Bildnisse; als er 1925 den berühmten „Blue boy“ kaufte, erzählten die Zeitungen von einem „Gainsborough für drei Millionen“ —, doch wurde erst später bekannt, daß Huntington damals noch zwei weitere Gainsboroughs miterwarb, die „Miß Siddons als tragische Muse“ und das „Bildnis der Herzogin von Devonshire“. Gesamtpreis: 550 000 Pfund = 11 000 000 Mark! Für diese Summe könnte man beispielsweise eine kleine Sammlung italienischer Renaissance-Meister zusammenbringen, in der die wesentlichsten

Namen von Giotto bis Botticelli vertreten wären. Trotzdem kann der englische Kunsthandel jetzt mit Preisen von 20- bis 50 000 Pfund für Hauptwerke von Hoppner, Romney, Raeburn und Reynolds rechnen. Die 74 000 Guineas, die für Lawrences „Rinkie“ erzielt wurden, oder etwa die 65 000 Pfund, die das englische Schatzamt dem Besitzer eines zufällig entdeckten Jugendbildnisses des Admirals Nelson von Romney bot, sind durchaus keine „Sensationspreise“ mehr. Dennoch stimmen solche Ergebnisse nachdenklich, wenn man Vergleiche mit den Preisen bereits anerkannter neuerer Meister zieht. Ein Menzel z. B. für 100 000 Mark müßte schon etwas *ganz* Besonderes sein; ein Leibl-Porträt, das mehr als etwa 80 000 Mark kosten würde, gehört zu den Seltenheiten. Ganz besonders fällt das Mißverhältnis im Vergleich zur Bewertung alter Bilder bei einigen der scheinbar schon teuren französischen Impressionisten auf, deren Ruf doch zweifellos international begründet ist: Für 150- bis 200 000 Mark ist heute noch ein schöner Manet zu haben, für die Hälfte und weniger gar schon eine große Landschaft Monets und für 20- bis 30 000 Mark ein prachtvoller Sisley. Ganz zu schweigen von den herrlichen Landschaften eines van Gogh, die sich jetzt mancher Spekulant für 60- oder 70 000 Mark durch die Finger gehen läßt, nicht ahnend, wieviel solche Bilder in wenigen Jahren kosten *müssen*. **Karl E. Maison.**

Ein König wirbt

Eine kuriose Angelegenheit (mit einem unveröffentlichten Brief-Entwurf aus dem Hohenzollern-Archiv)

Von **Paul Burg**

* Christian Friedrich Hufeland legte seinen Brief stumm auf den Tisch, verneigte sich tief vor seinem pedantischen Herrn und ging.

„Bloß Anregung . . . in ähnlicher Lage . . . selber versuchen — Verschwiegenheit!“ stieß Friedrich Wilhelm III. von Preußen hervor und nickte dem Graukopf an der Tür huldvollen Abschied. Sogleich ergab er sich der Lektüre des Brautbriefes, mit dem sein Leibarzt, Witwer in den Fünfzigern, vor Jahren um seine zweite Frau geworben hatte.

„Poesien — passen nicht zu unsereinem!“ Brummelnd legte er schließlich das zierliche, in den zartesten Tönen abgefaßte Schreiben beiseite und machte sich wieder an seinen so oft erwogenen Entwurf auf dem grauen Konzeptpapier. Daneben lag die Liste der 34 morganatischen Fürstenehen, seit 1518 geschlossen und von seinem Kabinett sorgsam zusammengestellt, auch Zeitungsberichte über die letzten Fürstenhochzeiten zur linken Hand.

„Kann und will es dem Andenken meiner guten Luise nicht anders antun . . . Alten Esel schimpfen Kinder und Enkel mich sowieso . . .“

Mit seiner schnellen, dünnen Handschrift schrieb er den Brief an die Gräfin *Auguste von Harrach* nunmehr ins reine:

„. . . Sie, verehrteste Komteß, gefielen mir schon, als ich Sie vor zwei Jahren zuerst in Teplitz sah. Sie gefielen mir wieder, als ich Sie im vergangenen Jahre daselbst wiedersah. Sie gefielen mir aber noch bei weitem mehr, als ich Sie in diesem Jahre sah — aber leider waren es so wenige Augenblicke. Ihre heitere Liebenswürdigkeit, ihre Anspruchslosigkeit, Ihr offenes Wesen sprachen mich mehr als je an. Ein inneres

Gefühl, eine gewisse Ahnung ward in mir rege, als ob Sie wohl die sein könnten, die ich suche. Wie schmerzlich hatte ich zu bedauern, daß Ihre Verhältnisse es Ihnen nicht gestatteten, Ihren Aufenthalt daselbst um etwas zu verlängern — ich hätte alsdann hoffen können, mich Ihnen etwas nähern zu dürfen. Ich hätte hoffen können, Ihre Sinnes- und Denkungsart einigermaßen zu erforschen, um daraus zu ersehen, inwiefern Sie etwa meinen Wünschen und Hoffnungen entgegenkämen, und inwiefern ich, wenn ich nun diesen Schritt versuchte, auf eine gewisse Erklärung von Ihrer Seite würde rechnen dürfen.

Alles dieses mußte unterbleiben, als Sie so schnell zur Abreise schritten. Nach tausenderlei entworfenen und wieder verworfenen Plänen ward es mir endlich möglich, Sie noch einige Augenblicke aufzusuchen. Von dort nahm ich eine ebenso wehe als wehmütige Erinnerung mit hinweg, obgleich ich meinem Ziele dadurch nicht nähergerückt war.

Die Bekanntschaft, die sich zwischen Ihnen und mir gestaltet hatte, hatte trotz ihrer kurzen Dauer einen nichts weniger als flüchtigen Eindruck in meinem Gemüte hinterlassen, und ich glaubte deshalb einen Wink der Vorsehung in diesem Umstande zu erblicken, den ich nicht unbeachtet vorübergehen lassen wollte. Ich glaubte es wagen zu müssen, diesen Schritt zu tun.

Meine beiden älteren Töchter sind in fremden Ländern etabliert, meine jüngste ist auch schon Braut und wird in wenigen Monaten dem Beispiel folgen. Dann stehe ich einsam und verlassen da und ohne weiblichen Anhang, und dennoch sehnt sich mein Herz nach diesem. Aber nur unter der Firma einer rechtmäßigen Gemahlin wäre dieses möglich, ich sage: unter der Firma, denn mein Herz sucht in dieser nicht das, was die Jugend sucht, und nur eine treue Freundin und Lebensgefährtin, um mit ihr ein freundliches, stilles, ruhiges und einträchtiges Leben zu führen.

Wer aber wird sich hierzu verstehen wollen? Wie mancherlei Entsagungen und Entbehrungen sind hiermit verbunden? Gibt es wohl ein junges Wesen, das genug Seelenstärke besäße, um diese schwierige Aufgabe mit treuer Selbstverleugnung zu erfüllen?

Prüfen Sie sich selbst — fassen Sie keinen übereilten Entschluß, den Sie früher oder später in Hinsicht Ihrer oder meiner in Frage kommenden Persönlichkeit, denn nur von dieser allein rede ich, bereuen dürften. Sie sind jung — ich nicht. Sie sind lebenslustig und flink, übersteigen gern den Götterfelsen — ich nicht. In Ihrem Alter liebt man die Freuden der Welt, in dem meinigen macht man sich nicht viel daraus. Sie sind guter Gesundheit — ich fast stets unwohl. Sie sind heiter und lustig — ich nur selten. Meine Ansichten und Wünsche werden öfter von den Ihrigen abweichen. Sie tanzen gern — ich höchstens noch eine Polonaise. Meine Gewohnheiten werden mit den Ihrigen nicht übereinstimmen, ich bin ein Sklave der meinigen und zu alt, um sie abzulegen. Ich habe einen entschiedenen Widerwillen gegen Ringe und Ohrringe, brause auch zuweilen recht auf.

Diese Schilderung seines Selbst für einen, der als Freier antreten will, ist vielleicht ungewöhnlich, allein mein Glück kann nur von dem Ihrigen abhängen, und so wird es Pflicht, sich nicht für etwas anderes auszugeben. Sollten Sie trotzdem diesen fast für Sie gewagten Schritt tun wollen, so wird nur am Grabe enden die Liebe und Dankbarkeit

Ihres

Friedrich Wilhelm."



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig